

ZEITSCHRIFT
FÜR
PATHOPSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

N. ACH (Königsberg), H. BERGSON (Paris), G. HEYMANS (Groningen), P. JANET (Paris), F. KRUEGER (Halle), O. KÜLPE (Bonn), H. LIEPMANN (Berlin), E. MEUMANN (Hamburg), E. MÜLLER (Göttingen), H. MÜNSTERBERG (Cambridge U. S. A.), A. PICK (Prag), R. SOMMER (Gießen), G. STÖRRING (Straßburg i. E.)

HERAUSGEGEBEN VON

WILHELM SPECHT

II. BAND, 3. HEFT

INHALT:



LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1913

Ausgegeben am 3. Juni 1913. Preis M. 9.—.

Mitteilung an die Herren Mitarbeiter.

Sämtliche Beiträge für die Zeitschrift für Pathopsychologie, deren Veröffentlichung in deutscher, ausnahmsweise auch in französischer und englischer Sprache erfolgen kann, bittet man an die Adresse des Herrn Privatdozent Dr. **Wilhelm Specht, München,** Max Josefstraße 6, zu senden.

Die Herren Mitarbeiter erhalten an *Honorar M 40.—* für den Druckbogen. Dissertationen sind von der Honorierung ausgeschlossen.

Den Herren Mitarbeitern werden 50 Sonderdrucke von ihren Abhandlungen und Aufsätzen unberechnet geliefert. Weitere Exemplare stehen auf Wunsch gegen Erstattung der Herstellungskosten und unter der Voraussetzung, daß sie nicht für den Handel bestimmt sind, zur Verfügung. Falls die Verlagsbuchhandlung einen Sonderdruck einer Abhandlung veranstaltet, erhält der Herr Verfasser im ganzen 75 Freiexemplare der Sonderausgabe und weitere Exemplare gegen Vergütung von 75 % des Ladenpreises.

Die *Manuskripte* sind *nur einseitig beschrieben* und ***druckfertig*** einzuliefern, **d. h. so, daß das Lesen der Korrektur in der Ausmerzung von Satzfehlern besteht, nicht in einer stilistischen oder sachlichen Umarbeitung.** Jedes Einschieben von Worten und ähnliche Änderungen sind mit entsprechenden Kosten verknüpft, und sie müssen, wenn dadurch die normalen Korrekturkosten wesentlich erhöht werden, den betr. Herren Autoren zur Last gelegt werden.

Die *Zeichnungen* für Tafeln und Textabbildungen (diese mit genauer Angabe, wohin sie im Text gehören) werden auf *besondern* Blättern erbeten, auch wolle man beachten, daß für eine getreue und saubere Wiedergabe gute Vorlagen unerläßlich sind. Anweisungen für zweckmäßige Herstellung der Zeichnungen mit Proben der verschiedenen Reproduktionsverfahren stellt die Verlagsbuchhandlung den Herren Mitarbeitern auf Wunsch zur Verfügung. Bei photographisch aufgenommenen Abbildungen wird gebeten, die *Negative* bei Absendung des Manuskripts unmittelbar *an die Verlagsbuchhandlung* zu schicken.

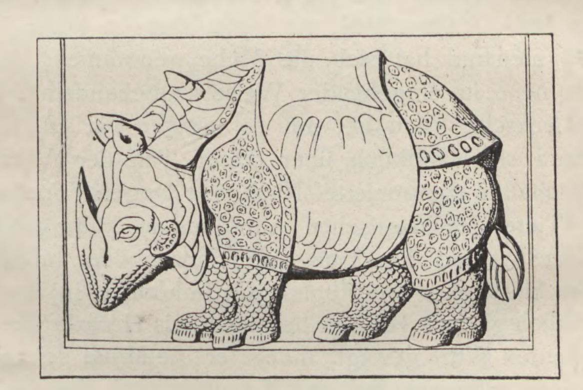
Die Veröffentlichung der Arbeiten geschieht in der Reihenfolge, in der sie druckfertig in die Hände der Redaktion gelangen, falls nicht besondere Umstände ein späteres Erscheinen notwendig machen.

Die Korrekturbogen werden den Herren Verfassern von der Verlagsbuchhandlung regelmäßig zugeschickt, und es wird dringend um deren *sofortige Erledigung* und Rücksendung (ohne das Manuskript) an die Verlagsbuchhandlung gebeten. *Von etwaigen Änderungen des Aufenthalts oder vorübergehender Abwesenheit bittet man, die Redaktion oder die Verlagsbuchhandlung* ***sobald als möglich*** *in Kenntnis zu setzen. Bei säumiger Ausführung der Korrekturen hat der Verfasser es sich selbst zuzuschreiben, wenn seine Arbeit etwa für ein späteres Heft zurückgestellt werden muß.*

Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

Soeben wurde durch Erscheinen des zweiten Bandes vollständig:

OTTO KELLER
DIE ANTIKE TIERWELT



ERSTER BAND: SÄUGETIERE

MIT 145 ABBILDUNGEN IM TEXT UND 3 LICHTDRUCKTAFELN
27 BOGEN 8⁰. GEHEFTET M. 10.—. IN LEINEN GEB. M. 11.50

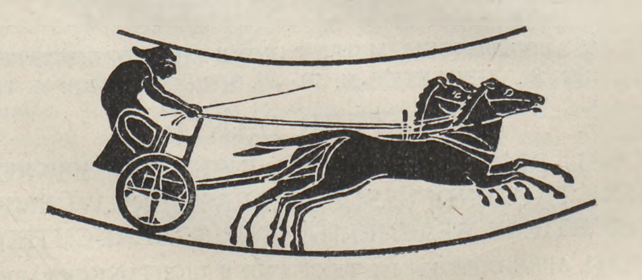
ZWEITER BAND:

VÖGEL, REPTILIEN, FISCHE, INSEKTEN, SPINNENTIERE, TAUSENDFÜSSLER, KREBSTIERE, WÜRMER, WEICHTIERE, STACHELHÄUTER, SCHLAUCHTIERE

MIT 161 ABBILDUNGEN IM TEXT UND 2 LICHTDRUCKTAFELN
39 BOGEN 8⁰. GEHEFTET M. 17.—. IN LEINEN GEB. M. 18.50



Seit Othmar Lenz, der biedere schlangenkundige Pädagog von Schnepfenthal, seine »Zoologie der alten Griechen und Römer« geschrieben hat (Gotha 1856), sind nun fast 60 Jahre übers Land gangen und niemand hat sich die Mühe genommen, das wichtige Thema aufs neue in eingehender Weise zu behandeln. Je mangelhafter das Lenzsche Buch ist, um so nötiger war es, daß endlich einmal jemand ein Handbuch über diesen Teil der Altertums- und Naturwissenschaften komponierte. Nach sehr langen Vorarbeiten, unter denen die »Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung« (1887) und die »Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des klassischen Altertums« (mit Imhoof, 1889) erwähnt seien, hat der in philologischen Kreisen besonders als Horazkritiker bekannte Otto Keller den Wurf gewagt, indem er die Muße seines Alters zur Abfassung eines allgemein lesbaren Kompendiums über die Fauna der beiden alten klassischen Völker benützte. Das Buch liegt jetzt in zwei Bänden fertig vor: zusammen ungefähr 1000 Seiten und 400 Illustrationen. Über den Inhalt orientiert das am Schlusse befindliche Verzeichnis.



Probeabbildung.

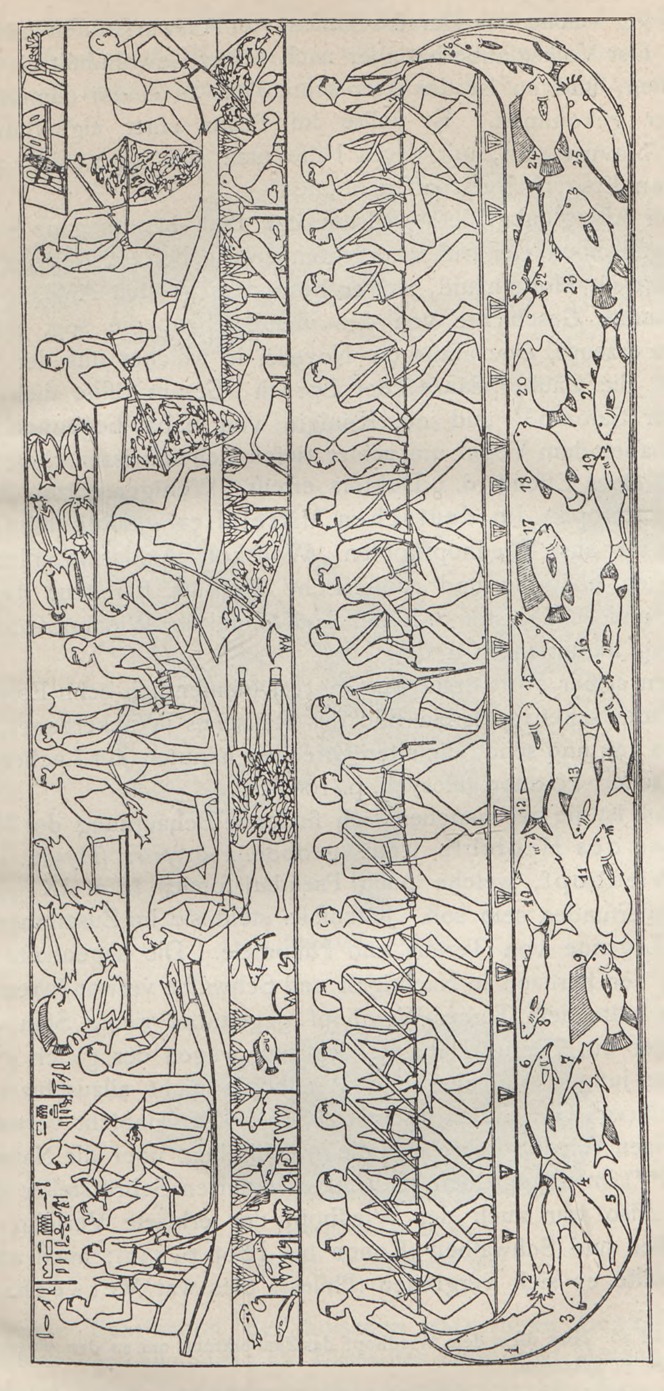


Fig. 118. Basrelief vom Grabe Mera's zu Sakkhara, sechste Dynastie, nach de Morgan.

Orten liegt, welche das Herausschaffen von Auswurfstoffen nicht gestatten. Der Volksglaube hat aber nach seiner Gewohnheit die Sache übertrieben, und so ist das Tier schließlich zu einem dämonischen Charakter gekommen. Es sollte im Besitz einer eigentümlichen Pflanze ἀδίαντον sein, mit deren Hilfe man sich zu verborgenen Schätzen Eingang verschaffen könne[30].

Dieser Aberglaube, dessen Grundzüge man bereits ganz klar bei Älian*) und noch viel früher andeutungsweise bei Aristophanes entdeckt, hat im Morgenland, wo er besonders großen Anklang fand, die berühmte Geschichte von den vier Dieben, die sog. Samirlegende erzeugt, eine amüsante Novelle, in welcher uns der Wiedhopf und die Zauberpflanze, der Spruch »Sesam öffne dich«, der Erzmagier Salomo[31] und die Königin von Saba begegnen. Die Araber haben dem Vogel um seiner tiefen Geheimwissenschaft willen den Titel eines Effendi d. i. Doktors erteilt. Weniger ehrten ihn die Leute in Europa. Im deutschen Mittelalter glaubte man, daß die Hexen aus Wiedhopfköpfen, Wolfskot, Fledermausblut und Eulenherzen höllische und zauberische Ragouts bereiten, daß der Kuckuck und sein Küster d. h. der Teufel und der Wiedhopf auf dem Blocksberg herumtanzen u. dgl.

Wegen seiner sonderbaren Gesten (namentlich beim Essen) ist er im Altdeutschen auch ein Bild des Rausches (Wackernagel, ἔπεα πτερόεντα 39), und schon die alten Griechen nannten ihn Lacher oder Possenmacher, γέλασος (Hesych. p. 1007 S.).

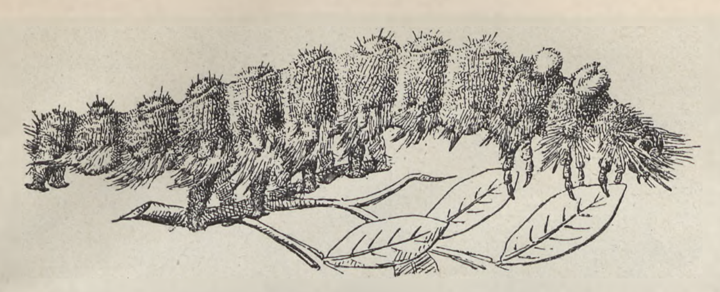
Seltsam ist die bei manchen sich findende Behauptung der Metamorphose des Habichts ἱέραξ (geopon.), *accipiter* (Hygin. 45) in einen Wiedhopf, welche nach Pseudaristoteles h. a. IX 49 von Aeschylos erfunden sein soll. Jedenfalls steht sie im Zusammenhang mit der Legende von Tereus und Philomele. Die sagenhafte Mißhandlung der hernach in Nachtigall und Schwalbe verwandelten Prinzessinnen hatte dem Tereus-Wiedhopf gegenüber wenig Sinn, dafür paßt besser ein Tereus-Habicht, der sich wegen der gleich grauen Farbe der jungen Habichte und Wiedhopfe nicht allzuschwer aufstellen ließ (vgl. G. Schmid, luscinia 18. 19): »Der Habicht verwandelt sich in einen Wiedhopf« lehrten die griechischen, über die Natur der Zugvögel**) im allgemeinen schlecht orientierten Schriftsteller (geop. XV 1). Also war auch der Wiedhopf der erklärte Verfolger von Nachtigallen und Schwalben (Konon bei Phot. p. 136); auch an den Bienen sollte er sich vergreifen (Philes): dies war Verwechslung

---

*) n. a. III 26. Hier dient dem Wiedhopf das Zauberkraut, um zu den eingeschlossenen Jungen zu gelangen.

**) Der Wiedhopf ist in Griechenland ein im April häufiger Zugvogel.

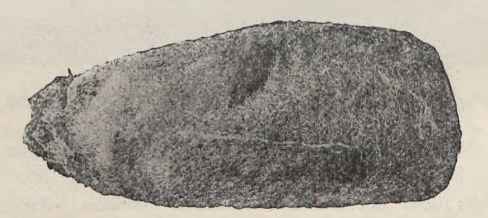
funden, daß sich aus seinen Kokons tatsächlich Seidenstoffe herstellen lassen. Freilich die Konkurrenz mit der feineren chinesischen Seide können sie nicht aushalten. Daher ist auch die zur Römerzeit sehr



Natürliche Größe.



Natürliche Größe.



$^2/_3$ natürlicher Größe.

Fig. 137. Lasiocampa otus.

blühende Fabrikation der koischen gazeartigen Gewandstoffe seit Justinian verschwunden; im Mittelalter hatte kein Mensch mehr eine Ahnung davon. *Lasiocampa otus*, von der wir hier (Fig. 137) Raupe,

Probeabbildung.



Fig. 147. Römisches Mosaik in South-Kensington.

Mitte: *Palinurus vulgaris* (Languste). Rechts unten, Ecke *Octopus vulgaris,* gebissen von einer Muräne, *Murena helena.* Links *Serranus.* Weiter links Ecke: *Goldbrasse.* Obere Hälfte: Links über der Goldbrasse *Mullus barbatus.* Zwischen ihm und der linken Klaue der Languste: unbestimmt. Zwischen den zwei Spießen der Languste vielleicht *Sciaena,* rechts davon *Serranus gigas.* Erste Zeile oben: links Ecke: *Labrax lupus;* rechts Ecke wahrscheinlich *Gobius* (Klunzinger).

Gekürzte Übersicht über den Inhalt des ersten Bandes.

Gekürzte Übersicht über den Inhalt des zweiten Bandes.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Die Ausdrucksbewegung und ihre diagnostische Verwertung.

Von
Ludwig Klages,
München.

Mit 33 Figuren im Text.

Inhalt.

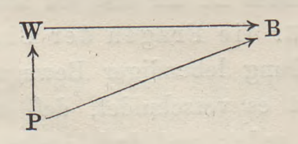
I. Das Ausdrucksgesetz.

Die Hauptergebnisse unserer länger als fünfzehnjährigen Befassung mit Tatsachen des Ausdrucks, obschon an mehreren Stellen kundgegeben, blieben der Schule bisher so unbekannt, daß wir sie auch bei dieser Untersuchung nicht voraussetzen dürfen. Mit einer nochmaligen Entwicklung des Ausdrucksgesetzes können wir freilich nicht umhin, wiederholt auf früheres zurückzugreifen; doch gehen wir alsbald darüber hinaus zu der uns vor allem wichtigen Formel seiner Verwertung für die Fragen der Charakterkunde.

Die übliche Einteilung lebendiger Bewegungen in willkürliche und unwillkürliche hat es verschuldet, daß man von jenen nicht anders wie von diesen redet; und doch bestehen nur die unbewußt verlaufenden für sich, niemals aber die bewußten. Man vermag zu atmen, zu schreiten, das Gesicht im Zorn zu verziehen, völlig ohne davon zu wissen, aber man kann nicht die allerkleinste Bewegung in ihrem ganzen Verlauf überwachen. Es versuchen, hieße sie völlig fesseln und wäre ebenso aussichtslos, als wenn man ohne Aufwand irgend welcher Triebkraft ein Schiff zum Fahren bringen wollte durch

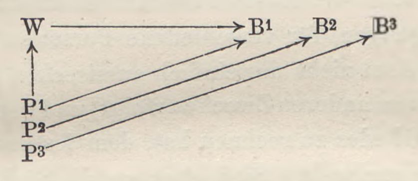
bloßes Richten des Steuers. Wie das Schiff zwar mit und ohne Steuer, nicht aber ohne Triebwerk vom Platze kommt, so bedarf auch jede lebendige Bewegung einer treibenden Kraft und diese ist ausnahmslos unwillkürlich, mag in den ungenau schlechtweg willkürlich genannten immerhin zu ihr noch hinzutreten das Steuer des Willens. Darum zeigt jede Handlung Ausdruckszüge und in ihnen die Lebenseinheit des Handelnden. Der Gedanke enthält jedoch gewisse Einsichten in die biologische Funktion des Willens, die nicht Allgemeingut sind, weshalb wir ihn zunächst auf andere Weise verdeutlichen.

Gäbe es Willensakte für sich, so wüßten wir bald, was sie zu leisten vermögen, was aber nicht. Allein der wohlunterscheidbare Willensakt, vermöge dessen einer den Arm ausstreckt, ist nicht zu trennen von ihm, dem Wollenden. Wenn wir schon in seiner Bewegung ein Wollen erfassen, so ist es unfraglich sein Wollen, nicht Wollen überhaupt und nicht eines anderen. Nur mit Bezug auf gewisse Verhaltungen lebendiger Wesen sprechen wir vom Wollen und nur, daß solche Verhaltungen möglich sind, sagen wir kürzer durch Unterschiebung einer Willenskraft. Dann genügt es aber auch, sich dieses Umstandes bewußt zu werden, um einzusehen, daß im Tun des Wollenden notwendig zur Erscheinung komme er selbst, seine Lebenseinheit und, sofern er ein geistiges Wesen ist, seine Persönlichkeit. Ingestalt eines Schemas stellt sich das folgendermaßen dar. Eine Bewegung B sei hervorgegangen aus einem Willensakt W, im Willensakt W erscheint die Persönlichkeit P des Wollenden, folglich erscheint sie nicht minder auch in der Bewegung B. Liegen



mit anderen Worten Merkmale vor, die uns erlauben, in einer Bewegung ein Tun zu sehen, so muß sie daneben auch solche zeigen, kraft deren das Tun einen Ausdruck hat, und erfassen wir mittels jener den Zweck des Wollenden, so mittels dieser den zwecksetzenden Charakter: in jeder Willkürbewegung steckt die persönliche Ausdrucksform.

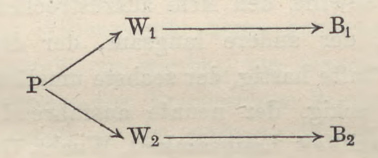
Eine Konsequenz davon wäre, daß die Bewegungen mit den Charakteren wechseln müßten, wenn der nämliche Willensakt von verschiedenen Personen vollzogen würde. Treten mit der Absicht, den Arm auszustrecken, an die Stelle der Person P die Personen P^1, P^2, P^3, so sollten auch statt der Bewegung B Bewegungen B^1, B^2, B^3 sichtbar werden, die sich von ihr analog unterscheiden wie die Persönlichkeiten untereinander. Ohne uns noch darüber schlüssig zu werden, worin die Analogie zwischen Bewegungen und Charakteren bestehe, dürfen wir den Satz für richtig halten, wofern sich



erweist, daß zweckgleiche Bewegungen bei verschiedenen Personen auf individuell verschiedene Weise verlaufen. Das aber ist wirklich der Fall. Gewillt, den Arm auszustrecken, tut es der eine unwillkürlich rasch, der andere langsam, der dritte wuchtig, der vierte zögernd, der fünfte hastig, der sechste umständlich, der siebente gleitend, der achte eckig, der neunte ausfahrend und so fort, ein jeder gemäß der Raschheit, Langsamkeit, Wucht, Gehemmtheit, Hast, Umständlichkeit, Flüssigkeit, Eckigkeit oder Übertriebenheit seiner Bewegungen überhaupt. Noch die einfachste Willkürbewegung nimmt ebensoviele Formen an, als wir Personen herbeiholen, sie auszuführen, und das gesamte Wortinventar aller Sprachen der Erde reicht nicht aus, um alle Sonderfälle, um auch nur einen einzigen erschöpfend zu kennzeichnen. Wir sind dabei nämlich notgedrungen auf Allgemeinbegriffe wie eckig, hastig, umständlich usw. und die stets nur Varietäten begründende Zusammenstellung solcher angewiesen, während in Wahrheit die Eckigkeit, Eile, Reichhaltigkeit jeweils einzig ist, da sie teilnimmt am Gepräge des Ausdrucksganzen, in welchem sie vorkommt. Die »individuelle« wäre ja wörtlich die »unteilbare« Bewegung, d. h. eine solche, in deren Eigenschaften immer schon miterfaßt würde die Totalität ihrer Eigenart: ein Umstand von hoher Bedeutung, auf den wir zurückkommen. Nichts aber bezeugt wohl zwingender, wie klar wir einer ganz per-

sönlichen Note innewerden, als eben das Ungenügen, das wir so lebhaft bei dem Versuch empfinden, sie abzuschildern.

Wie jedoch wissen wir, ließe sich fragen, ob die Eckigkeit, Umständlichkeit, Hast, die wir am Tun etwa des Armausstreckens bemerken, wirklich gerade zu seinem Ausdruck gehöre? Vielleicht hat sich einer den Arm verletzt oder ist körperlich müde und bewegt sich nur darum eckig; ein anderer will unseren Eindruck fälschen und legt absichtlich in seine Bewegungen Wucht hinein. Beide Möglichkeiten berühren zwar nicht unser Schema, das Identität des Willensaktes, also z. B. der Absicht des Armausstreckens bei gleichen Ausführungsbedingungen, für verschiedene Personen voraussetzt; wohingegen, wer den Arm nicht nur einfach ausstrecken, sondern wuchtig ausstrecken will, einen anderen Zweck verfolgt, und wer mit dem Hindernis eines kranken Gliedes zu rechnen hat, dem festgesetzten mit unzureichenden Mitteln nachgeht. Sind aber an die Stelle von W jeweils W_1 und W_2 getreten, so müssen auch die Stelle von B Bewegungen B_1 und B_2 einnehmen, die von der Verschiedenheit nicht mehr der



wollenden Personen, sondern der Willensakte in ein und derselben sprechen. Nur umsomehr indes würde der diagnostische Wert der Bewegungsqualitäten zweifelhaft und es entstände die Frage, wie wir diejenigen ihrer Eigenschaften in Anschlag bringen, die von unbekannten Änderungen des Wollens rühren. Die Antwort lautet: durch Vergleichung der Bewegungen sowohl verschiedener Organe als auch des nämlichen zu verschiedener Zeit. Wer heute ermüdet ist, wird es nicht notwendig auch morgen sein, und wer den Arm geflissentlich wuchtig streckt, teilt damit noch nicht die gleiche Wucht seinen sonstigen Gesten mit, seinem Gange, seiner Haltung, den beweglichen Teilen seines Gesichtes, dem Tonfall und Takt seines Sprechens. In die übrigens vielleicht verhältnismäßige Schlaffheit seiner Ausdruckszüge bricht die Wucht solcher Armbewegung als ein fremder und falscher Ton herein, solcherart Kunde gebend, daß seine Ursprungsstelle in der Willkür des Wollenden und nicht in

dessen Charakter liege. Für die Betrachtung der Handschrift, die uns als wichtigstes Beweismittel dienen soll, folgt daraus die Notwendigkeit bisweilen der Heranziehung mehrerer Schriftstücke und innerhalb desselben stets der Vergleichung seiner Teile untereinander. Einer zuerst von MEYER[1] formulierten Regel zufolge, deren Grund sich von selbst ergibt, bleibt die Aufmerksamkeit für die gewünschte Leitung der Schreibfunktionen wacher jeweils am Anfang der Abschnitte, Zeilen und Wörter, weshalb die Endzüge ganz allgemein vor den Anfangszügen und wiederum besonders auf der Schlußseite des Skriptums diagnostisch den Vorzug haben. Ein Blick auf Fig. 1 mag uns einen Begriff davon geben, wie die natürlichen Bewegungsantriebe in eben dem Maße entfesselt werden, als der Schreibende nach stattgehabter Unterbrechung allmählich wieder in »Zug« gerät.

Die erste Zeile bildet mit der Horizontalen einen Winkel von etwa 6°, die letzte einen solchen von mindestens 10°. In der dritten ist der i-Punkt über dem Anfangsworte »wieder« vom Grundstrich des i etwa um dessen Länge entfernt, im darauffolgenden Worte »schreiben« schon wesentlich mehr und im Schlußwort »ich« fast um das Doppelte. Gleichsinnige Höhenverschiedenheit zeigen die i-Punkte im Worte »richtiger« Zeile 4 sowie etwas schwächer ausgeprägt in »richtigsten« Zeile 9. In »Begleitbrief« Zeile 6 steht der erste i-Punkt, der in die Unterlänge des darüber befindlichen h geriet, in der Verlängerungslinie des Grundstrichs, der zweite um eine ganze Buchstabenbreite nach rechts verschoben oder, wie man zu sagen pflegt, »voreilend«; gleichermaßen wächst die Rechtsbewegung mit dem Vorrücken in der Zeile bei den drei i-Punkten der folgenden. Wenn auch naturgemäß nicht ohne Ausnahme, so bleibt das Wachsen der Freizügigkeit mit der Zunahme des »Fließens« der Bewegung doch die Regel, die uns gestattet, an der Hand schon eines einzigen Schriftstückes durch Vergleichung seiner Teile untereinander sowohl die willensmäßigen als auch manche unbewußten Hemmungen auszusondern. Nur durch das intermediäre Eingreifen eines zügelnden Willens erscheinen die von Natur ausgesprochen

---

[1] Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie, Jena 1901, S. 59. Ferner besonders Berichte der deutschen graphologischen Gesellschaft, 1897, S. 26. Graphologische Monatshefte, 1900, S. 134.

zentrifugalen Bewegungsantriebe des Schreibers von Fig. 1 vorübergehend eingeschränkt.

Der obige Einwand ruft aber noch ein weiteres Bedenken hervor. Jemand kann durchweg den Eindruck der Entschiedenheit

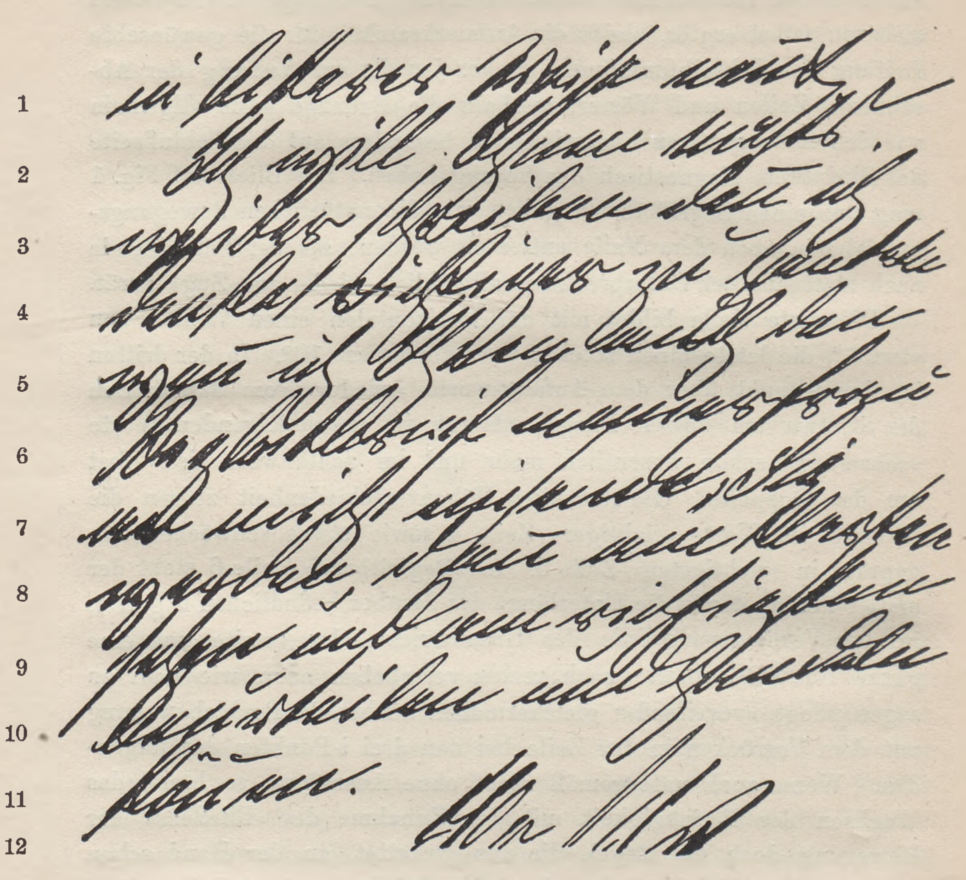


Fig. 1.

oder Originalität oder Zwanglosigkeit machen wollen und darum zu jeder Zeit und in alle ihm auffälligen Gebärden eine größere Wucht, Gewähltheit, Leichtigkeit hineinlegen, als ihm eigen wäre, wenn er »sich gehen ließe«. Er kann sich üben, nachdrücklich, pretiös, nonchalant oder wie sonst immer aufzutreten und zumal seiner Schrift eine künstliche Festigkeit, Sonderbarkeit oder Zierlichkeit verleihen,

die uns, so scheint es, über sein natürliches Ausdrucksgepräge täuschen müßte. Die Frage erhebt sich, ob und wie wir imstande sind, solche unter Mitbeteiligung der Willkür erworbenen Züge zu unterscheiden von den ursprünglichen. — Wir haben den weit über die Grenzen dieser Arbeit hinausreichenden Problemkreis, der damit berührt wird, an anderer Stelle so eingehend erörtert, daß wir uns hier damit begnügen, das prinzipielle Ergebnis zu wiederholen, hinsichtlich der theoretischen und Erfahrungsbelege aber auf die einschlägigen Kapitel unseres Buches verweisen[1]. Wie verschieden erworbene Züge im einzelnen ausfallen mögen, so sind sie doch samt und sonders abermals Ausdrucksträger des Gemeinsamen in den Bedingungen ihrer Herkunft, und das ist des Wunsches, irgend etwas darzustellen. Verglichen mit der Natürlichkeit der unreflektierten Lebenshaltung haben sie den Charakter des Repräsentativen, der seinerseits wieder zwei verschiedene Seiten bietet, wenn auch in wechselnder Verteilung: die Hervorhebung des Eindrucksvollen und die Regelung des Gesamtgepräges. Da der Wille, wie wir noch sehen werden, seiner Natur nach gewohnt ist, zu wählen und zu ordnen, so überträgt er etwas davon auch unbewußt, ja gegen die Absicht des Eigners auf jede Bemühung nach Gestaltung des Ausdrucks. Es ist bald vorzüglich die größere Abgemessenheit, bald die zu scharfe Betonung von Einzelzügen, einigermaßen aber immer beides, was vom ursprünglichen Ernst den erworbenen, von natürlicher Heiterkeit eine angenommene, von unbewußter Sicherheit die durch Selbsterziehung erlernte unterscheidet. Wir behandeln in der Folge ausschließlich die Gesetze des ursprünglichen Ausdrucks und haben, wie gesagt, nicht die Absicht, die Kriterien zu entwickeln, welche die erworbenen Züge im Einzelfall von ihm zu scheiden erlauben. Wir möchten sie an einem Beispiel aber wenigstens anschaulich machen und dadurch auch denjenigen zur Befassung mit dem Gegenstande einladen, der unserer Forschungsrichtung noch zweifelnd gegenübersteht.

Fassen wir an Fig. 2 zunächst nur die offenbar absichtlichen Verschnörkelungen vor allem der Majuskeln ins Auge, so sehen wir die Darstellungsneigung der Schreiberin jedenfalls auf Fülle und

[1] Die Probleme der Graphologie. Barth, Leipzig 1910. Vgl. vor allem den zweiten Abschnitt: »Die Willkür in der Handschrift«, S. 9—49.

Reichhaltigkeit des Bildes gerichtet. (Man vergleiche vor allem die teilweise aus zwei Stücken zusammengesetzten großkurvigen S.) Damit stimmen durchaus überein die zurzeit vielleicht schon unwillkürlichen, anfänglich aber, wie sich zeigen wird, ebenfalls bewußten Duktuseigenschaften der bauchigen a- und o-Kreise, der teilweise erweiterten Schleifen und einer Zeilenführung, die durch das verwunderliche Mittel der Nachuntenverlängerung gewisser Grundstriche und Schlußzüge der Geradlinigkeit ausweicht. Rechnen wir noch hinzu die mancherlei kleinen Zierstücke zumal am Ende der Wörter, so konvergieren alle Bemühungen auf die Erzeugung des Bildes einer phantasievollen Mannigfaltigkeit, der jedes strenge Innehalten von Vorschriften verdrießlich sein sollte. Gleichwohl scheint das Gesamtbild von einem starren Gesetz beherrscht, das die Buchstaben u. a. aufgerichtet, ja »zurückgelehnt« hat und ihren übersteilen Neigungswinkel innerhalb eines viel engeren Schwankungsspielraums festhält, als es zwangloser Federführung möglich wäre.

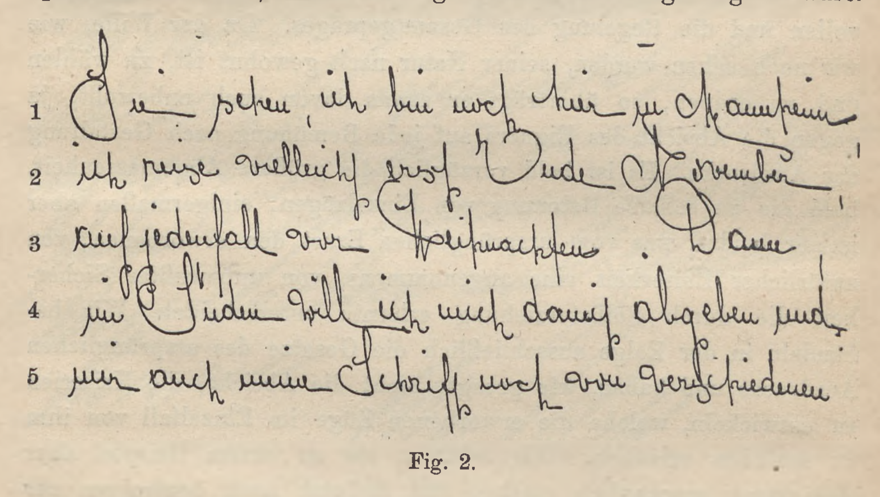


Fig. 2.

Die nach rechts oder leicht nach untenrechts verlängerten Abstriche z. B. in »Sie« Zeile 1, »Ende« Zeile 2, »November« Zeile 2, »vor« Zeile 3, »will« Zeile 4 laufen einander nahezu parallel und die zwar keineswegs genau gesetzten i-Punkte halten doch überraschend sicher einen soweit ähnlichen Höhenabstand inne, daß man sie in der ersten Zeile durch eine fast gerade Linie verbinden könnte. Auch die Neigung zur Bildung ausladender Kurven hat sich erst von den

Schnörkeln der Großbuchstaben her eingeschlichen und dabei zwar die a und o sowie die Köpfe der d und g, von den Schleifen der Kurzbuchstaben aber nur noch die l, f, b, nicht mehr dagegen z. B. das h ergriffen, das in seiner schleifenlosen Magerkeit nun nicht recht zum übrigen passen will. Kurz wir sehen, daß Schreiberin, obwohl auf verhältnismäßige Regellosigkeit abzielend, darum nicht weniger dem umgekehrt gerichteten Gesetz alles Wollens, dem Gesetz der Ordnung und Auslese, anheimfiel und ein, wennschon teilweise zierliches, so doch aus widersprüchlichen Stücken nur komponiertes Ganze erreichte. Welche Triebe und Gaben dem immer zugrunde liegen, wieweit sie entfernt sind von wirklich überquellender Innerlichkeit, zeigt ein vergleichender Blick auf deren unbewußten Ausdruck in den echt phantasievollen Zügen der Fig. 3.

Fig. 3.

Auch von der Pastosität der Linien abgesehen ist der Unterschied mehr als nur persönlich, er ist grundsätzlich. Ohne durch Unregelmäßigkeit wesentlich über den Durchschnitt hinauszugehen, schwankt in jedem ihrer Elemente diese Handschrift unablässig — man achte auf Höhe und Weite der Kurzbuchstaben, Druckverteilung, Längenverhältnis, Neigungswinkel, Zeilenführung — wie wenn sie mit allen Formen, Richtungen und Akzenten unberechenbar eine imaginäre Mitte umspielte. Das Gesetz wird eher gesucht als gemieden, allein noch bevor es, gefunden und anerkannt, zur Herrschaft komme, nimmt ein impulsiver Rhythmus es auf und verleiht der Bewegungsführung etwas von der wechselvollen Einförmigkeit

des Wellenschlages. In ihm vollendet sich, um es mit eins zu sagen, der Ausdruck einer auch innerlich ungestörten Vitalität, wohingegen der Darstellungswille, im Wesen gesetzlich, stets eine Art der Ordnung gibt: bestenfalls in der Sprache der Sinne, gemeinhin als Stil bezeichnet, weit öfter mit bloßem Anspruch darauf als unverschmolzenen Zwang und Schnörkel. Von der positiven Seite betrachtet ist die Handschrift der Fig. 2 in ihren wichtigsten Stücken darstellend und stilisiert, die der Fig. 3 expressiv und rhythmisch; und was beide Weisen der Bekundung des Inneren hier unterscheidet, das unterscheidet sie grundsätzlich in jedem Federzug, jeder Geste, jedem ausdrucksvollen Mienenspiel, in der Physiognomie der Haltung, des Sprechtons, des gesamten Betragens, endlich bis hinein in die bleibenden Niederschläge menschlichen Tuns, bis in die Hervorbringungen des Handwerks, der Kunst und des Schrifttums. — Allein wir haben zum Teil schon vorgegriffen und wenden uns jetzt wieder unserem Schema zu.

Gesetzt daß wirklich in jeder Willkürbewegung der persönliche Ausdruck stecke, dann sollte nicht minder auch im Erlebnis des Wollens, wennschon nicht die Persönlichkeit selbst, so doch ein einzigartiges Etwas liegen als Zeichen ihrer lebendigen Gegenwärtigkeit. Wir brauchen nicht weit zu suchen, um auch das zu bestätigen. — Zunächst einmal ist für keinen Menschen die Totalität seines Erlebens in seinem ganzen Leben zweimal genau dieselbe, wie oft er auch identische Willensakte vollziehe. Ich erlebe anderes, wenn ich den Arm ausstrecke, während mich friert, als wenn ich es tue in Überhitztheit, anderes beim Vollzuge des Willensaktes im Zustande des Hungrigseins als der Sattheit, anderes im Hellen als im Dunkeln, am Morgen als am Abend, allein oder unter Menschen. Unablässig wechseln die Nebenumstände, die meinen Willensakt begleiten und von denen ein Reflex auch in mein Bewußtsein fällt als die eigentümliche Stimmungsfarbe des jeweiligen Augenblicks. Dabei aber dürfen wir nicht stehen bleiben. Wenn anders es denkbar sein soll, daß die Erlebnisse ein und desselben Trägers vom Erlebenden aufeinander bezogen werden, so muß durch sie alle ein Gemeinsames gehen, das in jedem wiederkehrt und an welchem ein jedes teilhat. Nur so und auf keine andere Weise wird für den Einzelnen sein Bewußtsein ausschließlich das seinige und trennt sich scharf vom Bewußtseinsspielraum jedes anderen Wesens. Wir er-

klären zwar nicht, aber beleuchten den Tatbestand noch von anderer Seite, wenn wir der Rolle gedenken, die für das persönliche Daseinsgefühl die Erinnerung spielt. Eine Erinnerung wäre keine Erinnerung mehr, wenn ihr Inhalt für den sich Erinnernden nicht auf ebendenselben Schauplatz träte, auf den zuvor der erinnerte Eindruck trat. Es wird in jedem Sicherinnern notwendig miterlebt die Einerleiheit nicht sowohl des Ichs als vielmehr des Bewußtseins selbst, sofern es erinnert, wovon übrigens die deutsche Sprache durch Reflexivgebrauch des Verbums Zeugnis gibt. Lassen wir das figürliche Wort »Schauplatz« beiseite, so erscheint die Personalität des Bewußtseins unter anderem als die verborgene Stetigkeit, derzufolge das verflossene Erlebnis hineinwirkt in das gegenwärtige und dieses wiederum in sich birgt das verflossene. Wenn aber einem jeden allein gehört die Reihe bewußter Erinnerungen, auf die er zurückblickt, so auch notwendig der einheitliche Zug seines Innenlebens, der sie in ähnlicher Weise verbindet wie der unsichtbare Boden des Ozeans die über den Wasserspiegel ragenden Inseln. Und wie in deren jeder wirklich der eine und selbe Meeresboden zutage tritt, so auch der eine Lebenshintergrund in der eigenpersönlichen Stimmungsfarbe jedes Wahrnehmens, Urteilens, Fühlens, Strebens oder Wollens.

Bloße Akte, sei es des Erfassens, sei es des Wollens, das sehen wir nun, kommen nicht unvermischt rein im Bewußtsein vor, sondern als investiert in Erlebnisse, so etwa wie unser Begriff der Geraden vorstellbar wird durchaus nur im flächigen Symbol der Linie. Wie solche Linie bald nur ein freihändig gezogener Kreidestrich ist, der in leichtem Schwanken eine Fläche von wechselnder Breite bedeckt, bald von typographischer Schärfe, niemals aber ganz ohne Breitenausdehnung, so nähern sich auch unsere Erlebnisse beliebig den innewohnenden Akten an, ohne jemals mit ihnen eins zu werden. So wenig ferner jemals zwei Linien völlig gleich ausfallen, ebensowenig tun es die Bewußtseinsinhalte, in die sich identische Willensakte kleideten, und ebensowenig die Bewegungen des Körpers, in welche sie ausstrahlen. Den individuell immergleichen Stimmungseinschlag endlich können wir passend dem besonderen Instrumente vergleichen, der Kreide, der Feder, dem Griffel, welches allen von ihm gezogenen Linien ein gemeinsames Gepräge gibt, das sie scheidet von den Linien der anderen. —

Es genügt nun aber nicht, jede geistig verankerte Bewegung als expressiv zu erkennen, wir müssen auch den Modus bezeichnen, nach welchem die besondere Bewegungsgestalt den besonderen Seiten, Zuständlichkeiten, Anlagen des Innenlebens zugehört. Um den zu finden, können wir nicht, wie man glaubte tun zu müssen, den Weg der Beobachtung oder gar des künstlichen Versuchs beschreiten, sondern wir sind auf ein unmittelbar zwingendes Gefühl gewiesen, das glücklicherweise von niemandem mißverstanden, darum freilich durchaus noch nicht von jedermann richtig gedeutet wird. Alle Versuche nämlich, die darauf abzielen, zwischen Bewußtseinsinhalten und Vorgängen des Körpers den Zusammenhang wahrzunehmen setzen die Bewußtseinsinhalte auf Grund anderweitiger Wahrnehmungen (z. B. etwa sprachlicher Mitteilung) voraus, die im besten Fall den Richtigkeitswert von Ausdruckstatsachen, niemals einen höheren und weniger mittelbaren besitzen können. Wir mögen theoretisch jeden begründeten Anlaß haben zur Annahme, jemand ärgere sich und er ärgert sich doch nicht; er mag es uns durch seine Worte bestätigen, was nicht ausschließt, daß er uns oder sich selber täusche; und gesetzt auch, er täusche sich nicht, woher wissen wir, ob er mit dem Worte »Ärger« genau, ja auch nur annähernd dasselbe meine wie wir, woher, ob sein Ärger denjenigen Zuständen gleichgesetzt werden dürfe, die wir an uns mit diesem Worte zu bezeichnen uns gewöhnten! Darüber aber müßte ja doch entschieden sein, ehe wir durch Beobachtung den Ausdruck seines Ärgers ermitteln könnten. Offenbar nämlich sollten wir zu dem Behuf auf der einen Seite seinen Ärger, auf der anderen die Bewegungserscheinungen und sonstigen Vorgänge des Körpers ins Auge fassen können, die seinen Ärger begleiten. Da aber dieser überhaupt nicht wahrnehmbar ist, es sei denn in eben den Körpervorgängen, durch die er sich äußert, so leuchtet ein, daß der vermeintlichen Beobachtung in Wirklichkeit nur die Aufgabe zufällt, ein anderweitig schon gewonnenes Wissen zu bestätigen. — Es gäbe in der Tat weder den Begriff noch den Namen des Ärgers, wenn nicht die Erlebnisse des Einzelwesens innerhalb gewisser Grenzen übertragbar wären auf jedes andere. Nur weil und sofern ich nicht nur den eigenen Ärger erlebe, sondern mehr oder minder den des anderen miterlebe, weiß ich davon und gelange ich durch Abstraktion zum Be-

griff des Ärgers wie aller sonstigen Begriffe von Innenvorgängen. Das Mittel aber solcher Erlebnisübertragung ist, wenn nicht einzig und allein, so doch für das wache Bewußtsein in erster Linie und vorzüglich die Wahrnehmung des Ausdrucks, daher sich auf ihn jedes weitere Wissen über fremdes Innenleben, nicht aber umgekehrt ein Wissen über ihn auf irgendwelche Beobachtungen gründet.

Wir wickeln hier nicht die schwierige und mit psychologischen Mitteln allein niemals zu entscheidende Frage auf, wie das Miterlebnis zustande komme, da es für unseren Zweck genügt, in ihm den Grund unserer Kenntnisnahme von den Erlebnissen anderer aufzuzeigen. Wenn jemand sich heftig ärgert, so reicht das bloße Wahrnehmen seines Mienenspiels hin, um augenblicklich und ohne daß wir der »Zeichen« als solcher innewürden, den Pulsschlag des nämlichen Gefühls in uns selbst zu erregen, oder, wie mit treffender Wendung die Sprache urteilt, uns in »Mitleidenschaft« zu ziehen. Wir werden »ergriffen« von einer Welle des Gefühls, die in ihm seinen Ursprung nimmt, und kommen zum Urteil über das fremde Erleben durch Vermittelung der Besinnung auf das eigene. Würfe hier jemand ein, wir wüßten doch auch jetzt noch nicht, ob es denn wirklich dieselbe Welle sei, die durch zwei Individuen hindurchrolle und ob nicht vielleicht das eine dieses, das andere jenes fühle, so wäre zu erwidern, daß eine andere als gefühlsmäßige Evidenz für solches Wissen allerdings nicht bestehe, daß es aber kein Mittel gedanklicher Analyse gäbe, um in fremdes Innenleben einzudringen außer auf Grund eben des Glaubens an den Wahrheitsgehalt des Miterlebens. Er steckt in jeder Verständigung der Wesen untereinander und fehlt zumal nicht in der Herkunft der besonderen durch die menschliche Sprache. Der Einwurf wäre also praktisch bedeutungslos und auch der Schatten seiner theoretischen Berechtigung schwände angesichts des Umstandes dahin, daß ja er selbst, dieser Einwurf, indem er mit sprachlichen Mitteln an unser Verständnis appelliert, irgendwie den Glauben voraussetzt, dessen Evidenz er bestreiten möchte. Übrigens pflegt solcher Zweifel, sofern er einmal auftaucht, in Wirklichkeit nur im Auge zu haben die im engeren Sinne gefühlsmäßigen Miterlebnisse, deren eines auch der Mitärger wäre, keineswegs dagegen einzubegreifen die ungleich primitiveren, auf Grund deren wir z. B. den Tieren die Gabe spontanen Reagierens

beimessen oder aus dem Umstande, daß ein Hund den vorgehaltenen Bissen ergreift, den Schluß ziehen, daß er ihn sehe und begehre. Und doch hat solcher Schluß prinzipiell keinen anderen Ursprung, da wir auch fremde Empfindungen nicht empfinden können und sie daher niemals wahrnehmen würden, wenn wir uns nicht zugleich bezogen fänden auf das Miterleben ihres gefühlsmäßigen Ausdrucks. — Es schien uns nicht überflüssig, diese ja bekannten Anschauungen hier kurz zu wiederholen, da sie nach wie vor von manchen Psychologen mit den verschiedensten und zum Teil ganz wunderlichen Gründen umstritten werden, ohne daß freilich irgend einer sie durch Besseres zu ersetzen vermochte[1].

---

[1] Vom Miterlebnis, das sich zur Mitleidenschaft steigern kann, wohl zu unterscheiden ist das sprachlich sog. Mitgefühl. In ihm bildet das zwar auch unentbehrliche Miterlebnis die bloße Voraussetzung für gewisse Eigengefühle des Miterlebenden zum Gegenstande, auf den sich sein Miterlebnis bezieht. Und zwar führt in erster Linie die Liebe zum Mitleid, Mitgefühl usw. mit anderen, worüber wir genauer gehandelt im Rahmen einer Arbeit zur »Charakterologie des Verbrechers« (Österr. Rundschau, Juni 1912).

Wenn im übrigen die psychologisch zutreffende Ansicht von der Wahrnehmbarkeit fremder Gefühle nur durch ein Miterleben hindurch noch so wenig Eingang fand, so liegt das unzweifelhaft an dem ihr innewohnenden Widerstreit gegen die ungeschulte Selbsterfahrung des »gesunden Menschenverstandes«. Angesichts der seit alters bekannten Freude der Menschen am Unlustbereiten — vom Schauvergnügen an grausamen Folterungen in robusteren Jahrhunderten bis zur heute raffiniert ausgebildeten Technik des Höhnens und Herabsetzens mit nadelfein verletzenden Worten — will es so garnicht einleuchten, daß der Peiniger die Peinen seines Opfers miterlebe! Und doch könnte schon zweierlei stutzig machen: einmal daß die Mittel des Unlustbereitens genau dem Empfänglichkeitsgrade des Ausübenden entsprechen und sich z. B. »verfeinern«, wenn wie heute die allgemeine Schmerzempfindlichkeit äußerst gestiegen ist, ferner aber die Möglichkeit des Übergehens der Grausamkeit in siegreiche Mitqual und heftigste Unlust. Im letzteren Falle, aber auch nur erst dann, hat sich das Miterlebnis in das gleichartige eigene verwandelt, während es zuvor schon um deswillen von ihm verschieden blieb, weil es nicht aus dem Organismus emporstieg, sondern ihm aufgedrängt ward durch ein Bild, gegen das sich das eigene System behauptet. Daraus mag sich auch die gelegentlich lautgewordene Täuschung erklären, man nähme fremde Gefühle nicht anders wahr als Formen, Farben oder Gerüche. Wer nämlich z. B. mürrisch und neidisch abseits steht, während er andere voller Begeisterung sieht, der merkt freilich nichts mehr davon, daß im Bruchteil einer Sekunde ein schwaches Wellenschlagen der Mitbegeisterung auch ihn erfaßte, weil sich sofort aus seinem Eigenzustande überwältigend dagegen erhob der es ablehnende Neid. Wie Gefühle überhaupt nur entstehen durch ein Pendeln der Lebensbewegung zwischen Ich und Nichtich,

Mit Bezug auf die organische Welt, soweit wir sie als Träger bewußter Impulse denken, können wir dem vorstehend beschriebenen Sachverhalt die Form des Gesetzes geben: der körperliche Ausdruck jedes Bewußtseinszustandes ist so beschaffen, daß sein Bild diesen Zustand wiederhervorrufen kann. Ausdruckstatsachen finden wollen, heißt darum immer nur, sich Rechenschaft geben, auf die Wahrnehmung welcher Züge im Bilde des Seelenausdrucks unser Miterlebnis die Antwort gibt, oder es sich zum Bewußtsein bringen, was denn eigentlich wahrgenommen werde in jenen Fällen, wo uns die Wahrnehmung starke Gefühle zuträgt. Dabei aber sind wir durchaus nicht auf die organische Welt allein gewiesen, sondern es steht uns wenigstens für die allgemeinen Züge zumal der Bewegung, von der wir handeln, die ganze Sinnenwelt offen. Dem ursprünglichen Eindruck zufolge »strebt« auch der

---

so insbesondere die höheren Mitgefühle durch ein solches zwischen Ich und Fremdich. Das kann jedoch hier nicht näher erörtert werden, nur eines Punktes sei noch Erwähnung getan. — Unsere ganze Darlegung läßt erkennen, daß die Wahrnehmung des Ausdrucks nichts zu tun hat mit sogenannter »Assoziation« (ein Irrtum, der seit LIPPS als endgültig widerlegt gelten darf). Wie es nun aber eine relative Verselbständigung der Ausdruckserscheinungen gibt, so erst recht eine solche ihres Wahrnehmens. Nachdem wir schon in frühester Jugend der Freude, des Zornes, des Kummers anderer durch tausendfältiges Miterleben innewurden, kommen wir in der Folge schließlich auch ohne das aus und können sie wahrnehmen auf Grund bloßer »Assoziation« des gegenwärtigen mit dem ehemaligen Eindruck, richtiger gewohnheitsmäßig urteilen, daß einer bekümmert, vergnügt, gehässig usw. sei. Selbstverständlich aber nähme man solcherart von fremden Zuständen nur mehr gewisse (sprachlich bezeichnete) Kategorien wahr, niemals dagegen ihre persönlichen Abschattungen. Und in der Tat ist die Gabe des Verständnisses für fremdes Seelenleben individuell äußerst verschieden, schwächer bei Männern als bei Frauen und unter sonst gleichen Umständen am schwächsten bei »denkenden Männern«, weshalb z. B. manche Psychologen für sich selbst recht haben mögen mit der Annahme, daß es eines Miterlebens überhaupt nicht bedürfe, indem alles schon das bloße Urteil leiste. Es leistet aber dann auch nur wenig und kann zu so verkehrten Schlüssen führen, wie daß es gleich Akten des Wollens und Erkennens auch »Akte des Gefühles« gäbe! Mit der Schranke des Miterlebens hängt es ferner zusammen, daß wir bei weitem nicht alle Expressionen der Tiere, ja nicht einmal primitiver Völker sofort verstehen, sondern ihre Bedeutung erst erlernen müssen.

Ganz fehlgreifend endlich ist der Einwand, die Theorie des Miterlebens führe zu der absurden Folgerung, daß man im Fremdich immer nur das eigene Selbst erfasse. Darüber wie zur Lehre vom Gefühl überhaupt vergleiche man das zweite und sechste Kapitel unserer »Prinzipien der Charakterologie«.

durch die Luft geworfene Stein seinem Ziele, »treibt es« den Strom dem Meere zu und scheint uns die Magnetnagel, die nach stattgehabter Ablenkung nicht ruht, bis sie in die Nordsüdlage zurückgependelt, von innerem Leben erfüllt zu sein oder einer geheimnisvollen »Anziehung« teilhaft zu werden. Die Raumform selbst, weil durch Linien begrenzt, die wir mit Hilfe innerer Bewegungen erfassen, drückt uns die tätigen oder leidenden Antriebe zu solchen Bewegungen aus[1]. Als wir oben gewisse Unterschiede in der Form des Armausstreckens zu bezeichnen unternahmen, konnten wir nicht

---

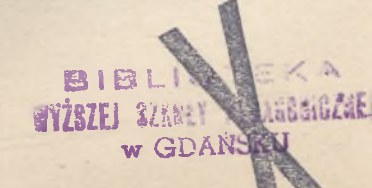
[1] Die mancherlei wertvollen Aufschlüsse, die wir darüber LIPPS verdanken, werden in ihren Ergebnissen leider beeinträchtigt durch gewisse fehlerhafte Grundannahmen, deren vielleicht unerfreulichste die Theorie der sogenannten »Einfühlung« ist, wonach wir aus uns in den Ausdruck seinen seelischen Gehalt erst hineintrügen, während er doch tatsächlich darin liegt, nur aber freilich in uns auch anklingen muß, wenn wir ihn wahrnehmen sollen. Mit ihrer Tendenz, den Ausdruckszug der Erscheinungswelt zu entwirklichen und auf die Stufe eines »ästhetischen« Scheines herabzudrücken, trägt allerdings diese Ansicht einem Mißverstehen Rechnung, das man getrost ein solches der vorigen Generation nennen darf: wir meinen jenem »Naturalismus«, dem im Grunde die Welt aus Atomen und Kräften besteht, hinzugerechnet ein in den Menschen und allenfalls noch die höheren Tiere von wer weiß wo herab geschneites Seelenleben. Mit Bezug auf das Ausdrucksproblem dürften wir seinem Untergedanken etwa die Worte leihen: die Säule »strebt« für unseren Eindruck empor, das Gebälk »lastet« auf ihr, die Wolken »jagen« am Himmel hin; aber Säule und Gebälk sind Stein, die Wolke Wasserdampf, beide also Materie und tot — wie könnten sie zu lasten, zu jagen, zu streben scheinen, wenn nicht wir sie beseelten!

Es ist auch heute noch nicht unzeitgemäß, darauf einiges zu erwidern. Erstens nun sind Stein und Wolke tote Materie nur, sofern wir sie vergleichen mit dem organisch Lebendigen, was aber davon abgesehen in sich, das wissen wir nicht! Zweitens haben wir vom Stein gerade sein Steinsein, von der Wolke gerade ihr Wolkesein außer acht gelassen und an jenem nur die Form, von dieser allein die Bewegung ins Auge gefaßt, wenn sie uns zu streben, zu tragen oder zu jagen scheinen. Die Formen und Bewegungen aber drücken dies alles wirklich aus. Drittens endlich: übertragen wir das Ergebnis unseres Abstrahierens auf den Stein und die Wolke selber, dann allerdings treiben wir »Anthropomorphismus« nicht so sehr um deswillen, was wir hineinlegten, als vielmehr um deswillen, was wir nicht herausholten. Je mehr wir uns allein auf Gestalten und Bewegungen beschränken, um so mehr bleiben wir in jener »allzumenschlichen« Oberschicht, deren allerverdünntesten Auszug uns mit ihren »Anziehungs«- und »Abstoßungskräften« die Mechanik bietet; je mehr wir uns umgekehrt in die Totalität der Erscheinung vertiefen, umsomehr erhält auch das »Wandern« der Wolke, »Ragen« des Gebirges, »Treiben« des Stromes jeweils einen unvergleichlichen Stimmungston, der es von allem menschlichen Wandern, Ragen und Treiben völlig abscheidet.

umhin, dabei Wörter zu wählen, die, wenn nicht sämtlich, so doch größtenteils den Zustand schon namhaft machten, von dem sie der Ausdruck sind. »Raschheit«, »Langsamkeit« und zur Not noch »Eckigkeit« mögen rein mathematisch verstanden werden, dagegen »Wucht«, »Hast«, »Gehemmtheit«, »Umständlichkeit«, »Übertriebenheit« sind ebenso sehr Namen für Bewußtseinszustände wie es solche für Weisen der Bewegung sind und beschreiben in Wahrheit die Bewegungen durch Angabe der Bewegungscharaktere. Wer Bewegungsgestalten und Raumformen kennzeichnen will, findet sich unversehens in eine Kennzeichnung seelischer Qualitäten verstrickt, weil Formen und Funktionen als Ausdruckserscheinungen erlebt sind, ehe sie als bloße Sachbeziehungen gedacht werden und weil die Sprache Sachbegriffe nur durch Vermittlung der Erlebnisse verlautbart, die ihnen zugrunde liegen. Dieser Punkt ist von höchster Wichtigkeit; denn er erlaubt uns, die Formel des Ausdrucks zu entfalten allein schon vermöge einer Analyse der Namen. Um der grundsätzlichen Seite der Sache willen sei es uns verstattet, hier einen Augenblick zu verweilen bei der psychologischen Bedeutung der Sprache.

Wir haben in unseren Schriften mit tendenziösem Nachdruck eine Methode befürwortet und ausgebaut, die den Griechen geläufig war, von der Scholastik mißbraucht wurde und den Späteren verloren ging, wenn auch die Tatsachen, worauf sie sich stützt im Bewußtsein der Denker zu wirken fortfuhren und von einzelnen Psychologen nach Gefallen aufgegriffen wurden, um dieser oder jener Behauptung größere Überzeugungskraft zu leihen: wir meinen die Methode des Wörtlichnehmens der Namen. Für jede Selbstbesinnung hat die Sprache die Begriffe vorgeprägt, entweder durch die Wörter selbst oder indem sie durch sie die Richtung angab, in der eine nachgeschaffene Terminologie sich bewegen werde. Während man aber in der Bildung der Begriffe von ihr sich führen läßt, nicht bezweifelnd, daß es z. B. »Verstand«, »Gefühl« und »Wille« gäbe, weil es sie in der Sprache gibt, unbedenklich die Einteilung weiter Gebiete darauf gründet und mit ganzen Philosophiesystemen bisweilen nur den — Sprachbau deutet, so pflegt man an den Fingerzeigen vorbeizusehen, welche die Worte als Worte geben und ohne Not zu verzichten auf den Erkenntnisgewinn des Eindringens in die





sprachschöpferischen Akte. Wir wiederholen hier nicht die Gründe für Wesen und Wert einer Methode, die wir anderweitig aufs genaueste dargestellt[1], nur einige Beispiele wollen wir bringen für die wahrhaft erleuchtende Kraft einer Betrachtung der Namen.

Durch Hinweise vieler ist es dem heutigen Psychologen geläufig geworden, was für die Analyse der sogenannten Apperzeption der Name »Gegenstand« leiste. Wörtlich ein Etwas bezeichnend, das einer Bewegung entgegensteht — ja sich ihr in den Weg wirft, wofern wir das lateinische »objectum« heranziehen, dem ursprünglich ein deutsches »Gegenwurf« entsprach — macht es mit bewunderungswürdiger Schärfe das Erlebnis bewußt, auf dem jeder Tatsachenglaube ruht. Ähnliches leistet, obschon bereits minder beachtet, das Wort »Vorstellung«: in seiner eigentlichen Bedeutung noch heute verwendet, wenn wir eine Person einer anderen »vorstellen« oder das Schaustück im Theater ebenfalls »Vorstellung« nennen, mit ihr aber herrschend im älteren Sprachgebrauch, wo es besagen will, daß man jemandem etwas vorlege, damit er die Wahl treffe. Auf die Wörtlichkeit des Sinnes gestützt hätte man niemals im »Sichetwasvorstellen« die geistige Tätigkeit übersehen können, welche wählt und zugreift, und wäre der hartnäckig immer noch beharrenden Verwechselung entgangen des Vorstellens mit dem bloß passiven Aufnehmen schlechtweg erscheinender Bilder im Zustande des Phantasierens und des Träumens. Noch tiefer endlich in die Prozesse der Gegenstandsbildung und die Wirklichkeitsnatur der Tatsache, bisher aber, soviel wir wissen, überhaupt nicht beachtet, führt die Analyse des Wortes »Gegenwart«, bzw. des älteren Adjektivs »gegenwärtig«, das von »gegenwärts« herkommt und zunächst nur ein räumlich Entgegengerichtetes bezeichnet. Auch für uns tritt die zeitliche Beziehung zurück und die ursprüngliche Identität von »Gegenwart« mit »Anwesenheit« wieder hervor im Verbum »vergegenwärtigen«, sowie wenn wir von jemandes »Gegenwart« sprechen. Wir wüßten an aufschlußgebender Bedeutung nun weniges der Begriffsentwicklung zu vergleichen, derzufolge das Hiersein einer Tatsache verwendet wird, um den Jetztpunkt der Zeit zu bezeichnen,

[1] Vgl. unsere »Prinzipien der Charakterologie«, zweites Kapitel, ferner die »Probleme der Graphologie«, drittes Kapitel des vierten Abschnittes, endlich Graph. Monatshefte 1905, S. 53—62.



wenn wir auch in diesem Zusammenhange davon abstehen müssen, deren bis in die Tiefen unseres Erlebens reichende Wurzeln auszugraben. — Um auf eine andere Gruppe von Beispielen überzugehen, so gibt die ganze Theorie der Gedächtnisspuren nicht viel mehr als eine Paraphrase zum figürlichen Gehalt der Wörter »Eindruck«, »einprägen« und »ins Gedächtnis rufen«. Während man sich deren Anregungen nutzbar machte — mit wieviel Glück bleibe dahingestellt — ließ man dagegen unverwertet die, wie uns scheinen will, noch wichtigeren des Wortes »einbilden«, welches Herkunft und Grundbedeutung unverkennbar zutage trägt. Wir treten mit ihm auf den Boden eines Erlebens, von dem wir die unmittelbare Kenntnis zu verlieren im Begriffe stehen. Vom bildmäßigen Vergegenwärtigen des Geschehens, das damals den Platz unseres »Vorstellens« innehatte — noch bei Lessing lesen wir »bildet euch meinen Schrecken ein« statt »stellt ihn euch vor« — gingen für ein primitiveres Bewußtsein so ungemein starke Wirkungen aus, daß es den Bildern die Realität von Körpern beimaß, die gleich den Keimen einer ansteckenden Krankheit von Person auf Person übertragbar seien. Nun glauben wir zwar kaum noch an herumschwebende εἴδωλα, an die Macht des Bildzaubers, die Magie des Spiegels, die tanzerzeugende Wirkung des Tarantelstichs, vielleicht auch nicht mehr an das »Versehen« der Schwangeren, allein die Tatsachen der Suggestion, der traumatischen Neurosen und zahlreicher anderer als pathologisch gewerteter Erscheinungen könnten uns dennoch veranlassen, bei dem Verbum »einbilden« Rats zu erholen und uns zu befreunden mit dem darinliegenden Gedanken an unbewußte Äquivalente und schlechtweg organische Funktionen eben der »Bilder«. Zu wieviel noch weitergehenden Erwägungen über Automatismen und Instinkte dieses schon Anlaß gäbe, so lockt uns endlich mit der Verheißung neuer Aufschlüsse über die Natur des Selbstgefühls der immer kräftiger hervortretende Gebrauch des Partizips »eingebildet« für die Lebenshaltung des sich gutgläubig Überschätzenden. — Endlich sei noch erwähnt, was man heute nicht laut genug kann vernehmlich machen, daß mit den Wörtern »Pathos«, »Passion« und »Leidenschaft« die Urteilsrichtungen dreier Sprachen zusammenstrahlend auf den Umstand weisen, es sei in Zuständen starker Gefühle das Ich passiv und Wirkungen nicht etwa ausübend, sondern empfangend.

Mehr noch als die Psychologie im allgemeinen findet nun zumal die Ausdruckslehre ihr bestes Beweismaterial in der Sprache. Wenn diese, wie wir betonten, Figuren und Vorgänge nicht zu bezeichnen pflegt, ohne ihre Charaktere mitzubezeichnen, so erläutert sie im selben Akte psychische Charaktere durch Gestalt und Kinetik ihres möglichen Ausdrucks. »Von zahllosen subtil unterschiedenen Zuständen läßt sie uns wissen, welches ihre Art des sinnlichen Daseins wäre, wofern sie sich verwandeln könnten in Körper, Formen, Farben, Vorgänge, Temperaturen oder Gerüche. Sie sagt uns, daß falls es anginge, innere »Weichheit« z. B. als ein Weiches, »Schwermut« als ein Schweres, »Trübsinn« als ein Trübes, »Kälte« als ein Kaltes, »Bitterkeit« als ein Bitteres in die Erscheinung träte, und sie wählt diese Formen ihrer möglichen Erscheinungsweisen, um die Zustände für uns festzuhalten[1].« Indem sie aber solcherart die inneren Vorgänge nach möglichen Erscheinungsweisen bezeichnet, kann es nicht fehlen, daß sie auch Züge nennt ihres wirklichen Ausdrucks. »Wer heiße Liebe im Herzen trägt, wird darum zwar schwerlich eine Erhöhung, wer ein kühles Benehmen zeigt noch keine Erniedrigung der Temperatur seines Körpers erfahren, und gar daß zwei Personen miteinander im »Einklang« seien, wurde noch niemals als Akkord vernommen: denn der Leib ist mehr und anderes als eine Folie des Geistes und dieser umgekehrt kein solcher Praxiteles, daß er jenen zum wandelbaren Sinnbild seiner Stimmungen schüfe. Wohl aber wird z. B. der von einer Gemütsbewegung Ergriffene (da auch der Körper ein beständig Bewegtes ist) unfehlbar wirklich zu Bewegungen mindestens tendieren müssen, wofern wir nicht glauben sollen, daß sämtliche Urteile über tatsächlich außer uns vorhandene Seelenvorgänge falsch sind.« Wir haben damit sofort den Punkt erreicht, wo es uns möglich wird, das Gesetz des Bewegungsausdrucks näher zu kennzeichnen und zwar am Beispiel etwa des Wortes »Gemütsbewegung«.

Wir lassen die Selbstverständlichkeit beiseite, daß es keinen Sinn habe, unser Gemüt als räumlich bewegt zu denken; aber wir erinnern uns, daß wir die sehr verschiedenartigen Gefühle, für die der Name Gemütsbewegung gilt, u. a. stets auch als innere Be-

[1] Dieses und die folgenden Zitate sind dem Kapitel über »Das Grundgesetz des Ausdrucks« in unserer Graphologie entnommen.

wegungen erleben, welcher Zug denn die Brücke bildet zwischen ihnen und den Bewegungen der Dinge. Wir treten hier nicht in die vollständige Phänomenologie der »inneren Bewegung« ein, da es schon hinreicht, das eine festzuhalten: sie sei jedenfalls der erlebte Antrieb zur Ausführung eben derjenigen Bewegungen des Körpers, die uns den Eindruck des »psychisch Bewegten« machen. Wir erleben mit anderen Worten in heftigen Regungen z. B. des Hoffens, Wünschens, Fürchtens, Erwartens, Sichfreuens usw. jeweils charakteristische Bewegungsantriebe, und eben diese setzen sich nach Maßgabe des freien Waltens jener Gefühle in genau entsprechende Bewegungen des Körpers um. Nur weil und sofern den Erlebnissen selbst schon die Neigung innewohnt, sich in gegenständlichen Bewegungen zu offenbaren, kann die Sprache sie namhaft machen durch die Bewegungsgestalten ihres Ausdrucks. Mit dem Wachsen einer Gemütsbewegung wächst bei zwanglosem Sichgehenlassen auch die Stärke, Fülle und Häufigkeit gewisser Bewegungen des Körpers, mit ihrem Hinschwinden umgekehrt in Zuständen sorglosen Träumens, wunschloser Befriedigung, stiller Beschaulichkeit tritt auch für ihn jene relative Ruhe ein, welche die Sprache nach ihrem Ausdrucksgehalt eine Ruhe des Gemütes nennt. Was wir aber hier für die Intensitäten entwickeln, die ja selbst nur eine Form des Qualitativen sind, das gilt allgemein: zu jeder inneren gehört die als gleichartig erlebbare Bewegung des Körpers oder, kürzer gefaßt: jeder inneren entspricht die ihr analoge Bewegung des Körpers.

Nach der gewöhnlichen Ansicht hängt der Ausdruck schlechtweg von Gefühlen ab, und bei Gefühlen wiederum pflegen manche Psychologen an den Gegensatz von sogenannter Lust und Unlust zu denken. Da wir nun »Lust« im Sinne dieser (sicher unfruchtbaren) Theorie aus den denkbar verschiedensten Anlässen fühlen als etwa der Befriedigung über einen Erfolg, der frohen Erwartung eines Festes, des Glücklichseins über erwiderte Liebe, des Genusses an einer angenehmen Geschmacksempfindung, der Begeisterung an großer Tat, des grausamen Vergnügens am Schmerzbereiten, der Freude an der Natur, so müßte für so verschiedene Zustände der Ausdruck derselbe sein oder mindestens ein durchgehend Gemeinsames zeigen[1].

---

[1] Tatsächlich vertritt diese Meinung MÜNSTERBERG und glaubt durch gewisse Versuche gezeigt zu haben, daß durch lustbetonte Stimmungen von jeder Be-

Allein wir unterscheiden, ohne den Anlaß zu kennen, mit einem Blick die Schadenfreude von der Begeisterung, das seelische Glücklichsein vom sinnlichen Behagen, die Erwartung von der Befriedigung! Und auch vom jeweils unfraglich besonderen Stimmungston der genannten Gefühle führt keine Brücke zur Mimik, die ihn vermittelt; ja beim Versuch, ihn zu fassen und abzugrenzen, greifen wir unversehens zu jenen sinnlichen Bildern, die ihn unter anderem als eine Form der Bewegtheit kennzeichnen! Der Stimmungston ist in Wahrheit der rein qualitative Exponent unseres Erlebens, den wir mit garnichts vergleichen könnten, nicht einmal mit ähnlichen Stimmungstönen, wenn er für sich bestände und nicht vielmehr untrennbar verbunden wäre mit einer von Fall zu Fall eigentümlichen Weise des inneren Bewegtseins. Diese erst schlägt von Gefühl zu Gefühl die Brücke und trägt die Gefühle der einen Person auf die andere über, indem sie in körperlichen Bewegungen sichtbar wird. Auf Grund der inneren Erfahrung nehmen wir unmittelbar Kenntnis davon, daß jedes Gefühl zwei wohl unterscheidbare Seiten hat, die wir weder zusammenwerfen noch auseinanderreißen dürfen: den Stimmungston und die spezifische Bewegtheit[1]. Nennen wir sie Triebe für die animalische, Wünsche für die geistige Schicht des

---

wegung ihre Fugalität, durch unlustbetonte ihre Petalität gesteigert werde. Wir können nicht hier begründen, warum wir seine Versuche für nicht beweisend halten, und erwähnen nur das graphologische Faktum, daß es unter den Schreibern mit ausgesprochen steigender Zeile eine umfangreiche Gruppe gibt, bei welcher der Schluß auf durchweg gehobene Stimmung völlig fehlginge. Vielmehr mag der Schrifturheber sogar von lebhafter Unzufriedenheit erfüllt gewesen sein, gesetzt nur, daß er zu jenen gehöre, für die ihr Unbehagen den Ansporn bildet zu ebenso lebhaftem Vorwärtsstreben. Einen typischen Fall dieser Art zeigt Fig. 1. Man vermutet hiernach schon, wie sich an Münsterbergs Versuchen das daran wirklich Zutreffende erklären dürfte: nicht die »Lust« bewirkt die »Streckung«, sondern der mit gehobenen Stimmungen meist einhergehende expansive Tätigkeitsdrang und umgekehrt.

[1] Selbst wenn man versuchte, den Stimmungston auf innere Bewegungen »zurückzuführen«, bliebe der Unterschied phänomenologisch bestehen; denn »Liebe«, »Haß«, »Bewunderung« nennen nicht innere Bewegungen, sondern eigenartige Gefühlsqualitäten, so sehr auch mit deren jeder eine zugehörige Impulsform Hand in Hand geht. Wir halten übrigens den Versuch für aussichtslos, gesetzt auch, er würde weniger unglücklich ausgeführt als in den Theorien von James und Lange, welche das Bewegungserlebnis mit seiner gegenständlichen Darstellung verwechseln.

Erlebens, so können wir sagen, daß nicht Gefühle als solche den Ausdruck bestimmen, sondern Strebungen und Triebe.

Nun gibt es kein menschliches Erlebnis, das nicht auch Gefühl und somit triebhafte oder wünschende Strebung wäre. Triebhafte Impulse liegen in jeder Empfindung, wunschfähige Strebungen in jedem Aufmerken, Wahrnehmen, Urteilen, Denken. Jedes Erlebnis ist innere Bewegung und strahlt darum in Bewegungen auch des Körpers aus, das Denken so gut wie das Fühlen und Empfinden. Es hat darum gar nichts Verwunderliches, wenn ein empfänglicher Betrachter jemandem seine Gedanken ansieht oder mindestens auch für deren Richtung aus seiner »Stimmung« zutreffende Schlüsse zieht, und es sei hervorgehoben, daß die charakterologische Deutung des Ausdrucks neben Triebfedern und Temperamentseigenschaften auch die Fähigkeiten des Intellekts erfaßt.

Für das Verständnis der entwickelten Ausdrucksformel halten wir fest daran, daß sie unmittelbar nur den Übergang einer Strebung in die genau analoge Funktion betreffe. Es entspräche darnach dem Streben schlechtweg die Zentrifugalität, dem Widerstreben die Rückläufigkeit der Bewegung; dem inneren Fortschreiten der Bewegungsabfluß, dem Beharren der Bewegungsstillestand, den Widerstands-, Hemmungs- und Spannungsgefühlen jede Funktionsgestaltung, die als gegen physische Widerstände gerichtet, befähigt wäre, gesteigerte Kontaktempfindungen wachzurufen. (Man denke etwa an das Ballen der Fäuste!) Um für die weit überwiegende Mehrzahl seelischer Zustände den zugehörigen Ausdruck zu finden, hätten wir dagegen erst auszuforschen, was sie als Formen der inneren Tätigkeit oder als Weisen des Strebens wären. Allein auch dieses nicht immer ganz leichte Unternehmen bleibt uns für gewöhnlich erspart. Wie nämlich schon angedeutet, hat die Sprache von den Grundformen des Erlebens mit Vorliebe ihren Tätigkeitscharakter oder vielmehr bereits die Bewegungen bezeichnet, die ihn zum Ausdruck bringen. »Die Analyse wird daher nicht selten in einer Untersuchung nur der Namen bestehen und der Erfolg hängt wesentlich ab von unserer Fertigkeit im — Zeichenlesen. Mag solches Wortspiel erlaubt sein, um einen scheinbaren und doch nicht ganz nur scheinbaren Zirkel anzudeuten! Auch die Namen sind Zeichen, deren »Zweck« nur zu oft uns ihren »Sinn« verschüttet. Wer etwa »hingerissen« zu sein

bekundet, denkt dabei schwerlich an die damit ausgesprochene Bewegung: was er vorstellt, pflegt vielmehr meist nur der Name, was er fühlt, die an sich unvorstellbare »Bedeutung« des Namens zu sein. Und wenn er mit der als einer allzu landläufigen Sache nicht mehr zufrieden nach dem tieferen »Sinn« zu forschen sich anschickt, so pflegt er ihn nicht so nahe zu suchen als in der offenbarenden Wörtlichkeit des Namens.« Und doch genügt es, für diese wach zu werden, um in den Kern des Erlebens einzudringen und seinen Ausdruck in Händen zu halten. Die nachfolgenden Beispiele verdeutlichen zugleich das Ausdrucksgesetz.

Indem das Wort »Hingerissensein« eine vehemente Bewegung nennt, die nicht spontan erfolgt, sondern auf einen Zug von außen, schildert es psychisch ein ausgesprochen passives Streben, wozu nur noch hinzuzufügen, daß sich ihm die Person überläßt. Der Bewegung aber, an der das erläutert wird, gleicht genau eine der Liebeshinreißung eigentümliche Gebärde, die zugleich Geste ist, jedoch eine vom Ausdruck getragene, nämlich der aus leidenschaftlicher Wallung geschehende Kniefall vor einer geliebten Person. Hier nähert sich wirklich als gleichsam gezogen oder »hingerissen« ein Körper dem anderen, mit dem Niedersinken auch noch raumsymbolisch zu erkennen gebend, daß er sich einer fremden Macht überliefere. — Den inneren Druck im Zustand des Kummers verlautbart die Sprache mit expressiven Bildern von überzeugender Kraft, wenn sie vom Bekümmerten urteilt, er fühle sich »niedergeschlagen«, sei »sorgenbeladen«, der Kummer »laste« auf ihm, und gibt damit die wichtigsten Eigenschaften jener typischen Kummerhaltung, die der Unbeteiligte »kopfhängerisch« taufte. — Von der Redewendung, das ihm jemand »geneigt« sei, pflegt wohl niemand mehr den Ursinn mitzudenken: die vorgeneigte Körperhaltung des freundlich Gestimmten. Aus einer abgestuften Reihe von Verknüpfungsbildern wie »zugeneigt«, »verbindlich«, »entgegenkommend« erfahren wir, was die Selbstbesinnung nur tastend erkundet hätte, daß in jeder Billigung und Bejahung ein Streben nach Vereinigung liege, und finden die umgekehrte Richtung der Verneinung bestätigt durch den Gegensinn der Wörter »abgeneigt«, »zurückhaltend«, »ablehnend«. — Man erwäge, für Erlebnisunterschiede wie feiner Art den Ausdruck malen die Wörter »bewegt«, »erregt«, »aufgeregt«,

»erschüttert«, »gerührt« oder »gefesselt«, »gepackt«, » überwältigt« oder »gespannt«, »zerstreut«, »zusammengenommen«. Man halte sich den nicht ganz leicht zerlegbaren Zustand des Zweifelns vor oder den ihm verwandten der Unschlüssigkeit und forsche, ob man seine Bewegungsgestalt genauer kennzeichnen könne als es die Sprache tut, wenn sie den Unschlüssigen einen »Schwankenden« nennt! — Wir sehen also, daß es kaum ein begrifflich faßbares Erlebnis gibt, von dem die Sprache nicht auch die triebhafte Komponente durch Bewegungsfiguren bezeichnet hätte, und diese Figuren sind sein wirklicher Ausdruck oder doch dessen von Schranken des Körpers freies Vergrößerungsbild.

II. Affekt, »Instinkt« und Wille.

Wenn wir jetzt nach womöglich meßbaren Tatsachen Umschau halten, die das Gesetz bestätigen könnten, so versteht es sich, daß wir nicht Person mit Person, sondern nur Zustand mit Zustand vergleichen dürfen und unter den Zuständen solche wählen, in denen das Moment des trieb- oder wunschhaften Strebens vorherrscht. Das aber sind die Affekte, wir dürften hinzufügen oder die Gemütsbewegungen, würde bei diesen nicht gemeinhin nur an eine qualitativ bestimmte Gruppe gewissermaßen »höherer« Affekte gedacht. Wir wollen sehen, ob solche Unterscheidung zurecht besteht.

Bei einem Terminus, der dem gewöhnlichen Sprachgebrauch wenn nicht fremd, so doch wenig geläufig ist und in der Forschung mit den jeweiligen Theorien schwankt, können wir nicht angeben, was er bedeuten müsse, wohl aber auf Grund seiner besteingebürgerten Verwendung vorschlagen, was er bedeuten solle. Zunächst einmal darin wenigstens stimmen nun die meisten Psychologen heute überein, daß Affekt wie Gemütsbewegung als jedenfalls rasch vorübergehende Prozesse zu unterscheiden seien von Leidenschaft oder Passion, worin die einen mehr andauernde Zuständlichkeiten, die anderen richtiger dispositionelle Gegenstandsbeziehungen eines Gefühlslebens erblicken, das überdies noch heftig und tief zu nennen wäre. Dagegen läßt die neuere Literatur kaum irgendwelchen Unterschied erkennen zwischen »affektiv« und »emotionell«, und wir sehen denn selbst in derlei gelehrten Kategorien noch den gleichen sprachbildenden Instinkt am Werke, der die »Gemütsbewegung« entstehen

ließ. »Emotion« heißt übertragen ja etwa »Erschütterung«, legt also auf die innere Bewegung den Nachdruck und läßt zugleich durchblicken, daß sie das Individuum überkomme, wohingegen »Affekt« wiederum dieses letztere betonend zumal an die Störung erinnert, der das psychische System wie durch fremden Eingriff anheimfällt. Man sollte meinen, hier gäbe es keine Schwierigkeiten und sie beständen auch wirklich nicht ohne den, wie es scheint, nicht endenwollenden Streit über das Wesen der »Gefühle«.

Teils ist es der hergebrachte Glaube an ihre Aufteilbarkeit nach Lust- und Unlustgraden, teils umgekehrt die völlig zutreffende Einsicht in ihre geistige Natur und Ichbeziehung, was zahlreiche Forscher veranlaßt hat, sie entweder ganz oder teilweise von den Affekten zu trennen. Hinzukommt endlich noch die mehr erlebte als deutlich durchdachte Neigung, Affekte auch den Tieren, eigentliche Gefühle aber nur den Menschen beizumessen, um die Kluft zu vertiefen. Allein die Verlegenheit beginnt schon bei der Frage, welche benennbaren Zustände denn nun unter die »Affekte«, dagegen nicht mehr unter die »Gefühle« fallen. Da sollen in erster Linie Freude, Zorn und Schreck Affekte sein. Aber liegt nicht schon ein schwacher Grad von Freude in der Stimmung der Zufriedenheit, beginnt nicht der Zorn bereits in den Gefühlen des Unwillens und des Ärgers, steckt umgekehrt im Schrecken nicht auch Furcht und geht nicht diese wiederum durch einen Zusatz von Unbestimmtheit in die auch dem Tiere eigene ängstliche Erregung über, der wir wenigstens beim Menschen nur mit gewaltsamer Verkennung des natürlichen Sprachgebrauchs den Namen des Gefühls verweigern würden! Die Verlegenheit wächst und führt nicht selten zum Eingeständnis des Unvermögens mit dem Versuch, auf der Grundlage derartiger Anschauungen den Affekt zu definieren. Nach einigen z. B. soll Affektivität auf der Ergriffenheit des ganzen psychischen Systems beruhen, aber es gibt keinen Bewußtseinsinhalt irgendwelcher Art, der nicht das ganze psychische System ergreifen könnte. Archimedes war in das Nachdenken über ein Problem so sehr »vertieft«, daß er nichts von dem Fall der Festung bemerkte, wo er sich aufhielt, und vielleicht auch den Todesstreich zu fühlen keine Zeit hatte, der ihn zu Boden streckte; und gleichermaßen können wir völlig »aufgehen« im Betrachten eines Bildes, im Genuß einer Speise, im Schmieden

eines Planes. Andere Naturwissenschaftler glauben der Sache beizukommen, wenn sie unter Verzicht auf die innere Charakteristik die Affekte bestimmen nach den Eigenschaften ihrer Äußerung, nicht bedenkend, daß man schon die genaueste Kenntnis eines Zustandes haben müsse, für den man körperliche Unterscheidungsmerkmale angibt. Wir sprechen nicht die zahlreichen Ansichten durch, sondern skizzieren diejenige, die sich uns seit Jahren bewährte, und welche, wenn wir nicht irren, allen Zweifeln begegnet.

Der Gefühlston eines Erlebens wird in dem Maße Affekt, als seine Bewegungsart vorherrscht und seine Qualität zurücktritt, dagegen »Stimmung« im gerade umgekehrten Falle. Die Gefühle des Hoffens, Fürchtens, Zweifelns, Bewunderns, Verehrens, Liebens, Hassens, Verachtens, Neidens, Sorgens, Staunens, Bereuens, Mitleidens, Zürnens, Argwöhnens, Stolzseins, Drohens, Triumphierens und wie viele ihrer sonst die Sprache unterscheidet, gehen sämtlich in Affekte über durch Zunahme der Intensität ihres jeweiligen Strebens, und sie verwandeln sich vielmehr in öfter zugleich länger anhaltende »Stimmungen« durch Vorherrschaft ihrer Farbe. Es gibt so gut eine Stimmung der Sorge, Verehrungsbereitschaft, Feindlichkeit wie andererseits den Affekt der Furcht, des Grams, der Adoration, der Wut, der gespannten Erwartung, und stets kennzeichnet diesen (die positive oder negative) Heftigkeit des Strebens, jene die Tiefe ihrer Qualität oder Farbe. Einzig durch Weckung schlummernder Impulse wird aus der Stimmung des sanften Behagens der Affekt einer ausgelassenen Freude, aus linder Trauer lähmender Kummer, aus stiller Sehnsucht brennendes Verlangen. Weder sind die Affekte eine eigene Kategorie von inneren Zuständen noch auch von den Gefühlen schlechtweg intensitätsverschieden, sondern darum handelt es sich, daß deren eine Seite, das qualitative Moment, verhältnismäßig zurücktrete gegen die andere, das triebhafte oder wünschende Streben. Geschieht das nun bei solchen Gefühlen — und es geschieht bei ihnen am häufigsten —, die wie Ärger, Vergnügtheit, Eigensinn schon an und für sich nur wenig Farbe haben, so erscheint der Affekt bei noch soviel Heftigkeit relativ »flach« und leer, wohingegen wiederum farbensatte als zugleich schwerer beweglich bei aller Tiefe oft »still« und affektlos bleiben. Aber auch diese können in Zug geraten und die Seele mit der Kraft eines Sturmes durchwühlen,

da wir denn am ehesten von »leidenschaftlichen« Ausbrüchen sprechen. — Ohne Schwierigkeit begreifen wir ferner, auf was die Vermutung hinauswolle, es gäbe »niedere« und »höhere« Affekte oder bloß animalische und eigentliche Gemütsbewegungen. In jenen nehmen die Triebe, in diesen Wünsche Affektform an oder, anders gesagt, es setzen allein die »höheren« Wallungen die nur menschliche Gabe voraus, Vorstellungen bilden zu können und davon ähnlich erregt zu werden wie von Sinneseindrücken. Allen Affekten aber gemeinsam ist das Übergewicht der Bewegungsformen, und wir brauchen daher auf ihre Tiefe und Flachheit sowie auf die geistige Höhenstufe keine Rücksicht zu nehmen, wenn wir prüfen wollen, ob sich an ihnen die Entsprechung bewähre, die das Ausdrucksgesetz zwischen den Arten des Strebens und den Funktionen des Körpers fordert. Wir wählen als Beispiel Freude und Zorn.

Stellen wir Freude und Zorn den niederschlagenden Affekten der Sorge, des Kummers, der Trauer zur Seite, so sehen wir, daß sie beide ein erhöhtes Bewegtsein in sich schließen und darum gleichermaßen zur Steigerung auch der körperlichen Bewegungsantriebe führen sollten. In zwanglosem Zustande müßten sich unter dem Einfluß beider Affekte die Bewegungen an Zahl vermehren und sollte jede einzelne, ob sie gewollt ist oder unwillkürlich, intensiver ausfallen, also größer, wuchtiger, eiliger als gewöhnlich.

Fig. 4.

Daß es sich tatsächlich so verhalte, fänden wir schon durch die Wahrnehmung vergnügter oder zorniger Personen bestätigt und sehen es vollends außer Zweifel gestellt durch Vergleichung von Schriftdokumenten, welche dieselbe Person in Zuständen der Freude und des Zorns erzeugt. Fig. 4 gibt das Durchschnittsbild der Hand-

schrift einer unverheirateten Frau aus dem Volke, der man in der Hypnose zunächst einflößte, sie befinde sich bei Gelegenheit einer Reise nach Italien im Angesichte des Golfes von Neapel, der Himmel sei dunkelblau, die Luft voller Wohlgerüche, ihr bester Freund in der Nähe. In tieffreudiger Erregung warf sie, aufgefordert irgendetwas zu schreiben, auf das bereitliegende Papier die Worte hin: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt. Das Herrlichste, das Schönste, was ich je erlebt und gesehen, war hier. Ich könnte weinen vor Seligkeit«. Drei Zeilen davon zeigt Fig. 5. Von derselben ist Fig. 6 geschrieben unter dem Druck der Suggestion, daß jemand auf der Straße in unehrerbietiger Weise sie anrede, daß es ein Mann von sehr gewöhnlichem Äußern sei und

Fig. 5.

daß er sich durch ihre Abweisung nicht vertreiben lasse. In sichtlichem Zorn ergriff sie die Feder, um ihren Unwillen zu äußern und gegen den Zudringlichen Hilfe zu erbitten. Verglichen mit der Durchschnittsschrift lassen beide Affektschriftproben erkennen: absolute Höhenvergrößerung der Kurzbuchstaben — Zunahme der Weite — vermehrte Abduktivität, sichtlich zumal an den durchweg höher gesetzten i-Punkten. So sehr beide Affekte durch den Unterschied von »Lust« und »Unlust« kontrastieren, zeigen sie doch gemeinsame Ausdruckszüge und können bei krankhaft herabgesetzten Hemmungen sogar ineinander übergehen zufolge offenbar ihrer Ähnlichkeit im Tempo und ihrer beiderseitigen Expansivität.

Halten wir jetzt ihre Impulsformen nebeneinander, so entgeht uns nicht das Leichte, Anstrengungslose, »Beflügelte« in denen der Freude, das Angespannte, Stoßende, gleichsam Ringende in denen des Zornes, und demgemäß neigt jene zur Hervorbringung glatter,

fließender, wohlkoordinierter Körperbewegungen, wohingegen dieser in unregelmäßigen Stößen hervorbricht von noch dazu ausgesprochenem Spannungscharakter. Ein Blick auf die beiden Affektschriftproben bestätigt die Richtigkeit dieser Erwägung. Fig. 5 zeigt, wenn nicht rhythmische, so doch gefällige Verteilung der Schriftmassen, eine, ob auch geringfügige, Neigung zur Ausweitung der Schleifen, etwas fließendere Federführung als in der Normalschriftprobe, schwungvolle Vergrößerung der Anfangsmajuskel und — am Breitenunterschied von Grund- und Haarstrich kenntlich — nur unbedeutende Steigerung des Reibungsdruckes. Dieser letztere, eines der wichtigsten Spannungssymptome, hat dagegen ganz erheblich zugenommen in Fig. 6, wie

Fig. 6.

aus den wuchtigen Grundstrichen auch ohne »Schriftwage« ersichtlich, während gleichzeitig die Gesamtführung jegliche Glätte verlor und den stoßweise einsetzenden Pulsationen gemäß in unregelmäßiges Schwanken geriet. Die häufigen Verschreibungen vervollständigen das Bild im Sinne des Ausdrucks der »Irritiertheit«. — Beispiele, die wenigstens für gehobene Stimmung das Ausgeführte in vergrößertem Maßstabe zeigen, findet man hie und da in psychiatrischen Lehrbüchern gelegentlich der Schilderung des manisch-depressiven Irreseins, besonders aber in Meyers »wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie«, wo gut ausgewählte Proben des manischen Stadiums mit solchen vom gleichen Schreiber aus der gesunden Zeit beieinander stehen. — Für die weitere Analyse gerade dieser beiden Affekte müssen wir auf Schriftparallelen verzichten, finden aber dafür anderweitige Bestätigungen von unmißverständlicher Eindeutigkeit.

Um eine affektive Strebung genau zu beschreiben, genügt nämlich nicht der Hinweis auf so allgemeine Eigenschaften wie Stärke, Spannungsgrad, Leichtigkeit oder Gehemmtheit ihres Ablaufs, sondern es muß hinzukommen die Charakteristik ihrer Richtung nach Maßgabe eines ihr unterzulegenden Zieles. Es wird manchen vielleicht überraschen, wenn wir in der Freude z. B. den Schenktrieb finden, doch hat er sicher nichts einzuwenden gegen die Ansicht, daß Zorn ein Drang nach Vernichtung sei. Es ist bei reaktiven Affekten leichter, aber einer aufmerksamen Selbstbesinnung schließlich bei jedem möglich, den Imperativ zu entdecken, der ihm die Richtung vorschreibt. So zielt der Affektwunsch der Verachtung auf Entwürdigung, des Neides auf Minderung fremden Glücksgefühls, der Bewunderung auf Ehrung, des Staunens auf Orientierung, der Furcht auf Flucht, und es sollten daher zufolge dem Ausdrucksgesetz den Affekt begleiten auch die Gebärden jeweils des Schenkens, Zerstörens, Herabwürdigens, Ehrens, Suchens, Fliehens. Das ist nun fraglos der Fall und die Besonderheit der Ausdrucksgestalt eines jeden besteht in nichts anderem als eben in dieser Gebärdensprache. Eine etwas genauere Darlegung möge gleich dazu dienen, uns einen Schritt weiterzuführen in der Zerlegung des Willens.

Sobald wir am Streben die Eigenschaft des Zieles ins Auge fassen, drängt sich der Gedanke des wollenden Strebens auf und nichts ist mehr geeignet, ein Licht auf beide, den Affekt und den Willen, zu werfen als ihre Vergleichung. — Wer soeben einen Brief mit einer Mitteilung erhielt, die ihn aufs äußerste ärgert, schlägt vielleicht aus Zorn mit der Faust auf den Tisch, macht also eine Bewegung, die auch der machen könnte, welcher die Absicht hätte, den Tisch zu zertrümmern. Forschen wir nach dem Unterschied in den Entstehungsbedingungen, so ergibt sich zunächst, daß der Willensakt unvollziehbar wäre ohne ein Urteil über den Tisch, seine Eigenschaften und seine Zerstörbarkeit, während nichts von alledem im Bewußtsein auftaucht beim Zornesfaustschlag gegen die Oberfläche. Welche Rolle immer diese im Zusammenhange des Zornesausbruchs spielen mag, daran wenigstens besteht angesichts der uns bekannten Veranlassung kein Zweifel, daß nicht die Zerstörung des Tisches sein Motiv gebildet, so sehr die Funktionen, worin er sich darstellt, darauf zu zielen scheinen. Für die Handlung der Zerstörung des

Tisches wäre der Tisch nicht wegdenkbar, die Ausdrucksbewegung des Zornes aber hätte auch in seiner Abwesenheit und zwar gegen ein Buch, die Wand, eine Vase, sie hätte endlich statt mit der Hand ebensogut mit dem Fuße durch Stampfen auf den Boden erfolgen können: der Grund für die Richtung der Ausdrucksbewegung ist im Subjekt, der Willkürbewegung im Objekt gelegen.

Um aber einzusehen, was es heiße, eine Bewegung sei auf das »Objekt« gerichtet, müssen wir diesen Begriff etwas schärfer ins Auge fassen, und da leuchtet nun ein, daß als Objekt betrachtet der Tisch nicht identisch sein könne mit den fortwährend wechselnden Bildern seiner sinnlichen Erscheinung. Er bleibt ja derselbe, beleuchtet und im Dunkeln, angewärmt oder kalt geworden, in jeder neuen Perspektive, die er beim Wechsel der Stellung dem Beschauer bietet, derselbe endlich, wenn auch als gewesener, nachdem man ihn längst zu Asche verbrannte. Und ebensowenig ist der Begriff seiner Zerstörung eines mit den sinnlichen Formen, in denen sie geschieht. Zerstört gleichermaßen würde der Tisch durch Zertrümmern mit der Faust, Zerspalten mit der Axt, Zerschneiden, Zersägen, Brennen, Lösen, Sprengen und gleichgültig, ob man selber es täte oder ein anderer. Zwar können wir nicht nur den Tisch als Ganzes, sondern auch jede seiner Eigenschaften, seine Farbe, Form, Struktur, können ferner die besondere Art seiner Zerstörung zum Gegenstande unserer Willensbemühung machen, allein nicht ohne jetzt Eigenschaften und Vorgänge der fließenden Totalität ihrer bildlichen Wirklichkeit genau so zu entreißen und in »Dinge« zu verkehren, wie es zuvor mit ihrem Träger, dem Tisch als Ganzem, geschah. Damit der Willensakt möglich werde, bedarf es zuvor des Urteilsaktes, der an die Stelle des immer sich wandelnden Bildes den im Verfließen der Zeit mit sich identischen Gegenstand setze, indem nur ein solcher von uns bezweckt werden kann. Während jeder Eindruck qualitativ und fließend ist, so geht unser Wollen auf das darin mittels des Geistes gefundene Seiende aus, im Verhältnis zu dem die erlebte Sinnenseite nun erst den Charakter der bloßen »Erscheinung« annimmt[1]. Wenn aber

[1] Den entsinnlichenden Charakter des Urteils entdeckten auf ihre Weise die Eleaten mit ihrem bis heute nicht angetasteten, geschweige widerlegten, weil tatsächlich unwiderlegbaren, Beweise von der Unbegreiflichkeit der Bewegung, den sie freilich in der typischen Philosophenabsicht gaben, um die Scheinhaftigkeit

demgemäß der Zweck nicht der sinnlichen Welt angehört, die als in rastloser Wandlung begriffen sich keiner Voraussicht zur Anknüpfung böte, so ist er offenbar ein ideeller Punkt und das Abzielen des Willens geschieht in einer begrifflichen Richtung.

Das bestätigt uns wieder die Sprache sowohl durch Bevorzugung solcher Namen, die das Haben oder Verlieren des Zieles bezeichnen, zur Charakteristik der Willenssphäre, wie »zielbewußt«, »zielvoll«, »zielbestimmt« und andererseits »Ziellosigkeit« als auch mit der ungemein lehrreichen Genese desjenigen Wortes, welches zum Unterschied von Ziel überhaupt insonderheit das des Willens ausdrückt, des Wortes »Zweck«. Gleich dem älteren Femininum »Zwecke« bedeutet es nämlich ursprünglich den Pflock im Zentrum der Scheibe, nach der man schießt, kennzeichnet also, was es heute meint, den Bestimmungsgrund des Willens, mit Hilfe des Bildes vom physischen Zielpunkt und nicht, wie die gängige Behandlung der Willenslehre weit eher vermuten müßte, durch eine Bewegung. In bezug auf sein Ziel ist der Wollende nicht weniger an eine und nur diese eine begriffliche Richtung gebunden, wie an die räumliche der Schütze, wenn er nach dem Mittelpunkt der Scheibe zielt, und daß er von ihr nicht abweichen darf, darin liegt, wie unten sich zeigen wird, der entscheidende Grund für den Ausdruck des Willens. Im Gegensatz zum Schützen aber hat er, weil auf den begrifflichen und nicht auf einen räumlichen Punkt gerichtet, die Freiheit, ihm auf jedem nur erdenklichen Umwege nachzutrachten und zwischen ihn und die Ausgangsstelle beliebige Zwischenakte wollenden Abzielens einzuschalten, deren jeder — an sich zwar von gleicher Beschaffenheit — im Verhältnis zum Endziel nur die Bedeutung des Mittels hat.

In beiderlei Hinsicht gerade umgekehrt verhält sich das Zielstreben des Affekts. Indem der Zornesfaustschlag den subjektiven Drang nach Zerstörung entlädt, ist er weder gegen den Tisch, die Vase, die Wand, noch überhaupt gegen ein Objekt gerichtet, sondern gegen den Eindrucksinhalt des Widerstandes, den er instinktiv auf-

der Sinnenwelt darzutun. Richtig hätte ihr Gedankengang weitergehen sollen: was an der Bewegung undenkbar ist, die raumzeitliche Kontinuität, das ist es genau so an sämtlichen Sinneseindrücken: die Welt der »Phainomena« kann nicht gedacht werden. Nur aber auf Vorgedachtes, fügen wir hinzu, nicht auf Undenkbares beziehen sich Willensakte.

sucht, um ihn zu brechen. So stehen ihm von vornherein unzählige Wege offen, und der einzelne selbst, den er einschlägt, hat nicht den Charakter einer begrifflichen Richtung. Dafür freilich ist es seine Schranke, blind zu wirken, und das will sagen, sich sein Ziel nicht wählen zu können[1], sondern dazu genötigt zu werden durch den unmittelbaren Anreiz des Eindrucks: die Richtung der Willkürbewegung ist, weil vorausgedacht, auf den raumlosen Punkt gestellt, die Ausdrucksbewegung folgt ungebunden, aber blind dem Anreiz des Eindrucks.

Darum ist nun doch nicht jeder Eindruck diesen Anreiz auszuüben befähigt, sondern jeweils nur der zum inneren Drange komplementäre oder polare. Der Trieb nach Zerstörung braucht Widerstände, der zur Flucht den offenstehenden Raum, der Schenktrieb lebendige Wesen, der Verehrungsdrang ein Oben, weil es die »höhere« Macht versinnlicht, der Drang nach Entwürdigung ein Unten, als das Ortssymbol der »Niedrigkeit« und so fort. Mit dem Blick des Geistes gemessen erscheinen die elementaren Ähnlichkeiten, auf Grund deren der Affekt zwischen den Eindrücken wenigstens passiv auswählt, dergestalt, daß der Zornige z. B. den Hieb gegen feste und zerbrechliche Körper einem »Schlag ins Wasser« instinktiv vorzieht und ganz gewiß nicht in die leere Luft stoßen wird, im Lichte jeweils einer dinglichen Eigenschaft, welche die auslösenden Eindrücke zur gattungsmäßigen Gruppe verbindet[2]. Von der Handlung ausgehend können wir deshalb auch sagen: die Richtung der Willkürbewegung wird durch den Einzelfall, die der Aus-

---

[1] Darum redet wiederum folgerichtig die Sprache von »Willkür« (küren = wählen), dagegen nicht etwa von »Gefühlskür«.

[2] Erst recht und in einem noch eingeschränkteren Sinne nur auf Erscheinendes statt wie der Wille auf Gegenständliches, ist gleich dem Affekt das Gefühl bezogen und durchaus nur durch »Bilder« lassen sich seine Qualitäten erläutern. Darin liegt es begründet, daß es im Gegensatz zum Willen nicht zwar den Stoff — denn es bleibt ewig vom Bilde geschieden — wohl jedoch die Freiheit hat, zu träumen und zu »dichten«. Nicht aber handelt es sich dabei, wie eine neuerdings Mode gewordene Spielart rationalistischer Lebensdeutung annimmt, um »Verdrängungen« und »Ersatzvorstellungen« (gleichgültig ob es dergleichen gibt oder nicht). Vielmehr sind Bilder und bildliche Ähnlichkeiten die gemeinte Wirklichkeit alles Fühlens, und nur wer sie vom Standpunkte gegenständlich gebundenen Denkens und Wollens beurteilt, kann sie als bloße Gleichnisse mißverstehen. Näheres dazu in unserer Charakterkunde.

drucksbewegung durch eine Gattung bestimmt. Nehmen wir die Zweckmäßigkeit als Muster zielvollen Geschehens überhaupt, so verfährt der Affekt offenbar jedesmal so, als ob er eine Absicht verwirkliche, die seinem Drange entspricht: die Ausdrucksbewegung ist ein Gleichnis der Handlung.

Diese Formel erweist sich nun als überaus bequem, um für jeden Affekt die spezifische Bewegungsgestalt bis ins einzelne abzuleiten. »Das Entsetzen z. B. ist u. a. ein Drang nicht nur zu fliehen, sondern dem entsetzenerregenden Etwas zu entfliehen, aus seinem Wirkungsbereich herauszukommen, es sich »vom Leibe zu halten«. Unsere Frage lautet deshalb: was tun wir, wenn wir uns von etwas abwenden wollen, etwa eine Sache nicht zu sehen wünschen? Wir schließen z. B. die Augen oder drehen den Kopf oder biegen den Körper weg oder, falls die Sache uns nahe genug, so schieben wir sie fort oder auch, wir gehen davon. Diese sehr unterschiedlichen Funktionen gehören dennoch zusammen in Hinsicht auf den Endzweck des Nichtsehenwollens. Und eben die treten nun ungewollt, ja selbst zweckwidrig ein, so oft wir uns innerlich von etwas abwenden, also ganz besonders im Zustande des Entsetzens. Ein geschickter Erzähler schildere in einer Gesellschaft spannend das Auftreten eines Seiltänzers, der aus schwindelnder Höhe herabfiel und zerschellte: und unfehlbar werden im entscheidenden Moment sensible Zuhörer ganz oder teilweise die Augen schließen, den Kopf zur Seite wenden und vielleicht gar die Hände abwehrend vorstrecken, wobei der Handteller dem Erzähler zugekehrt ist, so sehr dies auch alles gar keinen Zweck hat, indem dadurch weder etwas fortgeschoben, noch ein wirklicher Anblick gemieden wird.« Analog bringt der Zorn ungewollt Bewegungen hervor, als ob der Zornige die Absicht habe, Widerstände zu brechen, die Furcht solche, die dem Willen zur Flucht entsprungen scheinen, das Staunen solche, welche dem Zweck der Orientierung dienen könnten (wie z. B. das weite Aufreißen der Augen), die Freude scheint immerfort Gaben auszuteilen, daher nur für frohe Stimmungen die Sprache deren egofugalen Charakter als ein »Sichzerstreuen« schildert, die Bewunderung, als ob sie ein Ziel in der Höhe suche, richtet den Blick nach oben, und jedesmal ähnlich, soweit wir nur irgend an einem bezeichenbaren Affekt die Form seines Strebens zu fassen wissen.

Verhältnismäßig frühe hat sich den Ausdrucksforschern die Analogie der expressiven mit der Willkürbewegung aufgedrängt und Anlaß gegeben zu einer ebenso irrigen als auf den ersten Blick verlockenden Ansicht von ihrer Entstehung. Drei Forscher zufällig dreier Völker sind es, denen wir die grundlegenden Befunde verdanken: PIDERIT, welcher bereits 1858 in der Studie »Grundzüge der Mimik und Physiognomik« die Leitgedanken seiner 1867 publizierten »Mimik und Physiognomik« niederlegte; GRATIOLET mit seiner 1865 erschienenen Arbeit »Über die Physiognomie und die Ausdrucksbewegungen« und endlich DARWIN, dessen 1872 veröffentlichtes Buch über den »Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren« am bekanntesten wurde. In dieser Reihe hat der Deutsche nicht nur den Vorzug der Priorität, sondern auch den, die entwickelte Analogie, obzwar in fast kindlicher Sprache, hypothesenfrei erfaßt und wenigstens den Versuch gemacht zu haben, sie physiognomisch zu verwerten; der Franzose schließt sich mit etwas geschickteren, aber wenig Neues enthaltenden Formulierungen eng an ihn an; DARWIN hingegen, der den Beobachtungsstoff unter Hereinziehung der Tierwelt im größten Stil erweitert und mustergültig zur Darstellung bringt, glaubt mit Hilfe der englischen Lieblingsbegriffe von »Assoziation, Gewohnheit und Vererbung« die Analogie erklärt zu haben durch die Annahme, daß sämtliche Ausdrucksbewegungen im Laufe der Artenentwicklung tatsächlich Handlungen einmal gewesen seien, die durch Übung erst allmählich unbewußt wurden. Der Gedanke ist unhaltbar, weil er der Zweckvorstellung die Gabe beimißt, Bewegungen hervorzurufen, während sie nur diejenige hat, anderweitig entstehende zu fixieren, wäre es aber auch davon abgesehen allein schon durch die Mitannahme, die er einschließt, es gehe die Willkürbewegung phylogenetisch der unwillkürlichen voraus. Alsdann nämlich müßten nicht nur die höheren Tiere, sondern ihrer alle bis hinab zum sichbewegenden Protozoon Vorstellungen bilden, Entschlüsse fassen und bewußte Zwecke verfolgen und zwar, bevor sie noch anfingen, auf »Reize« zu antworten, was ernstlich zu glauben wohl niemand Lust hat.

Derlei Erklärungsversuche entstammen zuletzt dem seit der Renaissance herrschenden Rationalismus, der das transzendentale Prinzip des Mittelalters durch den denkenden Verstand ersetzte und die treibenden

Mächte des Weltverlaufs nur verständlich findet mit Bezug auf den vermeintlichen Effekt des urteilenden Bewußtseins. Unfaßlich ist es ihm, wie das eben dem Ei entschlüpfte Hühnchen Körner picken könne, ohne noch erfahren zu haben, daß sie nahrhaft seien, wie die junge Ente sogleich ihre Schwimmflossen, der eben entpuppte Schmetterling »zweckvoll« seine Flügel gebrauche, und die berühmte Wespe gar ohne stattgehabtes Studium ihr Opfer durch scharfsinnig genau am rechten Ort versetzte Stiche nur lähme, um es für noch gar nicht geborene Brut in den Bau zu tragen. Wir haben es in den letzten anderthalb Jahrzehnten mit ansehen können, wie »mechanistiche« und »teleologische« Biologie mit unbestreitbaren Widerlegungen ihrer beiderseitigen Aufschlüsse darüber einander vernichten und dürften leichter als frühere Generationen zur Einsicht kommen, daß beide nur gegensätzliche Spielarten des nämlichen Irrtums sind, indem sie so oder so mit den Mächten des Lebens die geistigen Akte verwechseln, die wie der aufzuckende Blitz die zuvor verdunkelte Landschaft, ebenso zielvolle Abläufe zwar beleuchten, nicht aber schaffen[1]. Auch wir Menschen könnten nicht bewußt z. B. nach Nahrung streben ohne die entwicklungsgeschichtlich vorausgegangene und in der Morgenfrühe selbst noch unseres Lebens vorherrschende Fähigkeit, auf Eindrucksinhalte des Eßbaren mit Greif- und Schlingbewegungen genau so unmittelbar und »instinktiv« zu antworten, wie es der vom

---

[1] Wir müssen es uns versagen, anmerkungsweise auf den heute so lebhaften Streit der Meinungen in der philosophischen Biologie einzugehen und zumal dem so viel genannten BERGSON näherzutreten, umsomehr als wir seine mancherlei verdienstvollen Anregungen durch grundwesentliche Irrtümer für mehr als aufgewogen halten. Zum Problem des Lebens leihen wir hier nur der Überzeugung Ausdruck, es sei eine bloße Frage der Zeit, daß die Menschheit von einem falschen »Monismus« genesen und die metaphysische Dualität nicht etwa von Geist und Körper — die so wenig eine ist wie die von Subjekt und Objekt! — wohl aber von Geist und Leben erkennen werde. Eine Anwendung davon auf die Psychologie, wo sie zur Dualität von Geist und Seele wird, boten wir mit unserer Charakterkunde. Erst aber, wenn einmal der monistische Lärm verklungen sein wird, mag es geschehen, daß man alsdann auch einiger vorschauenden Geister der Gegenwart sich erinnere, deren Stimme heute noch unvernehmlich bleibt. Von solchen führen wir an MELCHIOR PALAGYI, dessen »Naturphilosophische Vorlesungen über die Grundprobleme des Bewußtseins und des Lebens« trotz des stilistischen Mangels der Überladenheit mit ermüdender Polemik zum Gewichtigsten gehören, was wir in der Beziehung im zeitgenössischen Schrifttum kennen.

Affekt z. B. des Zornes Ergriffene wenigstens ähnlich mit einem Fausthieb tut gegen Bilder des Wilderstandes. Zwischen Bedürfnis und stillungverheißendem Eindruck besteht zwar gehaltsverschieden, aber formal dasselbe Verhältnis der Polarität wie zwischen dem Affekt und dem Ziel, das seine Ausdrucksbewegung zu suchen scheint, und beide gehen, vom Ort der Handlung gesehen, nicht auf den Einzelfall, sondern die Gattung.

Wie falsch aber auch DARWINS Erklärung sein mag, ihr Bestechendes lag und liegt für manchen noch heute darin, daß wir Handlungen wirklich fort und fort sich verwandeln sehen in unwillkürliche oder sogenannt automatische Vorgänge. Aus einer angestrengt gewollten wird zur fast oder völlig unbewußten Bewegung mit der Zeit das Gehen, Niedersitzen, Sicherheben, Rudern, Schwimmen, Schlittschuhlaufen; das Sprechen, Schreiben, Lesen; das Häkeln, Stricken, Klavierspielen usw. Einer Verschiedenheit Rechnung tragend, die wir fraglos erst erlernen mußten, packen wir, was wie Eisen aussieht, unwillkürlich mit festerem Griff als ein gleich großes Stück Holz und oft wiederholt ist das DARWINsche Beispiel, wieviel Mühe es koste, den durch Erfahrung gewohnt gewordenen Antrieb des schützenden Armvorstreckens zu meistern, wenn man sich einmal auf ein weiches Daunenbett fallen läßt. — Allein auch ganz etwas anderes könnten wir aus dem Umstande entnehmen, daß jede Willkürbewegung alsbald es zu bleiben aufhört, wenn sie öfter wiederholt wird, und hätten es sicher getan, wäre nicht auch das Rationalisieren zu einem Automatismus geworden, der uns die Kopfstellung natürlicher Ansichten erleichtert und so oft für die entscheidende Frage blind macht. Die aber lautete hier, wodurch denn ein Gewolltes gewohnt werden könne, da doch der Wille dem gerade entgegenwirke! Warum müssen wir weniger wollen, was wir zum zweitenmal ausführen, noch minder beim dritten und gar nicht mehr beim hundertsten Mal? Doch nicht aus dem Willen kann sich der Untergang des Wollens erklären! Es gäbe keine »Übung«, keine »Gewohnheit«, keine »Automatismen«, läge nicht die denkfremde Sphäre des Lebens bereit, um sofort wieder in sich aufzusaugen, was sich begleitet vom Erlebnis der Willensanspannung vorübergehend aus ihr erhob in die Sphäre des Urteils. Nur für die Menschheit, weil sie viel vom »Instinkt« verlor, oder, wenn man lieber will, die

Natur überschreitet, besteht das Erfordernis, in weitem Ausmaß erst »erfahren« zu müssen, um zu wissen, während das Tier auf Grund bloß einer (hier nicht näher zu analysierenden) Vorform der Erfahrung lernt und zahllose Verrichtungen wie das Schwimmen der Wassertiere, das Körnerpicken und Nesterbauen der Vögel, die Kenntnis seiner Feinde, wie ferner sämtliche Ausdrucksmittel niemals und in keiner Generation zu lernen brauchte. Darum nicht weniger erfolgt jederzeit und bildet sich ein die »Anpassung« an den Wechsel der Lebensumstände oder ist vielmehr um so sicherer bereits mitenthalten in jeder Antwort auf den äußeren Eindruck; erst im Menschen aber durchmißt sie das Urteil und gewinnt dadurch freilich, indem ja dieses dem Einzelfall Rechnung trägt, einen unabsehlichen Zuwachs an Schwankungsbreite, nicht ohne jedoch andererseits im selben Maße an instinktiver Sicherheit einzubüßen. Auch die Ausdruckserscheinungen haben daran teilgenommen und sich in der Menschheit mannigfach verflochten mit den noch wenig untersuchten Gesten, die nach Völkern und Zeiten naturgemäß weit erheblicher wechseln als der animalische Ausdruck. Wir führen von solchen an: das grüßende Darreichen, segnende Auflegen, betende Falten der Hände, das bejahende Nicken, verneinende Schütteln des Kopfes, das beteuernde »Hand aufs Herz legen«, das Achselzucken als Zeichen des Unvermögens, das Zungenausstrecken und Anspeien als Zeichen der Verachtung, die ehrfürchtige Verneigung, das anbetende Niederknien. Es hieße mit der Ausdrucksbewegung die Geste verwechseln, ließe man auch an jener die Handlung beteiligt sein. —

Endlich aber könnte folgende Erwägung Zweifel wecken. Der Zornentflammte, dessen Zornesanlaß zugegen ist, wird sich auf diesen stürzen und ihn meist sicherer treffen, als es affektlos geschähe, die opfernde Gebärde des Liebenden geht wie von selbst in Taten der Liebe über vor dem Geliebten, und die beschlossene Flucht rückt mit fördernder Eile vor und zielgewisser, wenn treibend die Furcht dahinter steht. Wie wäre, ließe sich fragen, für die Willkürbewegung solche Beihilfe von seiten des Affekts zu erwarten, wenn dieser die Funktionen verallgemeinert, der Wille sie aber verbesondert? Die Antwort hätte zu lauten, daß genau nur insoweit der Affekt die Handlung fördert, als auch der Zweck, sofern er im Sturm der Im-

pulse noch einhaltbar, zur Gattung seiner Ziele gehört, dagegen ihrem Vollzug widerstreitet, wo das nicht der Fall. Die Zorneshandlung gegen den Feind fällt mit dem Ausdruck des Zornes zusammen, weil in ihr Bewegungen von eben der Gattung noch obendrein gewollt werden, wie sie der Zorn schon ungewollt zeitigen könnte; die Gebärde des Liebenden bleibt sich selber gleich, wenn sie die Richtung auf das Geliebte einschlägt und unter den Bewegungen der Furcht sind auch die des Fluchtergreifens. Gerade weil der Affekt nicht an die einzelne Richtung gebunden ist, kann er die Stoßkraft auch des Wollens steigern, wenn es von der Art seines Strebens nur eben ein Beispiel ist. Und so sehr kann er mit lebendigem Impuls es speisen, daß die Handlung im Ausdruck gleichsam untergeht, in welchem Fall wir von »Affekthandlungen« oder »Triebhandlungen« sprechen. Dagegen fällt es schwer, bei äußerer Erregung stillzuhalten, auch wenn der Selbstschutz es wünschenswert macht[1], im Zorn den Feind statt niederzuschlagen, zu locken, sei es auch in die viel sicherer tötende Falle, dem Wunsch des Geliebten zu wehren, wäre es noch so sehr zu seinem Heil, ganz davon zu schweigen, daß alle Affekte, weil bloße Bewegungstendenzen, die Neigung haben, das seiner Natur nach bindende Urteil zu entmächtigen: weshalb es den Fliehenden auch wohl »kopflos« gerade ins Verderben treibt (man denke an scheuende Pferde!) und den Wütenden sein Zorn im Objekt sich vergreifen läßt. Nur funktionell darf man das affektive Verhalten dem »instinktiven« zur Seite stellen, an Gehalt ist es um eine Dimension ärmer und nicht darum blind, weil es im Dunkeln lebte!

III. Charakterologische Verwertung des Gesetzes.

Indem wir dazu übergehen, an drei leichtverständlichen Beispielen zu zeigen, wie das Ausdrucksgesetz charakterologisch verwertbar sei, so ist vorauszuschicken, daß wir es grundsätzlich ebensogut wie an der Handschrift auch dartun könnten am Mienenspiel, der Sprechweise, den Gesten, dem Gange, der Haltung. Keine Gebärde des Menschen, die nicht vom Zustand der Seele geprägt, keine Willkürbewegung, die von ihm nicht gemodelt würde, und darum auch keine,

[1] Weshalb z. B. manche Forscher das Sichtotstellen gewisser Tiere im Augenblick der Gefahr nur als lähmende Schreckwirkung glaubten verstehen zu können.

an der nicht sein psychischer Habitus teilhätte. Wer den Blick dafür hat, sieht nicht nur, ob einer verdrossen oder vergnügt gestimmt, sondern auch, ob er schlau ist, mißtrauisch, hinterhältig, offenherzig, mutig, ängstlich, wohlwollend, selbstisch, liebefähig, leidenschaftlich, nüchtern, geizig, absprechend, ehrfürchtig usw. Indessen, was immer den Quell seiner Deutungen bilden möge, ob es mehr Tonfall und Klang der Stimme ist, mehr der Gesichtsausdruck, mehr das Sichbewegen oder auch alles mitsammen, stets ist er auf absolut vergängliche Eindrücke angewiesen, die nicht einmal die Momentaufnahme wiedergäbe, weil sie nur den Durchgangspunkt der Bewegungen festhält, niemals diese selbst. Nur das Schreiben, als im Augenblick der Entstehung fixiert, hinterläßt uns für Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte dauernde Spuren, die — frei sogar von den möglichen Fehlern der photographischen Platte — ingestalt der Handschrift mit vollkommener Genauigkeit auch die zartesten Schwankungen der erzeugenden Funktionen bewahren. Allein schon deshalb erscheint die Handschrift unvergleichlich mehr befähigt als der sonstige Ausdruck, die Grundlage zu bilden für eine Analyse der Persönlichkeit; nur ist dabei folgendes nicht zu vergessen.

Wir haben oben gesehen, daß für ein unmittelbares Erfassen nicht etwa nur das Lebewesen, sondern die ganze Erscheinungswelt Ausdruck besitze, und daß insbesondere die Raumform ein inneres Bewegen zur Darstellung bringe. Dann aber muß zum Gegenstand der Erschließung von Seelischem auch werden können die sinnliche Erscheinungsform des Ausdrucks selbst, sei es ein Merkmal der Stimme, der Haltung, des Mienenspiels, sei es zumal, weil objektiviert und bleibend geworden, das Gepräge der Handschrift. Was aber Eindruck macht, das drängt auch selber wieder nach Äußerung, und so ständen wir denn vor der überraschenden Tatsache, daß auch der Ausdruck noch einen — Ausdruck erzeuge. Wir haben an anderer Stelle die prinzipielle Bedeutung dieses Umstandes für die Bewegungsphysiognomik zuerst gewürdigt und an einer stattlichen Reihe von Schrifteigenschaften bis ins einzelne nachgewiesen[1]. Anknüpfend an die jedermann bekannte Tatsache der Ausdrucksnachahmung, aus der allein sich die Gemeinsamkeit

---

[1] Probleme der Graphologie S. 189—232.

vieler Gepflogenheiten von Familien, Ständen, Berufen und zum Teil noch der Völkerschaften herleitet, entwickelten wir, daß sie nur einen Sonderfall vom Einfluß des Ausdrucks auf sich selbst darstelle und daß es niemanden gäbe, der nicht völlig unbewußt in irgend einem Grade seinen Ausdruck modele in bezug auf die Ausdruckswirkung. Sein Ausdruckstrieb, so zeigten wir endlich, erhalte die Richtung von einem wiederum ganz persönlichen »Leitbilde«, welches sich teilt nach den Sinneszonen und speziell für die Handschrift die Form des Raumgefühls annimmt. Weil die Bewegung, indem wir schreiben, räumliche Formen erzeugt, die Gegenstand nicht nur unwillkürlicher Augenkontrolle sind — daher im Dunkeln auch die zwangloseste Schrift alsbald sich verändert — sondern mittels ihrer einer nicht weniger unwillkürlichen Abschätzung durch unseren Raumsinn unterliegen, so waltet über ihr auch sein Gesetz und fügt dem Ausdruck des seelischen Zustandes denjenigen hinzu, mit welchem die Seele impulsiv Antwort gibt auf das Bild ihres eigenen Ausdrucks. Beides spricht vom Charakter des Schreibenden. Um aber den unmittelbaren Ausdruck zu finden, müssen wir die Schicht des vermittelten abheben können, wozu es der Kenntnis seiner allgemeinen wie besonderen Merkmale bedarf. In diesem Zusammenhange muß es genügen, wenn wir betonen, daß wir uns sorglich auf solche Schrifteigenschaften beschränken, an denen das Leitbild keinen Anteil hat. —

Niemand zweifelt daran, daß der Grad der affektiven Erregbarkeit von Person zu Person verschieden ist. Halten wir uns die Extreme vor Augen, so stehen den ausgesprochen affektiven Charakteren gegenüber die unaffektiven in Form entweder der von Natur Gleichmütigen oder der durchweg Beherrschten[1]. Da wir nun wissen, daß jeder affektiven Schwankung eine Schwankung der körperlichen Bewegungsantriebe entsprechen müsse, so werden wir für affektive Naturen zunächst einmal eine von Fall zu Fall weit größere Verschiedenheit ihres Schriftbildes erwarten als der Gleichmütigen, wir werden erwarten, daß sie je nach der »Stimmung«

[1] Ruhig wirken die Schriftzüge beherrschter Naturen nur dann, wenn die Beherrschung sich auch nach innen, sich auf die Impulse erstreckt, wohingegen die nur äußerlich, in ihrem Benehmen, Gefaßten stets die Handschrift der Affektiven schreiben.

bald größer bald kleiner schreiben, bald weiter bald enger, bald mit mehr bald mit weniger Druck, bald schräger bald steiler, bald flotter bald zögernder und so fort. Wirklich kennt der Praktiker gar wohl jenen Typus von Schrifturhebern, die am Morgen anders als am Abend schreiben, vor Tisch anders als nach Tisch, heute anders als gestern, und es findet sich unter ihnen auch die Gruppe der affektiven. Aber auch von den tatsächlichen Stimmungsschwankungen abgesehen ist der affektive Charakter als System ja von größerer Störbarkeit und darum im Wachen, wo der Geist mit erfassenden oder wollenden Akten auf irgendwelche Eindrücke immerfort

Fig. 7.

Antwort gibt, unablässig gestörter als der unaffektive. Daraus ergibt sich schon im selben Schriftstück ein über den Durchschnitt hinausgehendes Schwanken der Federführung. Vorbehaltlich eines unten noch zu gebenden Zusatzes, der die besondere Ungleichmäßigkeit des labilen Charakters betrifft, gilt der Satz: der

Fig. 8.

Grad der Ungleichmäßigkeit der Federführung bezeichnet den Affektivitätsgrad des Schrifturhebers. Von den recht zahlreichen Spielarten demonstrieren wir nur zwei. Fig. 7 als zugleich eilig und mit Nachdruck geschrieben, zeigt den leichtaffizierten

und aufgeregten Typus, Fig. 8 mit ihrem schweren und zögernden Duktus den Typus des »Stimmungsmenschen«. Fig. 9 gibt mit ihrer zwanglos gleichmäßigen Federführung das Bild des ursprünglichen Gleichmuts.

Fig. 9.

Wie vom Stimmungspol der Gehobenheit den der Gedrücktheit, so unterscheiden wir unter den Charakteren weiterhin die ausgesprochen expansiven von den ausgesprochen depressiven. Jene sind prädisponiert zur aussichherausgehenden Bewegtheit, diese zum Mangel daran. Mit der durchweg gehobenen Stimmung der expansiven pflegt Hand in Hand zu gehen Unternehmungssinn, Planlust, Zuversicht, Abwechselungsbedürfnis, Unterschätzung der Schwierigkeiten, mit der mehr gedrückten insichgekehrter Naturen Bedenklichkeit, Vorsicht, »Schwarzseherei«, bisweilen Engherzigkeit und Mangel an Wagemut. Schon bei der Ableitung des Ausdrucks der Freude zeigten wir, daß die expansive Bewegtheit Eile und Ausgiebigkeit vermehre, Hinzufügungen begünstige und mehr oder minder auch den Nachdruck steigere, und es bedarf des Beweises nicht mehr vom gerade umgekehrten Wirken der depressiven.

Wir können es uns an dieser Stelle nicht versagen, die beiden fast unwahrscheinlich beweiskräftigen Schriftproben wiederzugeben, welche in einem Aufsatz über Testamentsfälschungen Meyer[1] publizierte, um zu zeigen, mit welchen Störungen des normalen Schriftbildes der Schriftvergleicher infolge von Stimmungsschwankungen

[1] Archiv für gerichtliche Schriftuntersuchungen, Bd. I, Heft 3, S. 310 ff.

des Urhebers rechnen müsse. Wenn wir hören, daß Fig. 10 den Durchschnittsduktus des Schreibers darstellt, so werden wir nicht darüber im Zweifel sein, welches Gefühl ihn bei Niederschrift von

Fig. 10.

Fig. 11 beherrschte. An die Stelle flotter, großer, druckreicher Züge mit schwungvollen Schleifen und verreicherten u-Haken sind kleine, zögernde, unsichere, druckschwache, unverkennbar zitterige mit u-Haken von dürftiger Einfachheit getreten, ein Bild tiefster Depression und seelischer Gebrochenheit. Und doch liegen zwischen beiden

Fig. 11.

Proben nur wenige Monate; allein in dieser Zeit wurde ihr Urheber, ein bis dahin völlig unbescholtener Beamter im Alter von etwa 50 Jahren, wegen schweren Verdachts in Untersuchungshaft genommen! — Wiederum nun gilt es, daß zum Anlagensystem beider Typen jeweils die entsprechende Lebenshaltung gehöre und daß wir nicht erst auf den aktuellen Eifer des einen, das zögernde Widerstreben des anderen im konkreten Fall zu warten brauchen, um beide im Schriftbilde festzustellen. Und zwar wird seiner

Haltung gemäß der expansive Charakter mit jeder Bewegung das Mittelmaß der Ausgiebigkeit, Wucht und Flottheit überschreiten, der depressive aber dahinter zurückbleiben. Das graphische Bild einer expansiven Persönlichkeit (übrigens Dame) gibt Fig. 12 mit ihrer weit über den Durchschnitt gehenden Größe, Druckstärke und

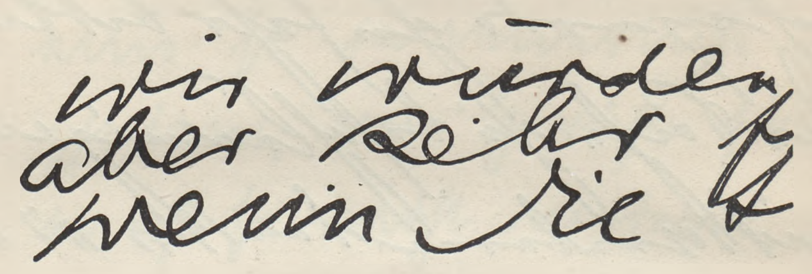


Fig. 12.

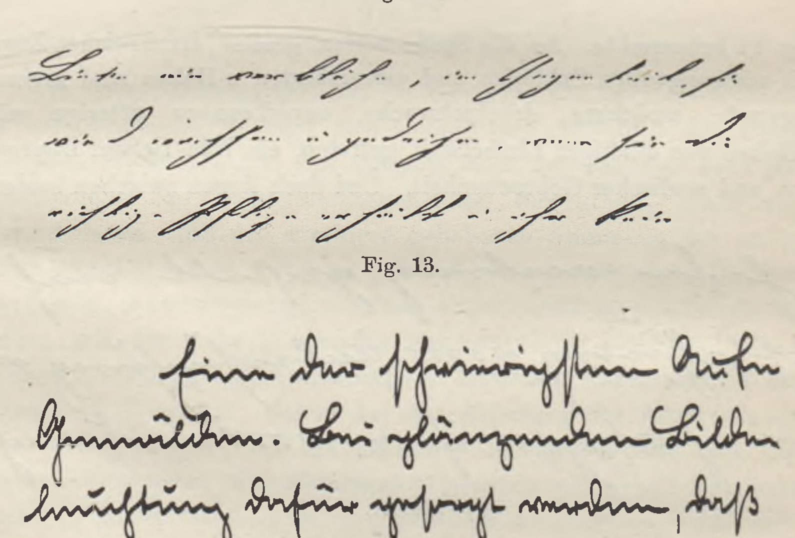


Fig. 13.

Fig. 14.

schwungvollen Sicherheit, das einer fast krankhaft depressiven Fig. 13 mit der winzigen Kleinheit der Kurzbuchstaben, der unschlanken Strichführung, leichtsinkenden Zeile und den fortwährenden Absetzungen, welche eine nur mühsam verhehlte Flügellahmheit der inneren Bewegung bekunden. Hier ist es die bei manchen jungen Leuten rat- und hilflose Stimmung der Übergangsjahre, die eine an

sich schon schwerblütige Natur in gleichsam fatalistisches Verzichten hineingetrieben. Nach seiner Verheiratung und Übernahme eines festen Berufes entwickelte sich Schreiber mehr und mehr zu einem arbeitsamen, zielbewußten, ja tatkräftigen Manne, der heute nach Ablauf von etwa zwölf Jahren auf seine Jünglingszeit als auf etwas ihm Fremdes zurückblickt und eine in der Richtung der Festigung und relativen Expansivität ganz ungemein veränderte Handschrift zeigt, von der Fig. 14 eine Probe bietet. —

Unter den tätigen Naturen unterscheidet schon das alltägliche Leben die entschlossenen, energischen, ausdauernden von den sanguinischen Worthelden und Pläneschmiedern, die stets sich zu viel vornehmen, nicht »bei der Stange« bleiben, alsbald wieder Neues erstreben, ehe noch durchgeführt ist, was sie zuvor begonnen. Die einen haben neben ihrer Expansivität noch Leidenschaftlichkeit oder Willensstärke, den anderen fehlt es an beidem. Uns soll hier nur noch die Frage beschäftigen, wie sich der Wille im Ausdruck zeige. — Nun unterscheidet allerdings hinsichtlich der vielerwähnten Stärkegrade seines Vorhandenseins weder die Umgangssprache noch die Wissenschaft zwischen dem Anspannungsvermögen des Willens und der Willensbegabung, jene nicht, weil es ihr mehr auf die Einteilung der Erfolgschancen ankommt, diese nicht aus Mangel an tieferer Befassung mit den Problemen der Charakterkunde überhaupt. Man ist im Wortsinne willensstark, wenn man gegeben Falles seinen Willen über das gewöhnliche Maß hinaus anspannen kann, womit sich ein entsprechendes G e f ü h l verbindet; man kommt aber mit einem beliebigen Bruchteil solchen Aufwandes zu nicht weniger willensmächtigen Taten bei um e b e n s o v i e l g r ö ß e r e r E m p f ä n g l i c h k e i t d e r L e b e n s v o r g ä n g e f ü r W i l l e n s a k t e. Spielarten dieser noch ununtersuchten Willensbegabung, über welche vor anderen Völkern die Römer verfügten und unter den weltgeschichtlichen Tätern im höchsten Grade Napoleon, heißen Besonnenheit, Ruhe, Kaltblütigkeit, Sammlung, Geistesgegenwart, Stetheit, Unerschütterlichkeit; sie selbst jedoch hat keinen Namen gefunden. Wir nehmen gleichermaßen auf beide Bezug, indem wir die Frage beantworten, wie sich die d i s p o s i t i o n e l l e V o r h e r r s c h a f t d e s W i l l e n s bekunde. Ein nur mehr geringfügiger Zusatz zur obigen Analyse des Willens bringt die Entscheidung.

Kehren wir einen Augenblick zum Bilde vom zielenden Schützen zurück und fragen wir, worin denn eigentlich solches körperliche Abzielen bestehe, so wird es uns klar, daß dazu erforderlich sei nicht eine Bewegung, sondern ganz im Gegenteil deren völlige Vermeidung, vorausgesetzt nur der Schütze kenne das Ziel und habe die Waffe im Anschlag. Derjenige nämlich zielt am schärfsten und sichersten, der bei angelegter Waffe die Richtung am genauesten innehält, und wenn er dazu einer sehr fühlbaren Anstrengung bedarf, so will das sagen, er müsse ein leises, aber beständiges Schwanken seiner Glieder immer von neuem meistern! Solchem körperlichen Zielen nun genau analog ist das geistige Zielen im Erlebnis des Wollens. Wie der Erkenntnisakt unser vitales Schauen, so stellt der Willensakt unser vitales Wirken auf den Objektpunkt ein, und in nichts anderem besteht die Anspannung des Willens und gibt sich kund sein Gegenwärtigsein, als daß wir die rastlos weiterflutende und sich wiederverteilende Lebenswoge gleichsam wie zwischen den Wänden eines Kanales in der Zweckrichtung festhalten, durch immer erneute Schrankensetzung sie hindernd, in Seitenbetten auseinanderzustreben! Es ist eine der ältesten Irrlehren der Menschheit, der Wille bewege, der Wille schaffe gar, während er in Wirklichkeit gerade umgekehrt das schöpferische Sichwandeln einengt und das Vibrieren der Lebensbewegung aufhält. In Form eines Triebes gedacht, wäre der Wille die universelle Hemmtriebfeder. Indem er aber jedes natürliche Zerfließen als »Ablenkung« und »Zerstreuung« niederhält, verwandelt er freilich das zwischen Flut und Ebbe pulsierende Strömen des Lebens in jenen pfeilgerade und mit reißender Schnelligkeit dem Ziele zustrebenden Kraftstrahl, nach Analogie dessen unsere Physik auch die Natur betrachtet: denn alle sogenannten Kräfte sind nur verschiedenfarbige Spiegelungen des Willenserlebens in den Naturerscheinungen[1].

Gemäß seiner aktartig einstellenden und biologisch durchaus nur negativen Beschaffenheit kann nun der Wille »an sich« überhaupt keinen Ausdruck haben und wird uns erst indirekt sichtbar aus den nach Art und Grad eigentümlichen Hinderungen, denen die uns ge-

---

[1] Wer diese Betrachtungsweise mit der Natur selbst verwechselt, wie es z. B. SCHOPENHAUER tut, für den hat es freilich keine Schwierigkeit mehr, überall in der Natur den »Willen« zu finden.

fühlsmäßig bekannte Schwankungsbreite lebendiger Funktionen durch ihn ausgesetzt ist. Der Geschäftsmann, der einen Gang antritt, um möglichst rasch ein bestimmtes Ziel zu erreichen, bleibt, sofern es die Wege erlauben, in ein und derselben Richtung und wird auch sein Tempo innehalten oder es höchstens allmählich beschleunigen; wer nur spazieren geht, schlägt bald diese, bald jene Richtung ein, schreitet bald schneller bald langsamer aus; ein Kind unter sechs Jahren, selbst wenn es zu einem bestimmten Zwecke ausgeschickt wurde, zeigt das Verhalten des Spaziergängers in gesteigertem Grade, und der Hund, der ohne Leine mit seinem Herrn wandelt, übertrifft an Wechsel des Hin und Her, Vor und Zurück, Langsam und Schnell der Bewegung noch bei weitem das Kind. Aus der Einschränkung, welche verglichen mit der diffusen »Natürlichkeit« im Sichbewegen des Kindes nach Tempo und Richtung dasjenige des zweckgeleiteten Geschäftsmannes erfahren hat, schließen wir augenblicklich und ohne den Zweck zu kennen, auf das Walten einer Absicht: dieser Mann, so glauben wir zu sehen, geht nicht nur schlechtweg nach dort, sondern will nach dort, weil, so ist zu ergänzen, wäre es anders, er zweifellos häufiger abwiche. Ebendieselbe Einschränkung aber, welche im Vollzug eines Willensaktes die Bewegung, sofern sie bezweckt ist, erfährt, greift nach dem Ausdrucksgesetz mehr oder minder über auf alle Funktionen und ist, wo sie habituell auftritt, das Symptom für die Vorherrschaft des Willens. Eine hübsche Anwendung des Gesetzes zeigt uns für den Gang der »Militärschritt«, der u. a. die wichtigsten Merkmale zweckgeleiteten Gehens zu einem die Willensenergie ausdrückenden Gehtypus stilisiert hat. Doch wir wollen sie jetzt genauer und in Rücksicht auf das Schreiben bestimmen.

Wer sich gewöhnt hat, die Bewegungen der Menschen nach ihrem Ausdrucksgehalt zu betrachten, dem ist es bekannt, daß sie ungezählt verschiedene Grade von Schlankheit zeigen, auch wenn wir absehen vom physiologischen Zittern. Nicht aus Zufall fand zusamt dem neuen Schreibideal der »gestochenen Schrift« die Stahlfeder gerade aus England und zu Beginn des Emporstrebens der industriellen Technik Eingang: denn jene scharfgerade Linie, zu der sie soviel mehr als der Gänsekiel befähigt, ist, wie wir schon sahen, ein Ausdrucksmerkmal des Willens und darf in seinem graphischen

Paradigma nicht fehlen. Man halte in der Beziehung neben die flotten Züge der Fig. 15 oder die starren der Fig. 16 die schon wesentlich schwingenderen der Fig. 17 und die ausgesprochen unschlanken der Fig. 18. — Wie sich ferner Willensakt begrifflich

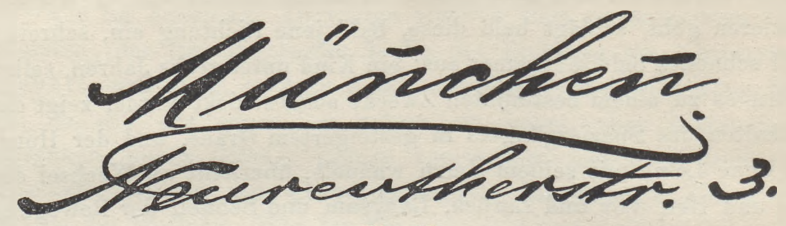


Fig. 15.

an Willensakt reiht, so folgt ohne Übergang Richtung auf Richtung, daher unter sonst gleichen Umständen in den Handschriften der Willensnaturen die Winkelbindung vorherrscht (Fig. 16). — Bei weitem wesentlicher aber als diese beiden Eigenschaften ist eine dritte, von der das zielgerade Ablaufen der Impulse und ihr unvermitteltes Einsetzen nur Teilerscheinungen und noch dazu entbehrliche sind.

Damit es zur geraden Linie, dem Niederschlage des geistigen Gerichtetseins auf den Objektpunkt komme, bedarf es vor allem der

Fig. 16.

Objekte selber, und das will sagen, es bedarf eines Wesens, welches nicht mehr nur Eindrücke empfange und Bilder schaue, sondern in ihnen wahrnehmend den mit sich identischen Gegenstand finde, im Verhältnis zu dem die wechselnden Bilder des sinnlich Erscheinenden bloße Eigenschaften und Wirkungen werden. Der Objektbegriff wäre aufgehoben, wenn das bestimmte Stück Holz nicht einunddasselbe Etwas bliebe, in welcher Beleuchtung und Lage immer, und das heißt unter anderem, wenn es nicht auch zu jeder Zeit die Eigenschaften des Holzseins behielte, die Brennbarkeit, Schwimmfähigkeit, besondere Härte usw. Wir können nicht wahrnehmend

das Objekt erfassen, ohne in und mit ihm zugleich zu erfassen einen gesetzlichen Zusammenhang wirkungsfähiger Kräfte, und wir können uns nicht sei es denkend sei es wollend auf Objekte beziehen, ohne durch solches Bezugnehmen uns zu mitunterstellen dieser Gesetzlichkeit. Wir wissen, daß in weitem Umfange die Werke der Menschenhand durch die gerade oder doch annähernd gerade Linie verschieden sind von denen der Natur — man vergleiche die vertikale Telegraphenstange mit der Schiefheit der Bäume,

Fig. 17.

die Kanten und Linien unserer Gebrauchsgegenstände mit den regellosen eines verwitternden Feldsteins oder den Rippen eines Blattes, die Kanäle mit dem geschlängelten Lauf der Flüsse — und wir sind geneigt, auf das Walten intelligenter Wesen zu schließen, wenn wir

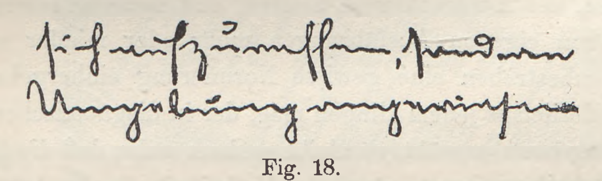


Fig. 18.

irgendwo wie z. B. auf dem Mars schnurgerade Rinnen entdecken. Allein wir täten das unter Umständen auch beim Anblick von genau zirkelrunden Kreisen, von mathematisch richtigen Ellipsen, kurz von streng geometrischen Figuren überhaupt. Nur als die einfachste Form eines gesetzlichen Sichbewegens, und, wenn man will ihr Symbol, hat die Gerade und noch ganz besonders für den Ausdruck den Vorzug; worauf es aber ankommt, ist dies gesetzliche Sichbewegen selbst, ist die Geregeltheit des Ablaufs oder das Dasein

einer Norm in seinem sinnlichen Niederschlage. Wünschend und träumend sind wir frei von ihr, wollend aber an sie gefesselt und genau nur, *soweit* wir es sind, *ist* unser Streben ein wollendes. Der vorherrschend Wollende steht dauernd unter dem Zwang des Gebundenseins an das objektiv Gesetzliche, und davon erhält auch sein Ausdruck die charakteristische Diszipliniertheit: *die Geregeltheit der Bewegung ist das entscheidende Indizium für die Vorherrschaft des Willens.* Sie spricht also auch aus den regelmäßigen Zügen der Fig. 19, obwohl die Linien nicht die Schärfe derer von Fig. 15 und 16 besitzen und obschon die Richtungen kurvig ineinander übergleiten.

Fig. 19.

Man könnte freilich gegen die Eindeutigkeit des Symptoms zu bedenken geben, daß der Wille die Erzeugung von Ordnungen ja meist auch zum *Gegenstand* habe und daß wir darum schwerlich eine gewollte Regelmäßigkeit von einer solchen zu unterscheiden vermöchten, die Ausdruckswert besitze, und zwar umsoweniger, als nach unseren eigenen Ausführungen mehr oder minder mit jedem Stilisierungsbestreben eine gewisse Normierung einhergehe. Allein so verwunderlich es jedem klingen mag, der in diagnostischer Formeneinschätzung noch ungeübt, so bleibt es doch wahr, daß die bezweckte Regelmäßigkeit an einem Zug vitaler Unfreiheit, die durch Stilisierung unfreiwillig miterworbene an solchen der »Äußerlichkeit« alsbald unterschieden werde von jener völlig unwillkürlichen, welche die *Lebenshaltung der beständigen Bereitschaft zum Wollen begleitet.* Wir finden mindestens ein wenig von der Unfreiheit des Absichtlichen in der Normschärfe der Fig. 16, viel von der Äußerlichkeit eines artistischen Nebeneffekts im dekorativen Ordnungsgeist der Fig. 2, beides in den unechten Zügen der Fig. 20, dagegen keines von beidem in den zwanglos straffen und durchdisziplinierten

der Bismarckschen Handschrift (Fig. 21), mit der uns die Natur ein durch keine Erfindung zu überbietendes Muster von Willensaus-

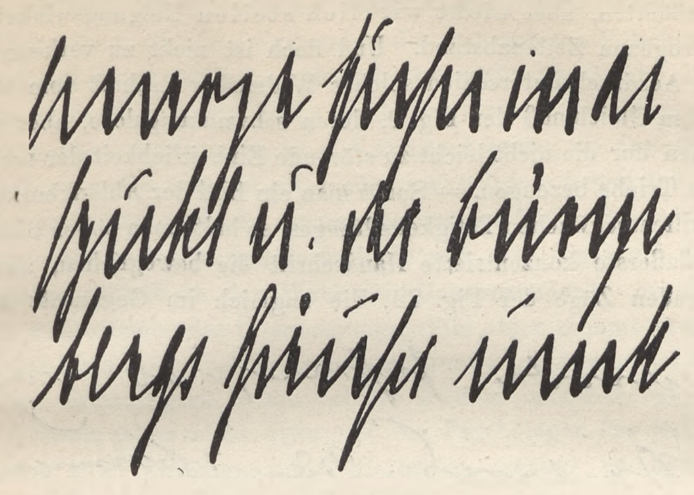


Fig. 20.

prägung geschenkt. Wir sehen hier bei sogar leichter Federführung und übernormaler Ausgiebigkeit der Bewegung die Disziplin auch alle Nebenteile durchwalten und sich vereinigen mit anderweitigen

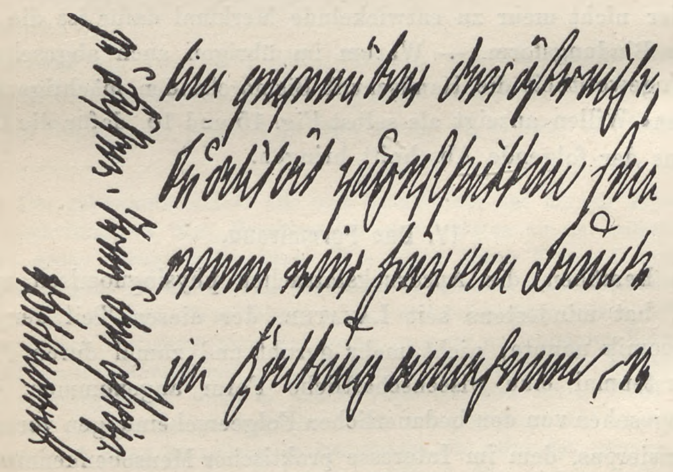


Fig. 21[1].

[1] Diese Probe von Bismarcks Handschrift ist der kleinen Schrift von Busse: »Bismarcks Charakter« entnommen.

Hemmungssymptomen als der außerordentlichen Enge, dem Fortfall der Schlußzüge, der Einengung der Schleifen, dem der Steilheit angenäherten, aber nicht wirklich steilen Neigungswinkel, dem abgewogenen Zeilenabstand. Und doch ist nicht zu verkennen der klare Ausdrucksunterschied solcher Willensbereitschaft vom willensfremden Gleichmaß der Fig. 9, deren schwankungslose, aber weiche Formen nur die nicht leicht zu störende Einheitlichkeit der ursprünglichen Triebe bezeugen. — Sucht man ein Bild der Ablenkbarkeit und des willensschwachen Tätigkeitsdranges, so halte man neben Bismarcks aufs äußerste konzentrierte Handschrift die beweglichen, aber zerflatternden Züge der Fig. 22, die zugleich im Gegensatz zu den

Fig. 22.

affektiven Proben der Fig. 7 und 8 weit mehr den labilen, d. h. nicht sowohl leicht gestörten als aus Mangel an Grundanlagen innerlich schrankenlosen und alsbald sich umlagernden Charakter zeigt. Das hier nicht mehr zu entwickelnde Merkmal dafür ist die fadenförmige Bindungsform. — Warum im übrigen auch abgesehen von ihrer Ungewolltheit die Handschrift Bismarcks den mächtigeren und »tieferen« Willen anzeigt als selbst Fig. 15 und 16, dafür die Gründe wird uns der folgende Abschnitt bringen.

IV. Das Formniveau.

Das Bemühen, die Ausdruckstatsachen physiognomisch zu verwerten, hat mindestens seit Lavater, der diesen Teil der Sache Pathognomik nannte, nicht mehr geruht und zumal durch Piderit zum erstenmal eine wissenschaftliche Form angenommen. Allein auch abgesehen von den bedauerlichen Folgeerscheinungen vorzeitigen Popularisierens, dem im Interesse praktischer Menschenkenntnis insbesondere innerhalb der Graphologie die Bewegungsphysiognomik anheimfiel, bestand seit je in weiten Kreisen ein unüberwindliches Mißtrauen, das jedem Versuch der Charaktererschließung auf diesem

Wege mit den stärksten Zweifeln begegnete und zum Beispiel noch einem PREYER den offenen Hohn der Fachgenossen eintrug. Daß dazu mithalf die Furcht vor Enthüllungen, daran wird niemand zweifeln, der auch nur einigermaßen die grenzenlosen Falschheiten im Triebleben des »zivilisierten« Menschentums würdigen lernte. Indessen hieße es doch, sich die Sache zu leicht machen, wollte man darin ausschließlich die Ursache eines Verhaltens sehen, an dem nicht zuletzt gerade die vorsichtigsten und sachlichsten Köpfe teilnahmen. Wie wenig man auch die immer dichter werdende Beweiskette der Fürsprecher sprengen konnte und wie sehr man sogar sich fast ausnahmslos vergriff in der Wahl von Gegengründen[1], es blieb ein nicht wegzustreitendes Überzeugungsgefühl, hier stimme etwas nicht und das Rechenexempel irre schon im Ansatz. Wir glauben nun den wirklich berechtigten Grund solcher Zweifel entdeckt und in ihm das Grundproblem nicht etwa nur der Psychologie des Schreibens, sondern aller Physiognomik schlechtweg erkannt zu haben; wir glauben ferner den Weg zu seiner Lösung zu wissen und haben ihn mit Erfolg beschritten während einer vieljährigen Tätigkeit in praktischer Psychodiagnostik. Sollte man aber auch diesen nicht mit uns gehen wollen, so scheint es uns doch von Bedeutung, den Kern der Schwierigkeit aufzuzeigen, vielleicht daß ihn andere anders meistern!

Lassen wir von zwei Billardkugeln die eine hohl und viermal leichter als die andere sein, so genügt ein Stoß von halber Stärke, um sie doppelt so schnell in Bewegung zu setzen: die Geschwindig-

---

[1] Der gelehrteste lautet: alle jene Kategorien, auf die wir angewiesen (wie Leidenschaftlichkeit, Mut, Furchtsamkeit usw.), hätten als nur volkstümliche gar keinen genau anzugebenden Sinn. Wie falsch dieser Einwand, mag folgendes Beispiel zeigen. Wer über eine ihm noch unbekannte Persönlichkeit von urteilsfähiger Seite erführe, sie sei falsch, taktlos und habsüchtig, würde sich auf Grund allein solcher Mitteilung ohne Not weder zu einer gemeinsamen Reise noch etwa Geschäftsunternehmung mit ihr entschließen, wohingegen er beidem mit Vergnügen entgegensähe, wenn er gehört hätte von ihrer Güte, Treue und Wahrheitsliebe. Einige wenige Angaben dieser Art genügen also, um bisweilen ausschlaggebend unser Handeln zu bestimmen, wie wäre das möglich, wenn wir nicht recht genau um ihre Bedeutung wüßten! Ein anderes freilich ist dieses praktische Wissen, ein anderes die diskursive Begriffsbestimmung. Daß es an ihr meist wirklich fehlt, ist freilich ein Einwurf, aber nicht gegen die Möglichkeit der Physiognomik, sondern gegen die herrschende Psychologie.

keit allein gibt kein Maß für die Größe der Kraft, sondern es bedarf dazu der Kenntnis von der Größe des Widerstandes. Daß wir aber offenbar den Kraftbegriff nicht denken können, ohne zur Beschleunigung die Masse hinzuzunehmen, liegt begründet in seiner Herkunft aus dem Erlebnis der Willensanstrengung, zu deren Wesen es gehört, daß ein Strebendes in uns bezogen sei auf ein Gegenstrebendes, und nötigt uns zu analoger Fassung der Struktur auch aller psychischen Bewegungsvorgänge. Beim Aufhebenwollen eines Steines ist das Gegenstrebende das empfundene und gefühlte Gewicht, beim Lösenwollen eines Rätsels die gefühlte Schwierigkeit und fraglos wäre das Wollen kein Wollen mehr, bei dem ich mich nicht durch ein irgendwie Hinderndes noch getrennt wüßte vom gewollten Ende. Wie ich wollend auf dieses gerichtet bin, so bin ich es in dem Gerichtetsein auch gegen das Hindernde und eben in solchem Doppelerlebnis besteht das Erlebnis des Kraftaufwandes.

Die gleiche Überlegung mit geringfügigen Abänderungen gilt aber auch für die Sphäre des triebmäßigen Begehrens und der Imperative unseres Fühlens. Sei es, daß es mich »lockt« nach einem Apfel zu greifen, sei es, daß wütender Hunger mich dazu »treibt« und »spornt«, stets wohnt meinem Trachten, und wäre es noch so vorübergehend, ein erlebtes Ungenügen, ein »Bedürfen« oder, wie die Griechen sagten, der »Mangel«, die *πενία* inne und mit ihm ein Erfüllung-Hemmendes. Der Trieb könnte nicht als Trieb zum Bewußtsein kommen, sondern bliebe bewußtloses Geschehen, das nicht diesen Namen verdiente, würde sein Bewegen nicht aufgehalten durch eine Gegenbewegung, und nur darin besteht der zwar grundwesentliche Unterschied so des »instinktiven« als des »fühlenden« Strebens vom wollenden, daß in jenem die strebende Lebenseinheit gezogen oder getrieben wird, in diesem aber als die treibende Macht sich selbst erlebt. — Indem nun aber erst das Inkrafttreten des Triebes, nicht die ihn tragende Lebensmacht selbst zu den expressiven Bewegungen führt, auf die wir uns deutend stützen, so ist eine jede das Ergebnis des Gegeneinanderwirkens zweier Strömungen, von denen wir keine gegen die andere scheiden und nach Analogie einer »Kraft« erfassen können. Und doch sind auch sie selber zweifellos nicht weniger individuell verteilt wie ihre Folgeerscheinungen und zwar an und für sich betrachtet als Qualitäten, nach Maßgabe ihres

Wirksamwerdens im Trieberlebnis aber auch als Kraftgrößen. Wie wir an anderer Stelle zeigen konnten, ist ihr besonderes Kräfteverhältnis aus Eigenschaften des Ausdrucks erschließbar und bildet die Grundlage einer persönlichen Temperamentskonstante[1], sie selber aber bleiben jeder Analyse hoffnungslos entzogen. Wir berühren hier nur die eigentümliche Schwierigkeit, welche daraus einer wissenschaftlichen Beurteilung der Charaktere erwächst.

Es gibt keine bezeichenbare Eigenschaft, zu der nicht als ihr spezifisches Hemmnis eine gerade entgegengesetzte gehören würde. Wie wir von Wärme nur mit Bezug auf mögliche Kälte sprechen, von Helligkeit mit Bezug auf das Dunkel, von Höhe mit Bezug auf die Tiefe, so hebt sich auch Güte erst sinnvoll gegen mögliche Bosheit ab, Lügenhaftigkeit gegen Wahrheitssinn, Treue gegen Wankelmut, und jemandem irgend eine Triebfeder beimessen, heißt zugleich, ihn ausgerüstet denken mit entsprechender Kraft des Widerstrebens gegen die umgekehrte. Nicht denjenigen könnte man im Ernst wahrheitliebend nennen, der gar nicht wissend, was Lügen sei, zu lügen überhaupt nicht die Möglichkeit hätte, nicht denjenigen mutig, der wie der berühmte Hans des Märchens mit dem Erlebnis des Fürchtens unvertraut wäre, nicht den friedliebend, welcher es gar nicht begriffe, daß es ein Streiten gibt; sondern jeweils das wollen wir kennzeichnen, daß aus Wahrheitssinn sein Träger die Lüge meide, der Mutige die Furcht bemeistere, der Friedliebende streitfertige Regungen niederhalte. — Gesetzt nun die Bewegung im Ausdruck lasse uns zwar das Ziel erkennen, nicht aber, was sie auf ihrem Wege dahin überwinde, wie sollen wir dann wissen, ob das in ihr Treibende um deswillen wirksam wurde, weil es stark war, oder vielmehr nur aus Schwäche des Gegentriebes?! Wesentlich anderes aber wäre jenes als dieses.

Wir haben oben einander gegenübergestellt die Ausdrucksbilder des affektiven und des gleichmütigen Typus; jetzt aber bedenken wir, daß man leicht affizierbar sein könne aus Mangel an innerem Gleichgewicht oder aber aus Feinheit des Fühlvermögens, andererseits gleichmütig aus natürlicher Harmonie oder aber aus Mangel an Feinfühligkeit. Affektiv also wäre der Reizbare, »Empfindliche«,

---

[1] Die Probleme der Graphologie S. 154—165.

Launische, aber auch der Eindrucksfähige, Empfängliche, Sensible; gleichmütig der Ruhige, »Beschauliche«, »Abgeklärte«, aber auch der Dickfellige, Unempfängliche, Stumpfe, und gleichermaßen ohne Unterschied auf beides würden die graphischen Bilder deuten. Die gehobene Stimmung, die wir weiterhin erwogen, kann aus der Tiefe eines freudig überquellenden Herzens kommen und für dieses sprechen, sie mag aber auch nur den gänzlichen Mangel an Ernst bekunden und die Unfähigkeit, der Schwere des Lebens innezuwerden. Sicherlich zwar unterscheiden wir recht aufmerkend im Leben mit *einem* Blick die leere Lustigkeit und flache Vergnügungssucht vom stürmischen Freudenausbruch des großen Glückes, aber weder die oben entwickelten noch sonstige Allgemeinmerkmale des Ausdrucks bergen den Unterschied! Indessen, könnte man meinen, wenn auch ihrer keines für sich ihn bedeute, so doch möglicherweise ihr Zusammenhang. Indem man dem ersten Merkmal das zweite und dritte hinzufüge, werde der Bedeutungsspielraum eines jeden eingeschränkt, wie wir das selber wenigstens nahelegten mit der vollzogenen Einkreisung des Willenstypus innerhalb des größeren Feldes der Expansivität. Wirklich hilft uns solches Verfahren zu neuen und engeren Begriffen weiter, nicht aber über die Doppeldeutigkeit der Symptome hinweg. Alle Merkmale z. B., die wir für den Willen erwähnten, zeigen uns nur dessen Vorwalten an, lassen es aber unentschieden, ob es entstamme der übergewöhnlichen Stärke eben von Willenskräften oder aus der Verkümmerung der willenspolaren Eigenschaften des Gefühlslebens. Ein Napoleon schrieb äußerst unregelmäßig und zwar u. a. deshalb, weil sein Triebleben noch bei weitem mächtiger war als sein vermutlich doch nicht eben schwacher Wille; mancher Büromensch umgekehrt schreibt äußerst regelmäßig nicht sowohl aus starkem Willen als infolge eines vertrockneten Gemütes! *Jedes Bewegungsmerkmal hat für jede seiner Bedeutungen einen charakterologischen Doppelsinn*; es zeigt ein Janusantlitz, je nachdem wir die psychischen Vorgänge, zu denen es disponiert, als hervorgegangen denken aus dem Dasein einer Kraft oder aus der Abwesenheit einer zugehörigen Hemmkraft. Jedes neue Merkmal, in unsere Gleichung eingeführt, bringt uns wieder eine neue Unbekannte, daher es auf logischem Wege sie auszuschalten unmöglich ist.

Hier liegt die, wie es scheinen könnte, unüberwindliche Schwierig-

keit nicht etwa nur für die Handschriftendeutung, sondern für jede bewegungsphysiognomische Erfassung von Charakteren, soweit sie den Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit erhebt. Das Deutungsverfahren ist unvermeidlich zu dem grundsätzlichen Fehler verurteilt, den Größengrad der Merkmale mit einem einzigen Maßstabe zu messen, während in Wirklichkeit auch dieser mit den lebendigen Organismen wechselt, in deren Ausdrucksbilde das einzelne vorkommt. Nur im Zusammenhange ein und derselben Bewegungsgesamtheit sind gleiche Größen von Weite, Wucht, Geschwindigkeit auch symptomatisch gleich und ihre Größenschwankungen »Zeichen« für seelische Intensitätsunterschiede, für ihre Vergleichung aber innerhalb persönlich verschiedener Ausdrucksbilder fehlt es an der Grundlage einer allgemein gültigen Norm. Wir können nicht aus der Lautheit des Stimmenschalls den Grad der Erregung erschließen, wenn der eine darauflos schimpft, während der andere geschliffene Bosheiten flüstert, nicht aus der Eile der Bewegung die Größe des Unternehmungssinnes, wenn der eine den Erfolg zu berechnen gewohnt ist, während der andere jeder augenblicklichen Lockung nachstürmt, nicht aus ihrer Wucht die Stärke der Tatkraft, wenn der eine in seinen Entschließungen »kalt« bleibt, während der andere sich daran begeistert. Nach Art und Ausprägungsgrad dasselbe Merkmal, das hier für Eigenart des Denkens spräche, täte es dort für Mangel an Logik; was Güte und Wohlwollen hier, bezeugt dort schwächliches »Sichgehenlassen«; die Zeichen der Vielseitigkeit im einen werden zu denen der Zerfahrenheit im anderen Falle. Wenn wir sie gleichwohl gefühlsmäßig unschwer auseinanderhalten, so geschieht das offenbar durch ein instinktives Werturteil hindurch, welches das eine Mal der Kleinheit der Bewegung den Rang der Größe, ihrer Langsamkeit den Rang der Geschwindigkeit, ihrer Enge den Rang der Weite zuerkennt, das andere Mal umgekehrt ihrer Ausgiebigkeit das Gewicht der Größe abspricht, ihrem Nachdruck die Stärke, ihren Kurven das Fließende, ihrer Enge das Geregelte nimmt, kurz den Ausdrucksgehalt ihrer sämtlichen Merkmale mehr oder minder depotenziert. Genau das Gleiche gilt für unser sachliches Wohlgefallen an Werken der Kunst. Die Gestalten der Mediceer-Grabmäler haben noch eben die Raumgröße ihres Ausdrucksgehaltes, vertragen darum eigentlich keine Verkleinerung und zwingen uns solcher gegen-

über zum innerlichen Größersehen; die meisten des echten Barock dagegen bleiben an Ausdrucksgehalt hinter ihren wirklichen Dimensionen zurück und fordern uns heraus zum innerlichen Kleinersehen[1]; die Landsknechtsfiguren endlich des heute so beliebten und krankhaft überschätzten Hodler wirken stumpf und flau trotz ihrer überlebensgroßen Dimensionen und haben überhaupt kein Format ähnlich den kalten und vordringlichen Zügen der Handschrift Fig. 20. Durch die sinnlich gegebenen Abmessungen und Verhältnisse blicken die oft ganz verschiedenen seelischen Dimensionen hindurch, und nur sofern zu ihnen jene den Weg uns weisen, haben sie den Wert individueller Symptome.

Allein auf irgendetwas Sinnliches stützt sich doch schließlich auch diese Abschätzung und wir dürfen versuchen, es wenigstens nach seiner Wirkung auf unser Gefühl zu schildern, wennschon es unmöglich sein mag, es in Sachbegriffe aufzulösen. Zweifellos träfen wir damit das letzthin Wertbestimmende auch aller Kunst, nach welchem bis heute die »Ästhetik« umsonst gesucht. — Werfen wir jetzt einen Blick zurück auf unser Ausgangsschema, so fällt uns auf, daß es ja gar nicht von einem Offenbarwerden seelischer Eigenschaften, sondern durchaus nur lebendiger Einheiten sprach und daß wir unvermerkt einen gedanklichen Sprung getan, als wir von diesen zu jenen übergingen. Wohl entspricht jeder inneren die zugehörige äußere Bewegung, aber so wenig nach unseren einführenden Darlegungen der Willensakt für sich existiert, so wenig tut es jemals die Bewegung des Eiferns, Hoffens, Zweifelns, Liebens oder Fürchtens, sondern immerdar fürchtet, zweifelt, liebt das unteilbare Anlagensystem der bestimmten Persönlichkeit. Wiederum wohl mögen wir die verschiedenen Anlagensysteme miteinander vergleichen, im einen die Disposition des Liebens betont finden, im anderen die Haßfähigkeit, im dritten die Zweifelsucht, darum nicht weniger bleibt das Lieben eines Menschen um des Herstammens aus seiner Persönlichkeit willen verschieden vom Lieben jedes anderen, sein Zweifeln vom Zweifeln aller übrigen, sein Hassen vom Hassen sämtlicher Neben-

[1] Daraus erklärt es sich u. a., daß die bäuerlichen Barockkirchen meist viel erfreulicher und überzeugender wirken als die großen Kathedralen in den Städten und daß das Rokoko, indem es auch die Dimensionen verzierlichte, einen Grad von Vollkommenheit erreichte, der dem Barock im allgemeinen versagt blieb.

menschen. Die »Eigenschaften« sind Seiten, nicht aber Teile der in Wahrheit individuellen d. i. unteilbaren Persönlichkeit und haben als solche eine jede teil an dem Ganzen, welches sie trägt. Und jetzt erinnern wir uns, daß uns derselbe Tatbestand gleich eingangs gewissermaßen von außen entgegentrat, als wir versuchten, die persönliche Bewegungsweise in allgemeinen Begriffen zu schildern. Wir empfanden, daß Wörter wie eckig, kurvig, fließend, zentrifugal, gehemmt, und wieviele ihrer sonst noch die Sprache bereit hat, niemals hinreichen würden, um auch nur eine einzige lebendige Bewegung wirklich zu fassen, daß vielmehr stets noch ein unsagbarer Rest bleibe, der sich durch keine Häufung attributiver Bestimmungen auflösen lasse. Weil jeder Zug der Persönlichkeit als von ihr eine Seite in völliger Gleichheit niemals wiederkehrt, so tut es ebensowenig die ihm entsprechende Eigenschaft ihrer Haltung, und wie an jenem notwendig mitteilhaben ihre sämtlichen übrigen Züge, so auch an dieser alle Eigenschaften des Ausdrucksbildes. Mit Bezug auf das Schreiben gesagt: jede Bewegungsqualität wie Größe, Weite, Eile, Kurve, Winkel usw. hat in jeder Handschrift wiederum ihren besonderen Index, der sie einem und nur diesem einen System zuweist, so etwa wie eine Fläche von bestimmtem Krümmungsradius zu nur einer einzigen Kugel ergänzt werden kann. Erfassen wir in der Qualität auch diesen Index mit, so haben wir das Ganze und mit dem Ganzen eindeutig jedes seiner Teile.

Bevor wir eingehen auf das Kriterium des Wertentscheides, mit dessen Hilfe allererst solches Erfassen geschieht, werde die Tatsache selbst dem Verständnis nähergerückt. Die Handschrift, scheint es, bestehe aus Buchstaben, jeder Buchstabe aus Linien, und da jede Linie nach Breite und Länge meßbar ist, so müsse es bei nötiger Geduld und Sorgfalt zuletzt die ganze Handschrift sein, und wo bliebe dann der nicht zu verrechnende Rest! Allein so scheint es auch nur. Noch das kürzeste Schreiben bietet keinen Buchstaben in völliger Gleichheit zum zweitenmal, ist ferner voller Kurven, an denen wir nicht einmal Bruchstücke von mathematischer Bestimmbarkeit ausfindig machen und weicht endlich in seinen Geraden von der wirklichen Geraden jedenfalls weiter ab als die mit dem Lineal gezogene, an der man ihren Begriff erläutert. Um den Reichtum individueller Möglichkeiten der Schriftausprägung vermutbar zu machen,

hat man hie und da von graphologischer Seite in Kategorien gebracht die Abwandlungen, zu denen etwa eine so einfache Form wie das kleine deutsche i sich eignet, und bloß durch wechselweise eingeführte Verdoppelung und Halbierung seiner drei Striche (nebst Verlagerung des Druckes, aber ohne Änderung des Richtungenwinkels) 21 verschiedene Formtypen herausgerechnet. Ließe man ihrer jede den Neigungswinkel in der Breite von 30—110° auch nur gradweise durchmessen, so erhielte man bereits 1680 Formen; allein sie alle verhielten sich zu denen der wirklichen Handschrift doch nur wie ebensoviel verschiedene Vorlagen, von denen jede individuell auf unzählige Arten variieren könnte. Fig. 23 zeigt vergrößert und selbstverständlich schematisiert 14 Varietäten allein des Anstrichs, von denen die oberen sieben durch Einführung kleiner Krümmungen an verschiedenen Stellen, die unteren durch ortsverschiedene Verdickungen und teilweise insbesondere dadurch zustande kommen, daß eine leichte Druckschwellung im Strichverlauf allmählich von unten

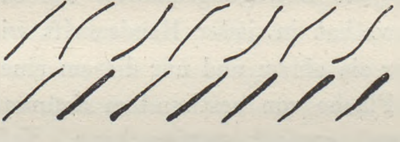


Fig. 23.

nach oben verschoben wird. Krümmungshöhepunkt der oberen und Druckakzent der unteren Reihe könnten in Wirklichkeit aber auf jeder Linie unbegrenzt viele Örter einnehmen, ganz davon zu schweigen, daß ihrer jeweils auch zwei und mehrere möglich wären. Bietet sich aber zu unberechenbar mannigfaltiger Bewegungsgestaltung allein ein kurzer Anstrich dar, so werden wir die Handschrift nicht mehr für meßbar halten und es begreiflich finden, daß noch die kleinste Bewegung jenen persönlichen Index habe, demzufolge es nicht zweimal dieselbe Eckigkeit, Kurvigkeit, Weite, Höhe, Dicke, Schleifenbreite, Unterbrechungsdauer usw. geben könne. — Den ganzen Menschen beständig durchrollend modelt sein seelischer Eigenpulsschlag jeden Zug seines Mienenspiels wie jede Bewegung seiner Finger, durchblutet den Ausdruck jeder mindesten Wallung, beprägt mit seinem Rhythmus jede Hantierung und verleiht noch den Erzeugnissen des werkelnden Töpfers, Schmiedes, Webers, Tischlers,

Schusters, Maurers, Seilers eine nicht ganz zu verwischende und niemals aufzulösende »Handschrift«.

Darin liegt es begründet, daß im Ausdruck stets ein Ebenmerkliches hinreicht, um ihn von Grund aus umzuwandeln. An der Hand verschwindender und wirklich oft nicht mehr nachweislicher Änderungen bemerken wir zumal in einem bekannten Gesicht den schwachen Schatten einer ihrem Träger kaum noch bewußten Verstimmung, den kräuselnden Stoßwind der allermindesten Gereiztheit, das aus der Ferne aufsteigende Wölkchen noch schlummernder Besorgnis; unterscheiden wir mindestens hundert Arten allein nur des Lächelns vom höhnisch frechen bis zum schmelzend glückseligen und sehen in jeder, ohne was wir des Sinnes der Wandlung gar nicht inne würden, die in ihrem Fluten und Ebben lebendige Persönlichkeit. Unstreitig in Akten der Wahrnehmung und nicht durch nachträglich hinzugefügte Überlegungen erfassen wir solches, aber alles Wahrnehmen bliebe freilich auf bloß körperliche Merkmale eingeschränkt, statt daß es jetzt über sie dahingleitend recht eigentlich ins Innere dringt, ginge nicht ein antwortendes Mitbewegtwerden in jedes Schauen des Ausdrucks ein. Schon nach Maßgabe der Verschiedenheit in Feinheit und Stärke, des Miterlebens teilhaftig zu werden, ist die Gabe des unmittelbaren Seelenerkennens von Person zu Person verschieden und bei der darin sensibleren Frau unter sonst gleichen Umständen viel beträchtlicher als beim Manne, in welchem sie überdies noch Einbuße erlitten durch die höher entwickelte Gewohnheit des Unterscheidens: da denn der Akt der Findung des Gegenstandes und vollends die Betrachtung seiner Eigenschaften das im Wesen immer pathische Erlebnis abschließt. Aber auch aus anderen Gründen steht hier der sachliche und rationale Kopf gegen den weiblich-intuitiven zurück, was uns überleite zur Betrachtung des Wertproblems.

Die Persönlichkeit, was immer sie sonst sei, ist jedenfalls ein lebendiger Organismus oder von ihm doch eine wesentliche Seite; der Organismus wiederum eine örtlich und zeitlich begrenzte Erscheinungsform des allverbreiteten Lebens. Befähigt zwar, sie in »Akte« und »Kräfte« umzusetzen, nicht aber sie jemals zu schaffen, ist der Geist des Menschen auf die Mächte des Lebens angewiesen und auf die Verarbeitung dessen, was in ruhelosem Zu- und Abströmen der Organismus davon zu fassen vermag, in den er sich

kleidete. Hier nun sondern sich nach Maßgabe des Teilhabens der Lebenseinheit am universalen Leben unzählige Grade der Fülle vom alles überschwellenden Reichtum bis zu immer hungriger Dürftigkeit und legen sich für eine typisierende Betrachtung polar auseinander in den Gegensatz der substantiell lebenden und der toten Bewegtheit. Je nach dem Wesen, in welchem sie statthat, wälzt und treibt jede Wallung — sei es leises Erzittern der Seele, sei es Toben der Leidenschaft — eine andere und stets wieder andere Lebensfülle, und das Rasen des einen kann ärmer sein und geringere Tiefen aufwühlend als gewissermaßen das bloße Atmen des anderen. Drei Schichten lassen sich in der Richtung nach innen im Ausdruck unterscheiden, die Schicht des augenblicklichen Zustandes, des seelischen Ganzen, das ihm zugrunde liegt, und endlich die Schicht des Lebensstromes, von welchem auch jener nur eine Verflutungsphase und gleichsam ein Wirbel ist. Wie wir Erlebnisse haben nur als Einzelwesen, so sehen wir auch in jedem Erlebnis das Einzelwesen, und wie wir als dieses wieder nicht beständen ohne Teilhaberschaft am Leben selber, so erfassen wir auch kein Einzellebendiges außer durch das Leben hindurch, das in ihm zur Erscheinung kommt. Aber obschon wir als selbstbeteiligt auch alle teilzunehmen befähigt sind, so hat doch die Gabe des Teilnehmens unzählige Grade auch abgesehen noch von der eigenen Lebensfülle und ist bei manchem bis nahe auf den Nullpunkt herabgesunken, gerade noch soviel übriglassend als hinreicht, um die Sprache der bloßen Bewegungsunterschiede zu verstehen und durch sie der Absichten, Strebungen und freundlichen oder feindlichen Gefühle anderer innezuwerden. Das liegt begründet in der seit Jahrtausenden einseitig geistigen Richtung der Menschheit, derzufolge sie vom Leben abgekehrt, wo nicht gar wie im neuzeitlichen Nützlichkeitswahnwitz es heftig befehdend, auf hundert Wegen immer nur einem Ziele nachgeht: dem Ziel der Ordnung.

Sollte man den Philosophen (zumal in der Gegenwart) glauben, so sähe sich der Mensch einem verwickelten System von Werten gegenüber, den logischen, moralischen, ästhetischen, ferner den politischen, sozialen, geselligen und noch manchen anderen Gattungen, und es wäre schier zu verwundern, wie er in solchem Irrgarten sich zurechtfinde. Allein in Wahrheit verbirgt sich hinter den künst-

lichen Zurüstungen die Tyrannei einer einzigen Forderung und eines einzigen Wertes, es verbirgt sich dahinter der Glaube an die Allmacht und Allvortrefflichkeit des Gesetzlichen selbst, der sich nun freilich in unzählige Unterbekenntnisse gabelt aus Unmöglichkeit des Versuchs, Besitz zu ergreifen von der Welt des Qualitativen, welche die Welt des Lebens ist! Was das Wollen im Verhältnis zur Wirklichkeit des Wirkens, das bedeutet seinem Wesen nach das Denken im Verhältnis zur Wirklichkeit des Schauens: nämlich den sich immer wiederholenden Akt der Brechung des schauenden Erlebens im Medium der Norm. Wie der Willensgewohnte unwillkürlich seine »Triebe« meistert, so der Denkgewohnte die Qualitäten des »Eindrucks«, und wie jener dazu neigt, alles Geschehen nach Zweckmäßigkeiten abzuschätzen, so dieser, davon nur gelten zu lassen, was aufteilbar an äußere und innere »Gegenstände«. Unter der Doppelherrschaft des Ideals der Zweckdienlichkeit und der Sachlichkeit hat der Mensch sich seinen »Instinkten« entfremdet, hat er verlernt, den Stimmen seines Erlebens zu horchen, und steht zwischen ihm und dem Weltbild, seine Hingebung hindernd, die Schranke der immer wachen Vernunft. Nur bei Dichtern und Frauen, soweit sie noch wurzelecht, findet man uralter Tradition gemäß auch heute bisweilen noch jenes »blinde Sehertum« mit seinen Witterungen, »Ahnungen« und blitzhaften Einsichten, das dem urteilsgeschulten Geiste des Mannes abhanden kam, aber seiner Kraft und Sendung unbewußt und daher vor gefährlichen Entgleisungen niemals sicher. — Wir hätten nicht nötig, darauf soviel Gewicht zu legen, sträubte sich nicht ein hybrider Verstand energisch gegen die Anerkenntnis dieser unaufheblichsten Urteilsschranke. Nur aber erst, wer hier auf jeden geistigen Anspruch verzichten lernte, wer nicht mehr glaubt, Qualitäten zerteilen und »ästhetisch« bemeistern zu können, nur der erst hat die Möglichkeit, indem er ein wieder befreites Gefühl des Lebens hingibt, das Leben zu erschauen und, was es sei, zwar nicht aussprechen und mitteilen, wohl aber hinweisen zu können auf seine Gestalten. Wir tun das jetzt an der Hand eines jedermann vertrauten, aber selten voll gewürdigten Gedankenganges.

Wiederholt war im Verlauf dieser Darlegungen von der Einzigartigkeit der individuellen Bewegung die Rede; jetzt erinnern wir uns, daß kein Naturvorgang sich jemals wiederhole. Man könnte

uns noch der Willkür in der Zusammenfassung der Bilder zeihen, wenn wir sagen, keine Wasserwelle gleiche der anderen, keine Abendröte der früheren, keine Wolkenform kehre jemals wieder; aber man wird die Vergleichbarkeit nicht mehr in Abrede stellen, wenn wir nur solche Bilder ins Auge fassen, welche das nämliche »Ding« betreffen. Und da nun wissen wir, daß nicht nur jedes in unablässiger Wandlung befindlich — sei es Stern oder Staubkorn auf ihm, sei es lebender Körper — sondern auch keines zum zweitenmal genau denselben Prozeß durchläuft. Nicht völlig gleich ist eine Achsenumdrehung der Erde der anderen, eine Sonnenumkreisung der anderen, ist es im lebenden Körper ein Atemzug oder Pulsschlag dem anderen! Und nehmen wir vollends die Arten der Dinge, so ward es ja wieder und wieder ausgesprochen, daß keine Pappel der anderen gleiche, kein Blatt an ihr einem der übrigen Blätter, keine Rippe des Blattes einer zweiten des nämlichen! Mag man »Natur« und »Leben« anders scheiden, als daß dieses eine Offenbarung jener sei, und ob man selbst — ihn mit dem Geist verwechselnd — den Lebensquell im Transzendenten suche: daran wenigstens ist kein Zweifel möglich, daß seine sinnlichen Formen und Kreisläufe in immer fließender Erneuerung begriffen und daher jenseits der Gleichungen bleiben unserer »Naturgesetze«. — Wenig verschlägt es, wie man persönlicher Vorliebe gemäß dieses »Zeichen« für die Gegenwärtigkeit des Lebens in der Sinnenwelt nenne: »Ursprünglichkeit« paßt für alle Lebewesen, »Eigenart« oder »Form« zumal für die geistigen. Um der Überzeugung Worte zu leihen, daß es keinen Formgehalt in Künsten und Dichtung, im Stil des Handwerks, in Verkehr und Bräuchen gäbe außer nach dem Maß ihres Teilhabens am universalen Leben, wählen wir den Namen »Form« und unterscheiden die Grade der Fülle im Ausdruck als Stufen des Formniveaus. —

Wir rekapitulieren. Jedes Ausdrucksmerkmal kann charakterologisch doppelt gedeutet werden: im Sinne der Bejahung von Qualitäten, welche »Kräfte« ermöglichen, oder im Sinne der Abwesenheit polarer Kräfte. Die Wahl geschieht auf Grund des Lebensgehaltes: je reicher er, um so mehr ist Bejahung geboten, je dürftiger, um so eher Verneinung. Um ihn zu finden, müssen wir ihm zuvor uns anheimgeben können auf Grund der Bereitschaft des eigenen Lebensgefühls. Das wird uns erleichtert, wenn wir der Gewohnheit ent-

sagen, nach Ordnung und Gesetz zu suchen, und von jeder Erscheinung *voll auf uns wirken lassen ihre sinnliche Einzigkeit*. Alsdann offenbart sie uns nach dem Maß unserer eigenen Fülle ihre Stufe des Formniveaus als das Symbol ihres Teilhabens am Rhythmus des Lebens.

Subjektiv ist das geschilderte Verfahren, sofern es dabei unbedingt des Gefühls bedarf, dessen Steigerungen am eigenen Lebensgehalt ihre Grenze finden, nicht aber im Sinne etwa einer geschmacksmäßigen Willkürlichkeit der Wertentscheidung. Langjährige Lehrtätigkeit hat uns den Beweis erbracht, daß unter begabten Hörern schon nach wenigen Übungsstunden über das Formniveau wenigstens

Fig. 24.

ausgesprochener Handschriften volle Übereinstimmung herrscht sowohl was ihren gegenseitigen Rang betrifft als auch hinsichtlich der Zuordnung zu einer von beiläufig fünf Stufen des Wertes. Sicherheit und Feinheit der Abschätzung wächst auch hier mit wachsender Übung. — Wenn wir nun nachstehend für diese fünf Stufen Bilder bieten und sie mit gewissen ausmalenden Wendungen erläutern, so wolle man dieses nicht vergessen: was wir meinen, wird an der Hand des Gefühls *gesehen*, nicht läßt es sich in Begriffe kleiden und, daß wir solche dennoch zu Hilfe holen, soll nur dazu dienen, den Blick zu lenken, das Gefühl zu wecken und, soweit möglich, seinem Abirren vorzubeugen.

Als ein Beispiel der höchsten Stufe geben wir die Handschrift Nietzsches (Fig. 24). Trotz größter Leserlichkeit hat sie vollendete

Eigenart, welche niemals aussetzend jeden Buchstaben, ja noch seine Bestandteile stempelt, und einen perlenden Rhythmus, der die Schärfen zahlreicher Winkel spielend einverleibt[1]. Kaum wesentlich tiefer an Formgehalt steht die früher reproduzierte Handschrift Fig. 3; aber während Nietzsches Züge einen zarten Glanz verbreiten, empfiehlt sich jene durch ihre Schwere und gleichsam wogende Fülle.

Wir steigen hinab auf die zweite Stufe mit der Handschrift Oskar Wildes (Fig. 25). Der Rhythmus ist schwächer, das innere

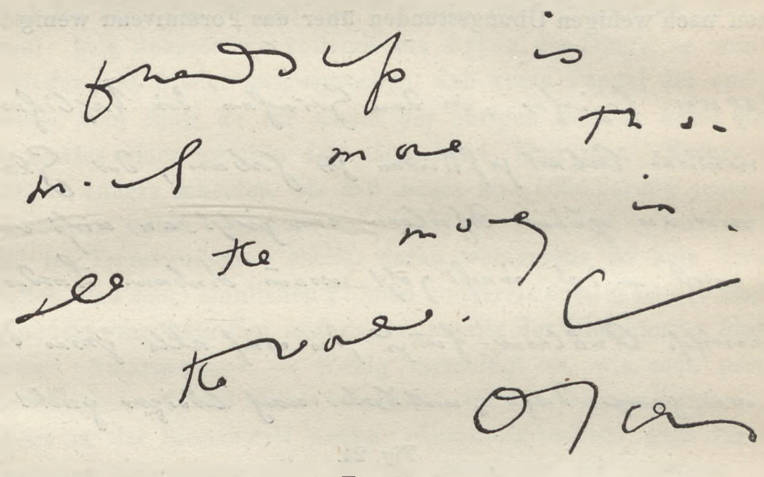


Fig. 25.

Leben dünner und leichter geworden, das Gepräge der Handschrift von weniger zwingender Eigenart, aber immer noch reich zu nennen und von biegsamer Schönheit.

Als Beispiel der mittleren Stufe, also der Durchschnittshandschrift bester Ordnung, wählen wir absichtlich die sehr sympathisch

---

[1] Da man eine mehr oder minder rhythmische Verteilung der Schriftmassen und der Hintergrundsausschnitte in allen hochstufigen Handschriften antrifft, könnte man im Rhythmus ein festes »Zeichen« der Niveauhöhe erblicken wollen. Allein einmal umschreibt er sie nicht, zum anderen kann auch er nur erlebt, niemals im Sinne einer dinglichen Tatsache definiert werden! Er ist nämlich **nicht** etwa gleichgeteilte Wiederkehr des Gleichen, sondern nur nahezu gleiche eines eigenartig Ähnlichen.

anmutende der Fig. 26[1]. Denn wir müssen bei der Abschätzung des Lebensgehalts zu scheiden lernen zwischen dem »Erfreulichen«, äußerlich Harmonischen, gewinnend Anspruchslosen und dem wirklichen

Fig. 26.

Gewicht der Formen. Diese Züge sind einfach und liebenswürdig, aber verglichen mit denen Nietzsches unverhältnismäßig banaler. Mit einer aufzählenden Angabe ihrer Eigenschaften betreffend Bindungs-

Fig. 27.

[1] Dies ist die einzige Handschrift, die nicht in Originalgröße, sondern nur in halber wiedergegeben wurde, was im allgemeinen durchaus zu verwerfen ist. Im vorliegenden Falle hat das Gewicht aller Merkmale dadurch einen geringfügigen Zuwachs erhalten, sonst blieb alles unverändert.

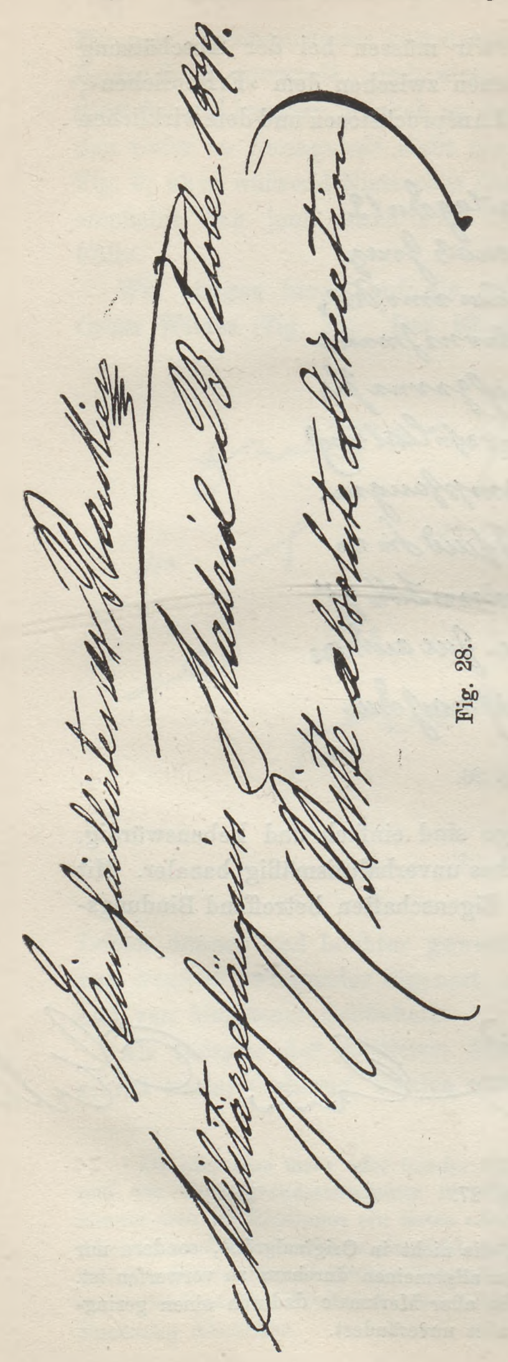


Fig. 28.

form, Weite, Höhe, Druckverteilung, Längenunterschiedlichkeit usw. blieben wir hinter ihrem tatsächlichen Bilde viel weniger weit zurück als wenn wir ein Gleiches bei der Handschrift Nietzsches versuchten, so etwa wie man zwar von einer Zeitungsnachricht über Kriegsvorgänge alles Wesentliche auch mit anderen Worten wiedergäbe, nicht aber von einem Gedicht.

Wir vertauschen indes die deutsame Mittelstufe mit einer unverkennbar negativen durch den Abstieg zur Handschrift Fig. 27. Sollte wohl jemand die innere Flachheit und Leere in diesen glatten und geschwätzigen Zügen übersehen können! Bei aller Gewandtheit, ja Routine der Federführung fehlt es doch völlig an tieferer Eigenart und der Trieb nach Formung muß sich mit Phrasen begnügen (was nebenher gesagt, natürlich nicht ausschließt, daß der Schrifturheber in sozialer und geselliger Hinsicht ein recht passabler Charakter sei!).

Angesichts der Fig. 28 endlich, welche auf tiefster Stufe steht, dürfte denn doch wohl dem ärgsten Zweifler eine Fühlung kommen, was es mit dem »Formniveau« auf sich habe. Man halte eine solche Schrift neben diejenige Nietzsches oder Wildes und

man wird sich eingestehen, daß es unmöglich wäre, beide zu vergleichen durch Nebeneinanderstellung ihrer definierbaren Eigenschaften. Mit Angaben wie, eine sei schräger, die andere steiler, eine weiter, die andere enger, eine kurviger, die andere winkeliger, und wie weit wir es damit treiben möchten, wüßten wir schlechterdings nichts von der Unvereinbarkeit ihrer unmittelbaren Wertarome, die der Vergleichung nicht minder widerstreben wie Wasser und Öl der Mischung. Zur noch weit über Fig. 27 hinausgehenden Leerheit kommt hier ein Zug abstoßender Widrigkeit, der die innere Dürre gewissermaßen noch frech ans Licht stellt. Zudem illustriert uns der Fall, daß lebendige Eigenart so gar nichts zu tun hat mit irgendwelcher Besonderheit, die ja in übergewöhnlichem Grade vorhanden ist: man beachte das abnorme Längenverhältnis der Lettern, die sonderbare Schleifenaus-

Fig. 29.

bildung, die Behandlung des t-Querstrichs, die Häufigkeit des Winkels, die Pastosität, die Verbundenheit, die Art der Hinzufügungen. Mit Leichtigkeit würde man aus ihren »besonderen Merkmalen« dieser Schrift einen Steckbrief ausstellen und bei verfügbarem Vergleichsmaterial den Anonymus fassen. Besonderheit mag bis zur Monstrosität gedeihen, das Geheimnis lebendiger Eigenart aber liegt in der immer neuen Ähnlichkeit, mit der sie oft haarscharf die Gleichheit umspielt, ohne ihr jemals anheimzufallen. — Damit man endlich nicht meine, tote Formen rührten von niedriger Bildung her, geben wir noch die Handschrift Fig. 29, die an Leerheit nichts zu wün-

schen übrig läßt, obwohl ihr Urheber ein Mann der obersten Bildungsstufe.

Ein Rückblick auf die Handschrift Bismarcks (Fig. 21) zeigt uns nun auch sofort deren wesentlich höheres Formniveau gegenüber jenem der anderen Willensschriften und rechtfertigt unsere Bemerkung von der größeren Tiefe und »Mächtigkeit« des Bismarckschen Willens.

V. Die Gestaltungskraft.

Nicht abschließen möchten wir diese Untersuchungen über den Ausdruck, ohne wenigstens Erwähnung zu tun einer Ausdrucksgrenze, welche, indem sie seiner Deutung zwar neue Schwierigkeiten bereitet, doch auch zum Nachsinnen einlädt über gewisse Fragen der Psychologie, die sozusagen erst am Horizont des heutigen Wissens auftauchen.

Ein Blick auf Fig. 30 zeigt uns noch etwas anderes als nur ein niedriges Formniveau, nämlich zudem eine niedrige Bildungsstufe.

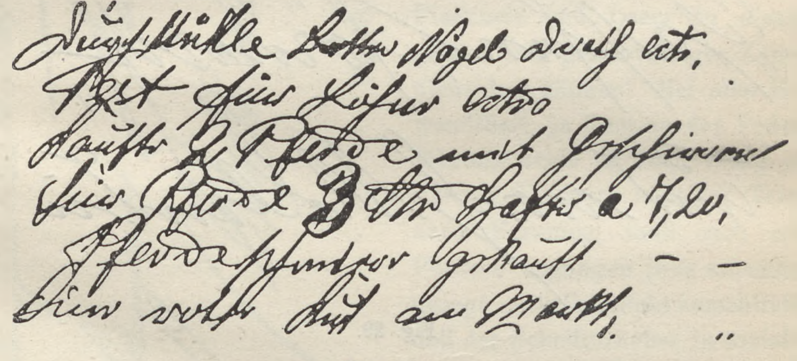


Fig. 30.

Niemand wird diese Schrift für die eines Gelehrten, Künstlers, höheren Beamten, Großindustriellen, Technikers, Offiziers oder Pfarrers halten, sondern sofort an die körperlich arbeitende Klasse der Menschen denken, und wirklich ist es die eines Mehlhändlers. Auch wer sich noch niemals mit Ausdruckslehre befaßte, unterscheidet leicht und oft mit überraschender Feinheit die verschiedenen Bildungsstufen und fühlt es z. B. heraus, daß Fig. 31 eine schon etwas höhere als Fig. 30 bezeichne, aber immer noch tiefe, Fig. 1 eine

noch etwas höhere, obschon keineswegs hohe, Fig. 25 dagegen eine ungemein hohe. Wenn wir nach Gründen für ein so unmittelbares Urteil über den Bildungsmangel befragt, teils auf das mühsam Unbeholfene der Linienführung wie in Fig. 30 und 31, teils und vor allem hinweisen würden auf ihr unfreies Verhältnis zur Schulvorlage, so hätten wir verborgenerweise auch dem Formniveau Rechnung getragen. Eine Schrift kann nämlich in jedem Ausmaß leserlich sein, also der Vorschrift nahe bleiben, zugleich einen Mangel an

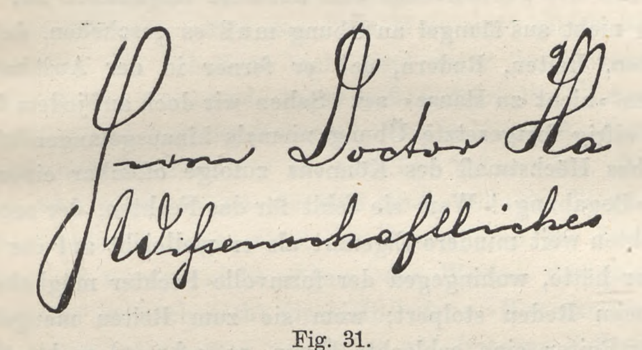


Fig. 31.

Schlankheit verraten und dennoch den höchsten Grad von Bildung zeigen (vgl. Fig. 24); erst indem zur relativen Schulmäßigkeit des Bildes ein niedriges Formniveau hinzutritt, erhält diese den Sinn unfreiwilliger Bemühtheit und eines Sich-nicht-zu-Hause-fühlens im Medium der Schreibausübung.

Wer aber nur darum in ihr nicht zu Hause wäre, weil es ihm an Übung gebräche, wie zweifellos vielen Personen der handarbeitenden Stände, der könnte auch unmöglich sein Formniveau zu voller Ausprägung bringen. Unsere Überlegungen, soweit sie die Handschrift betreffen, sind nicht ohne Einschränkung anzuwenden auf die handschriftlichen Erzeugnisse von Kindern oder von selten schreibenden Arbeitern und Bauern. Auch durch deren Züge freilich — und zwar beim Kinde mindestens vom zweiten Schuljahre an — leuchten Charaktereigenschaften hindurch, aber nur etwa wie das Tageslicht durch einen schweren Wolkenhimmel, der uns im Ungewissen läßt, wie hoch die Sonne gestiegen sei. Ganz ebenso, wer es erst lernt oder es niemals zu Ende lernte, sich beim Speisen der Gabel zu

bedienen, ein Pferd zu besteigen, zu tanzen, zu fechten, zu rudern, zu schwimmen, auf dem Stahlschuh zu laufen, der kann in keiner dieser Tätigkeiten seinen Ausdruck entfalten und wir müssen seine Unfreiheit in Abzug bringen, wenn wir zu seinem Formniveau durchdringen wollen. Daß wir aber den Mangel an Fertigkeit wie etwa auch ein Gebrechen des Leibes in jedem Tun alsbald zu bemerken pflegen, beruht auf der Wirksamkeit eines Schätzungsvermögens, das u. a. auch für weitgehende Abweichungen von einem gewohnten Durchschnitt des Formniveaus aufs äußerste empfindlich ist. —

Allein nicht aus Mangel an Übung muß es geschehen, daß einer im Fechten, Reiten, Rudern, daß er ferner in der Ausübung des Schreibens »nicht zu Hause« sei. Sehen wir doch auf jedem Gebiete noch so eifrig fortgesetzte Übung niemals hinausgelangen über ein persönliches Höchstmaß des Könnens zufolge offenbar einer angeborenen »Begabung«! Wem sie fehlt für das Fechten, der entwickelt beim Fechten weit mindere Eigenart als er vielleicht auf der Kanzel als Redner hätte, wohingegen der formvolle Fechter möglicherweise wieder beim Reden stolpert; wem sie zum Reiten mangelt, der macht als Reiter eine schlechte Figur, so sehr er auch etwa ein überzeugender Ringer wäre; und sollte es ähnlich nicht eine Begabung zur Führung der Feder geben, derzufolge gewisse Personen gerade auf die Tätigkeit des Schreibens ihr Inneres nur gehemmt übertrügen?! Wenn wir z. B. hören, Schreiber der Fig. 1 sei ein Großindustrieller, der durch Besonnenheit und Tatkraft eine Fabrik aus geringfügigen Anfängen zu hoher Blüte brachte, würden wir es dann nicht für möglich oder mindestens für bedenkenswert halten, daß hier das graphische Formniveau hinter dem inneren einigermaßen zurückgeblieben infolge eines Mangels an Schreibbegabung! — Nun, eine solche Begabung gibt es wirklich oder vielmehr ein jeder hat ein gerade ihm zugewogenes Maß davon und sein Formniveau tritt in jedem Tun unterschiedlich verhüllt oder frei zutage. Ehe wir die Merkmale des Begabungsmangels speziell für das Schreiben etwas näher ins Auge fassen und nach seiner tieferen Bedeutung fragen, ist eine allgemeinere Betrachtung erforderlich.

Wer sich jemals auf Reisen oder in den Museen recht mit Inbrunst versenkte in die Erzeugnisse primitiver Völker, die wunderbare Ornamentik der geflochtenen Körbe und Matten, die wie spielend

geformten Töpferwaren, die Muschelschalen, Perlengeflechte, Kupferplatten, die verschwenderisch gestaltenreich ergossenen Speere, Dolche, Bogen, Schwerter, Meißeln, Äxte, Schilde, die Hörner, Trommeln, üppigen Holzschnitzereien, der trägt unfehlbar die Überzeugung davon, hier sei alles schlechterdings vollkommen, und wird nicht ohne Schmerz des ringenden, ja gequälten Zuges gewahr in aller höheren Kunst zum wenigstens seit dem Mittelalter, ganz zu schweigen von der hoffnungslosen Dürre in den sinnlichen Produkten der Gegenwart, die es ja sonst, wie wir hören, über alle Begriffe weitgebracht. Seit uns diese Welt einer gleichsam traumsicheren Fülle des Schaffens mehr und mehr erschlossen wurde, sind wir von der im Grunde sogar mißverstehenden Überschätzung des Griechentums zurückgekommen, welche das 18. Jahrhundert völlig und weite Strecken des 19. zum Teil beherrschte. Allein wir begreifen und würdigen sie als eine Stufe auf dem Wege des Gedankens aus der Gefangenschaft des Gesetzlichen zur Freiheit des Bildlichen und werden nicht zögern, den Werken des griechischen Meißels, wäre es auch nicht die vielberufene »Heiterkeit«, so doch wirklich etwas beizumessen von jener unbeirrbaren Selbstverständlichkeit und zwingenden Eigenart des Natürlichen, die sie trotz ihres geistigen Höhenklimas gleich den Schöpfungen der Primitiven mit dem Schein umkleidet, als ob sie minder gemacht als gewachsen seien. Dieselbe zwanglose Sicherheit und ihrer unbewußte Hoheit begegnet uns beim »Naturmenschen« wieder in der Biegsamkeit seiner Körperbewegungen, der taktreichen Mannigfaltigkeit seiner Tänze, die auch bei entfesselter Wildheit keines Kraftaufwandes zu bedürfen scheinen, und im vollendeten Unisono seiner heiligen Bräuche. Was wir bei uns nur durch langen »Drill« erzielten und was dann immer behaftet bliebe mit den unvermeidlichen Härten des »Einexerzierten«, die Herrschaft des Rhythmus in einer Gemeinschaft von Menschen, das tritt uns dort als das Ergebnis einer geheimen Bindekraft und gleichsam einer vitalen Krystallisation entgegen. Rechnen wir hinzu, daß auch die schwersten Verrichtungen festlich vonstatten gehen, nämlich im Takt und nach gemeinsamen »Arbeitsgesängen«, wie wir mißverstehend die Poesie des Pflügens, Säens, Flachsbrechens, Spinnens, Webens, Flechtens, Seildrehens, Dreschens, Faßbindens, Treidelns, Ruderns, Schmiedens tauften, so

fühlen wir uns versucht, dem Ausspruch des Novalis beizupflichten: Genie sei der ursprüngliche Zustand des Menschen.

Erst indem der Mensch diesem Zustand einer ursprünglichen Genialität, richtiger des triebhaften Einklanges mit dem Naturleben bei zunehmender Geisteskultur entwuchs und ihn schließlich ruckartig einbüßte mit dem Hereinbruch der »Zivilisation«, hat sich an Stelle seiner das Phänomen der Einzelgenies oder, bescheidener gesprochen, der individuellen Begabungen entwickelt, die, wie wir noch sehen werden, zuletzt einer bestimmten den Vorrang gelassen. Ohne Frage auch bei den »Naturvölkern« scheiden sich die Personen nach Gewerben und Kunstfertigkeiten, und gar bei den Griechen finden wir von den großen Begabungstypen recht eigentlich schon Musterbilder; allein wir brauchen nur an die (mit Einschluß der Frauen) allverbreitete Gabe der dichterischen Improvisation bei jenen und das Zurücktreten der Künstlernamen bei diesen zu denken, eingerechnet den Umstand, daß bis in die hohe Blütezeit die größten Leistungen unter der herrschenden Idee des Mythos standen, um den gewaltigen Unterschied gegen denjenigen Zustand zu ermessen, der uns mindestens seit der Renaissance geläufig geworden. Man kann, was sich hiermit begeben, von vielerlei Seiten und aus dem Gesichtswinkel sehr verschiedenartiger Einsichten betrachten, uns soll es hier nur in Rücksicht auf die Lehre vom Ausdruck beschäftigen.

Aller Ausdruck ist unwillkürlich, nicht gleichermaßen die Tätigkeit des Tanzens, erst recht nicht die Verrichtung gemeinsamer Bräuche, ganz und gar nicht mühsamer Arbeiten, geschweige denn der Gebrauch irgend eines Werkzeuges, sei es zu nützlichen sei es zu Luxuszwecken. Wenn wir nun gleichwohl den Tanz wie allein vom Pulsschlag des Lebens hervorgebracht, die Arbeit gleichsam gespielt und die Werke der Menschenhand so störungslos und wie aus sich selbst geworden sehen, daß wir nur schwer uns der Mühen ihres Schöpfers erinnern, so will das sagen, sie seien mit den Ausdrucksformen in ebenderselben Lebensnähe und der Wille in ihnen bleibe verschmolzen mit den Mächten des Blutes. Indem es auf dieser Stufe der Entwicklung offenbar das Leben selber ist, das in den Zwecken der Menschen zu geistiger Wachheit kommt, so schlägt auch ihr Wollen unbemüht die Bahnen des Lebens ein und hat darum seinerseits den Wert einer Ausdruckserscheinung. Im

Ergebnis das Gleiche, obwohl nicht auf dem nämlichen Wege, gewinnt in jedem bedeutenden Werke der Kunst Gestalt: der Hiatus von Tat und Ausdruck ist in ihm ausgeglichen. Während jedoch auf der Urstufe ein solcher Hiatus noch gar nicht bestand, so erfordert er, einmal vorhanden, auf der höheren eine eigentümliche Richtung und Kraft des Wollens, die zwar wie jegliches Wollen übungsfähig, ihrer Anlage nach doch natürliche Gabe ist, nämlich eine auf die möglichen Gebiete unseres Wirkens unterschiedlich verteilte Gestaltungskraft. Wir sind nun der Meinung und müssen noch kurz für die zunächst befremdende Überzeugung Gehör erbitten, daß jede Begabung eine Form der Gestaltungskraft, d. h. wesentlich Fähigkeit zu differentiell gesteigertem Ausdruck sei. Vorerst jedoch verfolgen wir den obigen Gedanken weiter.

Die im engeren Sinne geistige Entwicklung der Menschheit beginnt mit der Loslösung des Willens von den Trieben und der immer fortschreitenden Verselbständigung abstrakter Zwecke. Die Tatsache selber bedarf keines Beweises. Wir erinnern nur an das verwickelte Getriebe des Staates, wo eine verschwindende Minderheit Tätigkeiten ausübt, die ihrer Neigung entsprechen, während ungezählte Tausende einfach um der Erhaltung willen tagtäglich Arbeiten verrichten, die mit ihrem Wesen nicht das geringste zu tun haben. Erst auf dieser Stufe büßt die Arbeit den spielenden und festlichen Charakter ein, entschläft das begleitende Lied, breitet sich wie ein dicker Nebel der »Ernst des Lebens« aus und tritt an die Stelle gleichmäßig schwingungsbereiter Freudigkeit ein intermittierendes Vergnügungsbedürfnis. Damit aber hat sich die Trennung von Handlung und Ausdruck vollzogen; jene ist ausdruckslos oder, wie man sagt, mechanisch geworden, dieser umgekehrt findet sich für die längste Zeit im Menschenleben als überflüssige, wo nicht gar lästige und störende Zutat ausgeschaltet. Alle Versittlichung und Vergeistigung der Menschheit geschieht um den Preis einer unabsehlichen Unterdrückung des Ausdrucks.

Wir haben im dritten Abschnitt unserer »Probleme der Graphologie« unter dem Titel »Die persönliche Ausdrucksschwelle« dieser Seite der Sache eine Monographie gewidmet, die Wirkung davon auf das Triebleben selbst untersucht und die Folgeerscheinungen für die Charaktergestaltung wenigstens in Umrissen dargetan. Nur

wer gründlich vertraut ist mit dem Wesen der Ausdruckshemmung, ihrem unterschiedlichen Verhältnis zu den lebenbejahenden und lebenverneinenden Regungen, den Kompensationsvorgängen, zu denen sie Anlaß gibt, hat den Schlüssel zum Verständnis des habituellen Verbrechertums sowie der heute gewöhnlichsten Spielart des hysterischen Charakters. Hier begnügen wir uns mit einem Fingerzeig.

Eine über das Maß gesteigerte Ausdruckshemmung verurteilt ihren Träger zu dauernder Willensbemühtheit und nimmt mehr oder minder seinem Sichbewegen überhaupt die Unbefangenheit des Willkürlosen. Je nachdem ob er tieferer Anlage gemäß darein sich wenigstens äußerlich ergibt oder aber den Anschein des Gegenteils davon erzeugen möchte, entsteht der gehemmte und ringende oder sich übersteigende Ausdruckstypus. Nur von jenem wollen wir noch die wichtigsten Züge entwickeln, während wir für diesen ganz auf das erwähnte Kapitel unseres Buches verweisen. — Im schlechtweg Ausdrucksgehemmten fehlt es allgemein an Stärke der Gestaltungskraft, um auf irgend einem Gebiete die Kluft zu überbrücken, die sich zwischen seinem Willen und seinen Trieben aufgetan. Wie er nun diese wohl oder übel in sein »Inneres« verschließen muß[1], wo er sie liebevoll hegt und um ihrer Verborgenheit willen mit neuen Werten schmückt, so andererseits vermag sich sein Tun nirgendwo siegreich freizumachen vom Zwang des Schablonenhaften, verrät aber doch ein sich sträubendes Innenleben durch Züge sei es auffälliger Starrheit und rhythmenfeindlicher Härte, sei es der Gequältheit, ja Gebrochenheit. Ein treffliches Beispiel gibt für die Handschrift Fig. 32. Nur erst bei weitgehender Schulung erkennt man hier den Mann von höchster Bildungsstufe, während der mindergeübte Betrachter bestenfalls eine mittlere ansetzen würde, indem er die verhältnismäßige Unfreiheit der Züge gegenüber der Schulvorlage als ein Nichtverwachsensein mit ihr in Anschlag brächte. Daß sie in

---

[1] Nicht ohne Interesse wäre es, zu untersuchen, seit wann überhaupt im allgemeinen Sprachgebrauch ein sog. »Innere« zum »Äußeren« in Gegensatz getreten. Hand in Hand damit geht zweifellos die Bevorzugung des »guten Willens« und schlechtweg des »Charakters« vor der Erscheinung des Menschen, seiner Schönheit und Leibesgewandtheit, und der Verlust des antiken Begriffs der »Kallokagathie«. Auch die Entwicklung des »Gemütes« hat unter dem Druck der Ausdruckshemmung einen Schub und der Begriff der »Tiefe« einen Zuwachs an Gewicht erhalten.

Wirklichkeit das Ergebnis einer allgemeinen Ausdruckshemmung, welche die Haltung des Schrifturhebers nicht nur beim Schreiben in die Nähe der Regel bannt, ergibt sich aus dem Widerspruch zwischen druckstarker Festigkeit und dem übergewöhnlichen Schwanken der

Fig. 32.

Schriftelemente, hinzugerechnet die fast ängstliche Kargheit der Formgebung und eine Häufigkeit des Winkels, die in solchem Zusammenhange des bloßen Unvermögens zur gleitenderen Fügung des Kurvigen verdächtig ist. Hier müßten wir das äußere Formniveau erst um den Betrag der mutmaßlichen Ausdruckshemmung höherschrauben, wenn wir das innere richtig einschätzen wollten.

Die Verinnerlichung der Ausdrucksohnmacht kann eine Art von Größe haben und, wo sie der Notweg wirklicher Tiefe ist, als Ersatz für die fehlende Form noch einen Stil der Entzweiung erzeugen. Das geschah welthistorisch in der architektonischen Fraktur der Gotik, wo das Zersplittern nordischer Lebensmystik am überwindenden »Gesetz« des Christentums sogar zu ewigen Monumenten geronnen. Was die gewaltigen Kathedralen durch die Mächtigkeit ihrer Entwürfe und die Vielgestaltigkeit der Glieder verschleiern, das tritt unverkennbar zutage angesichts z. B. der Gemälde eines Dürer, wo auch in den gelungensten die Gestaltungskraft versagend zurückbleibt hinter dem Ausschweifen der entsinnlichten »Idee«. Wenn man gleichwohl schwerlich Erscheinungen fände, woran sich der Stil — im Gegensatz zur Form — schärfer verdeutlichen ließe als am Wesen der Gotik, so liegt darin für die Wissenschaft vom Ausdruck die Lehre, daß er, funktionell angesehen, überhaupt zu erwachsen pflege aus dem leidenschaftlichen Ungenügen an geistgehemmten Gestaltungskräften. Wo immer wir ein streng stilisiertes Verhalten finden — nicht eitle Künstelei und erst recht nicht anti-

kisch formvolle Lebenshaltung — haben wir diagnostisch zu fahnden nach unerfüllbaren Ausdruckswünschen. Auch an der Stilisierung Fig. 2 haben sie, wie wir gesehen, teilgenommen, obschon gemeinsam mit einem minder gewichtigen Spieltrieb. — Nach diesem Intermezzo kehren wir zur Frage der spezifischen Begabung zurück.

Daß sie bestehe und daß, wenn sie bestehe, kein Gebiet menschlichen Tuns von ihr ausgenommen, darüber dürfte heute kein Zweifel mehr sein. Hat doch die herrschende Psychologie, soweit sie den Charakteren Beachtung schenkte, gerade die Begabung mit Vorliebe zum Gegenstand ihres Forschens gemacht, aber freilich mit derselben verhängnisvollen Einseitigkeit, die aus geistesgeschichtlichen Gründen auch sonst ihre Spur bezeichnet. Heimlich noch immer beherrscht vom englischen Glauben an die Zusammensetzbarkeit der Bewußtseinsinhalte aus angeblich »einfachen« Rezeptionen der Sinnessphäre, nimmt sie musikalische, dichterische, malerische Begabung in erster Linie als jeweils besondere Empfänglichkeiten und Auffassungskräfte für Töne, Farben, Worte und deren Seiten oder Zusammenhänge. Nun gibt es sicher betonte Empfänglichkeiten, allein wir möchten um Beifall für den Gedanken werben, daß ihrer jede nur eine Folge sei der Vorherrschaft einer Ausdrucksgabe, wenn auch gewiß befähigt, von ihr sich teilweise freizumachen. Nur mit Empfänglichkeiten bringt man es bestenfalls zur Psychologie des Zuschauers, der eine phylogenetisch späte und jedenfalls bloße Folgeerscheinung des geistig Schaffenden ist, und das will sagen, des Trägers betonter Gestaltungskräfte. Zwar wendet sich jedes Gestalten an ein Empfangendes, sogar schon in der Seele des Gestalters selbst, sich steigernd an seinem Widerhall; aber das Echo bedarf zu seiner Entstehung des ursprünglichen Schalles und den erzeugt keine bloße Empfänglichkeit. Nicht das macht den Tondichter, daß er Töne und ihre Verbindungen behalte, nicht das den Bildhauer, daß er an zahllose Raumformen denke, nicht das den Maler, daß er den Kopf sich mit Linien und Farben fülle, sondern jeweils darin besteht ihre herrschende Fähigkeit, daß sie ihr Inneres leichter und besser als Unbegabte in Farben, Formen, Tönen auszusprechen imstande sind. Indessen, auch wenn man den Anteil der Gestaltungskraft wesentlich niedriger veranschlagen will, so genügt uns schon das, wie wir glauben, unvermeidliche Zugeständnis, daß die Begabung

ohne sie jedenfalls nicht gedacht werden könne. Versuchen wir daher den Sinn der Gestaltungskraft deutlicher anzugeben.

Es ist nicht der gewöhnliche Fall, daß die Ausdrucksbewegung infolge wachsender Verselbständigung des Willens das Zwanglose ihres Ablaufs verliere und sich verinnerliche wie bei den Ausdrucksgehemmten, sondern gemeinhin wird die Willkür einfach über die Automatismen Herr, sie gleichsam entseelend und in immer physiognomielosere Abläufe überführend. Während im Ausdrucksgehemmten doch wenigstens eine Auflehnung bleibt, die ihn bestenfalls sogar zur Umstilisierung der Regel in der Richtung auf charaktervolle Härte befähigt, so nimmt der Gelehrige sie schlechtweg an und liefert die natürliche Eigenart seines Tuns kampflos um den Besitz nützlicher Fertigkeiten aus[1]. Im Verhältnis zu ihm können wir nun den Begabten als denjenigen bestimmen, welcher die Fähigkeit hat, mit seiner Eigenform die Schablone zu überwältigen. Der Schreibgelehrige z. B. wird es rasch zu einer ausdruckslosen »Schönschrift« bringen, in allen Formen Sauberkeit und Glätte zeigen und bei besonderer Fertigkeit einen Rekord aufstellen in leserlicher Schnellschrift, der Schreibbegabte hingegen, auch wenn er an Gewandtheit hinter jenem zurückstehen sollte, wird seiner Schrift ein Gepräge verleihen und darin sein Inneres zum Ausdruck bringen. An Schreibroutine kann sich ein Nietzsche gewiß nicht messen mit dem federgewandten Urheber der Fig. 27, aber das hat seine Gestaltungskraft nicht zu hindern vermocht, die Züge seiner Handschrift mit dem vollen Ausdruck des Lebens zu durchwirken[2]. Das

[1] Wollte man die unterschiedliche Fähigkeit zur Erlangung von Fertigkeiten gleichfalls Begabung nennen, so wäre zwischen höherer und niederer zu unterscheiden oder mit Festhaltung eines heute etwas überlebten Sprachgebrauchs zwischen »Talent« und »Genie«, und wir hätten es hier ausschließlich mit den Formen der Genialität zu tun. Wir ziehen es jedoch vor, für diese Begabung, für das ihr zur Seite gestellte »Talent« aber Gelehrigkeit zu sagen und dergestalt schon durch die Wahl der Worte erkennen zu lassen, es handle sich nicht um eine Verschiedenheit der Stufen, sondern um eine sich ausschließende Gegensätzlichkeit.

[2] Zur Frage, wie weit es der gelehrigen Aneignung des Traditionellen doch auch zur Entfaltung einer Begabung bedürfe, wollen wir nur bemerken, daß erfahrungsgemäß gemeinhin schon eine mittlere Fertigkeit hinreicht, um eine große Begabung zu realisieren, und daß über einen etwa hinderlichen Fertigkeitsmangel Fleiß und Übung hinwegzuhelfen pflege, abgesehen wiederum von einer gewissen Gruppe der Ausdrucksunfähigen, deren Begabungsmöglichkeiten bisweilen an völliger Ungelehrigkeit scheitern.

Wesen der Begabung, soweit sie Gestaltungskraft ist, besteht in der Fähigkeit, irgend ein Tun bis an den Rand mit Ausdruck zu füllen, und einzig von dieser soll in der Folge in bezug auf die Handschrift die Rede sein. Doch wir kommen jetzt rascher zum Ziel, wenn wir den Gedanken in umgekehrter Richtung, nämlich von oben nach unten verfolgen.

Neben den Begabungen, die sich wie Musik, Plastik, Architektur auf die Formung eines sinnlichen Materials beziehen, scheint es rein innerliche zu geben, wie z. B. die Denkbegabung. Wir vergessen aber nicht, daß man niemals ohne Namen denke, sowenig darum Sprechen und Denken identisch sind, und daß die Entwicklung des Geistes Punkt für Punkt der Entwicklung der Sprache folgte. Wir halten es für erweislich, wenn auch nicht hier der Beweis erbracht werden kann, daß der Mensch sich zu urteilender Besinnung erst auf Grund schon vorhandener Sprachlaute erhob, nicht umgekehrt solche hervorbrachte auf Grund von Urteilsimpulsen. Wie es aber damit auch bestellt gewesen, jedenfalls ist das laute Denken dem leisen vorhergegangen. Bis in die früheste Zeit hinein läßt sich ein Doppelgebrauch des Wortes verfolgen: der expressive und der mitteilende. Jener hat sich bei allen Völkern zur Poesie entwickelt, dieser zur Sprache des Marktes und der Wissenschaft, und daran wenigstens kann kein Zweifel sein, daß auf primitiver Stufe der dichterisch ausdrückende Wortgebrauch vor dem sachlich nur mitteilenden in einem uns kaum mehr faßlichen Grade den Vorrang besessen. Dafür spricht nicht nur das üppige Schlingkraut der universal verbreiteten Volkspoesie, sondern weit mehr noch der Umstand, daß ein dichterisch schmückendes Element auch den Mitteilungen des Naturmenschen beim Handeln, Beraten, Gerichthalten ein von den unsrigen so ganz verschiedenes Gepräge gibt und sie fortwährend, freilich zur Lust des Sprechers, der Gefahr aussetzt, sich in Gleichnisse und Fabeln aufzulösen. Von den Buschmännern hören wir, daß sie sich im Dunkeln nur schwer unterhalten können, weil von ihrem Sprechen noch gar nicht die Mimik zu trennen sei. Bekannt ist der Reichtum grammatischer Formen und ihre »unpraktische« Klangfülle in den primitiven und selbst noch in den antiken Sprachen, wohingegen von den Neueren es wieder das nüchterne Volk der Engländer in der Abschleifung und Reduktion am weitesten gebracht.

Im selben Maße aber, wie in Sprache und Sprechen die Freude am Ausdruck den Vorrang hat, erscheint auch das Denken von ihr bestimmt, und bleibt, verglichen mit unserem streng gegenständlichen, sogar im Altertum ein vorwaltend darstellerisches. Jakob BURKHARDT, der hervorragende Kenner der Antike, hat zugleich Größe wie Grenze der griechischen Geistigkeit mit dem Satz umschrieben, daß ohne Gespräch die Entwicklung des Geistes bei ihnen nicht wäre denkbar gewesen und daß Agora und Symposion als die beiden großen Stätten der Konversation auch ihre Philosophie zur Blüte getrieben[1]. Wieviel artistische Ausdrucksfreude an den Überraschungen der Dialektik steckt doch selbst in den Dialogen eines PLATO, mit Bezug auf den KANT von der antiken Gedankenführung das sicher ungerechte, aber von ihm aus gar wohl verständliche Wort geprägt, sie sei die Kunst »wortreich zu schwatzen«! Kurz, auch der mitteilende Wortgebrauch hat ursprünglich noch expressiven Charakter und Hand in Hand damit bleibt das Denken auf dichterische Figürlichkeit und rhetorische Wirkungen angelegt und die Begabung dazu ist wesentlich eine Begabung zu lebendiger Rede.

Von den beiden Seiten des Sprachgebrauchs ist es nun aber die mitteilende, die sich, zuerst wohl im Dienste von Botschaften und Vereinbarungen, den stummen Bewahrer des Wortes, die Schrift, erschuf[2]. Erst mit der Gewöhnung, lesend zu hören, ohne des Ohrs zu bedürfen, und mit der Fähigkeit, tonlos zu reden durch Schreibausübung, befreite der Mensch in der Sprache die schlechtweg bezeichnende Funktion von der dichterisch expressiven und entwickelte er an der Hand des verinnerlichten Sprechens, das nurmehr von schwachen Flüsterbewegungen begleitet ist, den mit sich allein unterhaltungsfähigen »Denker«. Während wir auf primitiver Stufe den Menschen uns zwar zeitweilig stumm und insichversunken, nicht aber nachdenklich vorstellen dürfen, weil jegliches Denken in ihm nach Ausdruck heischend sich entweder in Gesang entlüde oder in Äußerungen zu seinesgleichen, so herrscht auf zivilisierter der schein-

[1] Griechische Kulturgeschichte, Bd. I, S. 77.

[2] Zu unterscheiden ist die Entstehung der Formen von der des Gebrauchs der Schrift, und nur von diesem sprechen wir. Die ursprünglichen Formen selbst sind als magische und symbolische Zeichen längst vorhanden gewesen, ehe sie in den Dienst schriftlicher Verständigung gestellt wurden.

bar ausdruckslos »denkende« vor, welcher in Wirklichkeit lautlos sprechen gelernt, gestützt auf das Ausdrucksmittel der Schrift. Die Denkfähigkeit im engeren Sinne sproßt aus derselben Wurzel wie die sich im Schreiben äußernde Darstellungsgabe, und es muß die Entwicklung beider Schritt für Schritt Parallelen zeigen.

Man hat viel hin und her gestritten, was eigentlich »Bildung« sei, und doch reichen wenige Tatsachen hin, jeden Zweifel darüber zu zerstreuen. Wenn man von heutigen Kulturstaaten irgendeinem, z. B. etwa Rußland, Bildungsmangel vorwerfen möchte, so pflegt man die mutmaßliche Zahl der Analphabeten anzugeben, und bekundet damit, daß man denjenigen für einen »Ungebildeten« halte, der nicht schreiben könne. Dementsprechend ist die Scheidung in »Gebildete« und »Ungebildete« erst seit der Renaissance allmählich üblich geworden, während sie solchen Kulturen unbekannt blieb, die wie das Altertum und das Mittelalter eine sinnliche und gesellige, nicht aber eine abstrakte Bildung erstrebten. Wir heute haben es fast vergessen, daß jede Gestaltungskraft, abgerechnet allein die wissenschaftliche, der Schriftkenntnis entraten könne, und hören nur mit höchster Verwunderung, daß die mehr als 40000 Verse des finnischen Kalewala mindestens sechs Jahrhunderte hindurch von Geschlecht zu Geschlecht mündlich überliefert wurden, oder gar daß der Dichter des Parsifal weder lesen noch schreiben konnte! Indem wir nämlich das abstrakte Denken dem konkreten, die »Intelligenz« überhaupt der Leibes- und Kunstgeschicklichkeit überordneten und an die Spitze aller Begabungen die des begrifflichen Urteils stellten, so mußte der Schriftbesitz für uns zum Symbol der Überlegenheit schlechtweg und ihr Nichtgebrauch zum Zeichen eines Mangels an »Bildung« werden, den wir schwer noch mit genialer Leistungsfähigkeit vereinbar finden. Innerhalb derer, die alle schreiben können, hat sich nun zwar die Bildungsgrenze nach oben verlagert, allein wir brauchen nur dem Fingerzeig der Begriffsentstehung zu folgen, um sie mit Sicherheit als dort verlaufend zu kennzeichnen, wo die Fähigkeit beginnt, die eigenen Gedanken ohne Rücksicht auf Mitteilungszwecke schriftlich auszudrücken[1].

---

[1] Daß es für den »Gebildeten« als wiederum den »Denker« oder spezifischen »Kopfarbeiter« wesentlich ist, bestimmende Eindrücke durch Lektüre zu empfangen und sich zu objektivieren im geschriebenen Wort, darüber lassen zahlreiche Tat-

Wir haben damit den Punkt erreicht, wo sich uns das Wesen der Schreibbegabung von selbst erschließt. Wie die Fähigkeit des inneren Sprechens, d. i. des Denkens im engeren Sinne, mit der Verbreitung der Schrift überhaupt beginnt, so entspricht ihrer Steigerung zum Typus des »reflektierenden« Menschen die Schreibbegabung oder die im Schreiben sich veräußernde Gestaltungskraft, und im wesentlichen dem persönlichen Grade des Reflexionsvermögens die Enge der Wahlverwandtschaft zur Schreibbewegung. Wer auf konkrete und sinnliche Gegenstände gerichtet ist wie der Künstler, Techniker, Praktiker, der hat keine so nahe Beziehung zum Symbol des Begrifflichen, dem geschriebenen Wort, wofern er nicht im Buchstaben statt des Zeichens die ornamentale Linie sieht, die sich jedoch nur künstlerisch, nicht aber handschriftlich aneignen läßt[1]. Dagegen ergeht sich im Medium des Schreibens der Theoretiker, der »homo litteratus« und »Schriftsteller«, für den ja sein Inneres erst »Gestalt« gewinnt, wenn er es »zu Papier gebracht«. Er hat zum Schreiben die größte Lebensnähe und stellt sein Formniveau darin freier dar als der sinnliche und konkrete Charakter. Nicht nur ein Mangel an Ausdruckskraft also hemmt in der Handschrift den Pulsschlag des Innenlebens, sondern auch der Mangel an natürlicher Beziehung zum geschriebenen Wort, welches ein und derselbe ist mit dem Mangel an Abstraktionsvermögen und mindestens einen Teil ausmacht des Mangels an »Bildung«. Wohl entwickelbar ist die Gabe der »Bildung«, erlernbar aber ebensowenig wie tonkünstlerische, dichterische, architektonische Befähigung, weshalb sie gleich dieser

sachen keinen Zweifel. Es könnte jemand zwar die verschiedensten Gaben, nur gerade nicht seine »Bildung« beweisen wollen, indem er male, Musik mache, dichte, modelliere oder kunstreite, etwas erfinde, Gipfel besteige, wohl aber indem er z. B. versuchte, darüber ein Buch zu verfassen. Wir erinnern ferner an das Wort »Buch«, das ja von »Buchstabe« herkommt, an den Doppelbegriff von »Schrift«, welches einmal die Typen, zum anderen die Abfassung selbst bedeutet, endlich an »Schriftsteller«, das zwar von vornherein den Abfasser, nicht den Setzer meint, offenbar jedoch von der Voraussetzung ausgeht, daß er die »Schrift« auch selbsttätig schreibe. Gemäß ihrer rhetorischen Akzentuierung war übrigens die antike »Schriftstellerei« in viel höherem Grade für das Ohr berechnet als unsere heutige; doch wird es mit der Zeit, obschon nicht im gleichen Sinne, einen Einfluß auf den Stil der Autoren gewinnen, wenn die Gewohnheit, in die Schreibmaschine zu diktieren, mehr und mehr Herr werden sollte.

[1] Vgl. hierzu unseren Aufsatz über »Begriff und Tatbestand der Handschrift« in der »Zeitschrift für Psychologie« Bd. 63.

auch nur phylogenetisch entsteht und innerhalb verschiedener Rassen und Völker eine jeweils spezifische Höhe erreicht. Darum wer z. B. als eine mehr praktische, gesellige oder materielle Natur zufällig in die Wissenschaften geriet, sich mit Kenntnissen belud und vielleicht sogar viele und dicke Bücher schrieb, hört durch seine Schriftzüge doch nicht auf, seine ursprüngliche Unverwandtschaft zur Sphäre des reinen Gedankens zu enthüllen. Ebensowenig wie das Formniveau kann jemals die Gestaltungskraft, und zwar weder im allgemeinen noch für das besondere Gebiet, durch die größte Bemühung persönlichen Wollens auch nur um ein Haarbreit gesteigert werden. Lebensfülle wie Bildnergabe sind feste und dispositionell angeborene Größen, die wir beide veranschlagen und gegeneinander abwägen müssen, wenn unsere Schlüsse vom Ausdruck auf die Persönlichkeit unantastbaren Grund haben sollen[1].

Nun scheinen wir freilich zur Bemessung der Bildungsstufe das Formniveau schon vorauszusetzen, während doch gerade jene bekannt sein müßte, damit wir veranschlagen könnten, wieweit sich dieses im Ausdruck enthülle. Indessen hier kommen uns andere Merkmale zu Hilfe. Hochgebildete Handschriften weisen selbst bei ausladenden Formen in den Verbindungsstücken stets zweckmäßige Kürzungen und in den Einzelformen durchweg eine eigene Geschmacksrichtung auf, wofür man die übrigens so verschiedenen Züge wie der Fig. 32, Fig. 25 und Fig. 24 vergleiche im Gegensatz etwa zu den ausgesprochen ungebildeten der Fig. 30 und den halbgebildeten der Fig. 1. Daß im übrigen gerade hier der Wissenschaft des Ausdrucks noch viele und verwickelte Aufgaben harren, deren Lösung nur ein ganzer Stab gewissenhafter Forscher versuchen könnte, braucht kaum betont zu werden[2]. Nur auf eine der sich andrängenden Fragen werde zum Schluß noch ein Blick geworfen.

---

[1] Als »feste Dispositionen« erscheinen Gaben und Fähigkeiten, sofern sie den zugehörigen Leistungen eine persönliche Grenze setzen, wohingegen es sich von selbst versteht, daß ihre volle Verwirklichung von Fall zu Fall sowie periodisch weitgehenden Schwankungen unterliegt.

[2] So wären nicht nur die Handschriften der verschiedenen Berufsarten, Stände und Völkerschaften auf Grund umfangreicher Sammlungen zu vergleichen, sondern es müßte auch sonst versucht werden, die Unterschiede in Ausdruck und Lebenshaltung für diese Gruppen festzustellen. Das verschwindend Wenige, was wir bisher darüber wissen, hat der Zufall zusammengetragen.

Für manchen erleichtert sich die Findung des Formniveaus durch eine bloße Änderung des Namens. Es könnte ihm nämlich passender scheinen, die handschriftlichen Züge etwa eines Nietzsche und Wilde (Fig. 24 und Fig. 25) nicht sowohl lebensvoller als vielmehr »durchgeistigter« zu nennen und er behielte auch mit dieser Bezeichnung recht, so sehr sie zunächst gerade das Gegenteil der unsrigen zu besagen schiene. Nach den vorangegangenen Darlegungen wissen wir, daß auf kultureller Stufe »Form« nur entstehe durch Wiederverschmelzung eines Tuns mit dem Ausdruck, eines Geistigen also mit dem Vitalen und daß eben darin die Gabe zur gestaltenden Offenbarung des Lebens liege, seinen Pulsschlag fühlbar zu machen bis in die Höhen des Geistes. Statt zu sagen, das Leben habe mit seiner Woge den Geist ergriffen, kann man auch umgekehrt ihn in jenes hinabgesenkt denken und zum wenigsten für ein von Zwecken und Begriffen geleitetes Menschentum an seinen Werken und Ausdrucksniederschlägen »Form« die Durchgeistigung des Sinnlich-Vitalen nennen. Ganz besonders gäbe zu solcher Gegenbezeichnung Anlaß die Form der abstraktesten und am meisten unsinnlichen Tätigkeiten wie z. B. des Schreibens und es würde dadurch vor Augen gestellt, daß nur derjenige seine lebendige Eigenart mittels der Handschrift ganz zu erschließen vermöge, dessen Vitalität, ob von großer oder geringerer Fülle, bis in die Höhenschichten des Geistigen walte. Betrachten wir die Sache einen Augenblick von dieser Seite, so erkennen wir sofort den Grund für die im Vergleich mit den Handschriften der Männer wenigstens durchschnittlich niedriger verlaufende Formkurve derer der Frauen.

Von den modernen Emanzipationsbestrebungen abgesehen ist die Frau in der bisherigen Weltgeschichte Träger des Vitalen und Seelischen, der Mann Träger des Geistigen und damit der »Bildung« gewesen, was wir selbst heute, wo die Unterschiede im steigenden Tempo sich verkehren, mit unserem Bildungsmesser für die beiderseitige Mehrzahl bestätigen können. Man weiß, wieviel bezwingende Natürlichkeit Frauen in Briefen entfalten, und wie gleichwohl gerade die genialsten Briefschreiberinnen nicht selten versagen, wenn vor die Aufgabe gestellt, eine Abhandlung zu liefern. Der echte Brief nämlich gibt keinen Gedankenausdruck, sondern teilt etwas mit und bedient sich dabei der schriftlichen Form als eines bloßen Er-

satzes, nicht aber als eines selbständigen Mediums. Es heißt noch nicht, in diesem »zu Hause sein«, wenn man gelernt hat mit Hilfe von Feder und Tinte zu sprechen! Und ebensowenig ist es nun gemeinhin die Frau in der Schreibausübung! Ihre gestaltende Kraft, die auf Gebiete des Lebens geht, deren hohen Sinn nur die Urzeit gewürdigt — sie ist die Schöpferin ältester Weistümer — dringt nicht bis in die Gletscherzone des abstrakten Gedankens vor und ist darum nur in spärlichen Ausnahmen befähigt zur Durchseelung der Handschrift. Man betrachte zum Beleg etwa die wenig physiognomievollen Züge der Handschrift Fig. 33, welche den Durchschnittsduktus einer vielgelesenen und bedeutenden Autorin geben.

Fig. 33.

Mehr noch als die Handschriften der Berufsarten und Stände müssen wir darum diejenigen der Frauen und Männer mit verschiedenen Maßen messen und das Formniveau jener unter sonst gleichen Umständen um den Betrag der Kleinheit ihrer Schreibbegabung höher bewerten, um der wirklichen Fülle ihres inneren Lebens gerecht zu werden. — Aus einer vieljährigen diagnostischen Erfahrung fügen wir hinzu, daß die »moderne« Frau, soweit sie dem Manne ähnlicher wurde, weit mehr sich der Eigenschaften seines Willens als seiner Geistigkeit zu bemächtigen wußte. Wie man sieht, auch unser Wissen von den Geschlechtern dürfte durch die Untersuchung des Ausdrucks noch manchen wertvollen Zuwachs erfahren.

Über Echtheit und Unechtheit von Gefühlen[1].

Von
Willy Haas.

Der Sprachgebrauch pflegt in doppeltem Sinne zwischen echt und unecht zu unterscheiden:

1. Der typische Begriff der Echtheit:

z. B. ein echter Renaissancebau. Man meint, daß der ideale Typ, den die Renaissance geschaffen hat, vollkommen verkörpert sei in dem Bau, und läßt es als gleichgültig beiseite, ob er auch historisch aus der Zeit stammt, die das Neue, was im Begriff der Renaissance zusammengefaßt wird, gebildet hat. Und zwar ist in diesem Sinn die historische Festlegung deshalb irrelevant, weil dem idealen Begriffssystem gegenüber, das den Gehalt der Renaissance konstituiert, selbst die historische Renaissancezeit keine adäquate Realisation zu sein braucht, so daß ein modernes Werk sehr wohl den Anforderungen der Renaissance so gut oder theoretisch auch besser entsprechen kann als ein Produkt, das in der historischen Renaissancezeit seinen Ursprung hat. Es gilt hier die außerzeitliche Relation zu einer Idee.

2. Der spezifische Begriff der Echtheit:

Man betrachtet den Bau nur als echt, wenn er aus der Renaissancezeit stammt.

---

[1] Das im Vorliegenden behandelte Problem gehört zu denen, die ihrer Eigenart nach von der wissenschaftlichen Psychologie bisher vernachlässigt wurden. Es mußten zu seiner Darstellung neue Anschauungen und Begriffe eingeführt werden wie die »Tiefenschichtung, der kritische Punkt im Ich, die Form des Ich«. So liegt trotz des scheinbar Induktiven der Skizze der Nachdruck auf diesen allgemeinen Bestimmungen; denn ihre prinzipielle Bedeutung geht über den Rahmen des Problems der Echtheit weit hinaus und verlangte eigentlich eine besondere Begründung und Würdigung. Aber zunächst handelte es sich darum, sie an einem einzelnen Gegenstand lebendig hervortreten zu lassen.

Bei beiden Echtheitsbegriffen steht der Gegenstand zu seinem Typ in dem nämlichen Verhältnis, beim spezifischen Begriff aber außerdem noch in Beziehung zu einem besonderen einheitlichen Teil der Wirklichkeit, nicht findet er sich nur überhaupt in der Wirklichkeit irgendwo vor.

Dieselbe Unterscheidung ist auch für Gefühle möglich:

1. Ich habe für jemand ein Gefühl und nenne es ein echtes Gefühl der Freundschaft — im typischen Sinn —, wenn ich es eben als ein Gefühl der Freundschaft erkannt habe, während es vorher zweifelhaft war, ob es nicht Sympathie war oder Liebe.

2. Dann gibt es noch die Frage, nicht ob es Freundschaft ist, was ich fühle — das steht ja fest —, sondern ob dieses Gefühl der Freundschaft im spezifischen Sinn echt genannt werden darf.

Echtes wie unechtes Gefühl kommen im individuellen Bewußtsein vor. Aber in diesem soll nun das echte eine andere Stellung einnehmen als das unechte, es soll sich nicht nur in ihm finden. Da Gefühle unmittelbar erlebte Ich-Zuständlichkeiten sind, so kann man sagen: Das Ich, welches das echte Gefühl erlebt, muß im Ganzen des individuellen Bewußtseins-Ich eine andere Stellung einnehmen als das Ich des unechten Gefühls. Von dieser Verschiedenheit der beiden Gefühls-Iche wird alsbald ausführlicher die Rede sein.

Es liegt also das Problem der Echtheit und Unechtheit allein innerhalb des spezifischen Begriffs. Denn der typische Begriff setzt überhaupt erst die Existenz des Gefühls in erkenntnismäßiger Fassung, indem er es gegen alle anderen, die zu anderen Typen gehören, abgrenzt. Um diese Forderung zu erfüllen, müssen die verschiedenen Ektypa in der Besonderheit ihres Erlebnisses festgestellt werden, vielleicht bis zu solcher Differenzierung, daß ein durch ein bestimmtes Individuum vertretenes Erlebnis, etwa die faustische Erkenntnissehnsucht, als Typ gesetzt wird. Dann bestimmt die berechtigte Zuordnung zum Typ die Echtheit. Man sieht aber, daß es sich beim typischen Begriff nur um Echtheit im uneigentlichen Sinn handelt; er verdankt seine Entstehung lediglich dem ungenauen Sprachgebrauch. In exakter Terminologie sollte man von einem Klassifikationsbegriff reden, denn er antwortet auf die Frage, ob ein Gegenstand einem bestimmten Genus oder Typ wirklich zugehört, und bestimmt die Echtheit, d. h. die reale Anwesenheit der Gattung oder

des Typ in dem Gefühl, das er gegen die unendlich vielen anderen möglichen Typen ausschließt. Die Fragen, die er lösen soll, lauten also eigentlich: Ist dieser Bau wirklich ein Renaissancebau? Ist dieses Gefühl wirklich ein Gefühl der Freundschaft? So wie im täglichen Leben gefragt wird: Ist das echtes Gold?, wo der Sinn nur der ist, daß nach der materiellen Qualität gefragt wird, daß also überhaupt das Goldsein in Frage gestellt ist. Dagegen ist der spezifische Begriff der Echtheit der, für welchen Unechtsein nicht alsbald ein Anderssein im Sinne der Zugehörigkeit zu einem anderen Typ bedeutet. — Der Sprachgebrauch hat in feinsinniger Weise den Unterschied zwischen den beiden Echtheitsbegriffen pointiert, obgleich er durch die Anwendung des Wortes »wirklich« in beiden Fällen die Gefahr der Vermischung nicht vermeidet. Er sagt in dem Fall der Unechtheit im typischen Sinn, wo er den Typ des Gefühls leugnet: »Das ist gar nicht Freundschaft« oder »das ist gar nicht wirklich Freundschaft«. Wo er aber die Echtheit im Sinne des spezifischen Begriffs ausschließen will: »Das ist gar keine wirkliche Freundschaft«, d. h. im Sinne der spezifischen Echtheit verbindet er das Prädikat »wirklich« als Wesensbestimmung mit dem Gefühlsnamen und unterscheidet so zwischen einer unwirklichen Freundschaft und einer wirklichen, während er den Typ als identisch denselben beläßt. Er sieht so von den Qualitäten des Gefühls, die aus seiner Typuszugehörigkeit erwachsen, gänzlich ab, so sehr, daß es wohl denkbar ist, daß er einem Gefühl gegenüber die Frage nach der Echtheit aufwirft, das in seiner Eigenart völlig unerkannt ist. Es sind also für die folgende Untersuchung Gefühle nur dann echt, wenn sie dem spezifischen Begriff der Echtheit genügen.

Da der Ort für Gefühle das individuelle Bewußtseins-Ich ist, so lautet das Problem: Wie ist es möglich, daß Gefühle in diesem Ich eine zweifache, grundsätzlich verschiedene Stellung einnehmen, welche sie das eine Mal nur dem typischen Begriff genügen, das andere Mal in dem besonderen Verhältnis zum Ich stehen läßt, das die Echtheit im spezifischen Sinn ausmacht?

Wenn wir also nach dem darüber entscheidenden Moment fragen, so ist fürs erste zu bestimmen, was denn eigentlich unter diesem »Ich« verstanden ist. Denn zum individuellen Bewußtseins-Ich, so wie es der unmittelbaren Erfahrung sich darstellt, stehen offenbar alle Ge-

fühle in dem nämlichen Verhältnis, da es nichts ist als die Gesamtheit der Abfolgen der phänomenalen Icheinheiten. Im phänomenalen Ich aber finden sich die Gefühle unterschiedslos mit ihren deskriptiven Besonderheiten, so daß eine Fragestellung nach echt und unecht, welche über das Erscheinende, so wie es eben erscheint, hinausgeht, ihres Sinnes entbehrt. Gehören also dem phänomenalen Ich alle Gefühle im gleichen Sinn, so wie sie sind, zu, dann bedarf es einer Icheinheit, die nicht mit der phänomenalen sich deckt.

In welcher Richtung diese zu suchen ist, zeigt die Unterscheidung zwischen den phänomenalen Icheinheiten oder zufälligen Persönlichkeiten und der Einheit der eigentlichen Persönlichkeit, des Charakters. Diese letztere ist ein principium selectionis, auf das bezogen die Gefühle des phänomenalen Ich in charakteristische und nichtcharakteristische auseinanderfallen. Nun hat freilich die Scheidung in charakteristische und nichtcharakteristische Gefühle mit der in echte und unechte nichts zu tun, wie später ausführlich gezeigt werden soll; denn das echte Gefühl will als solches nur in der Zeit seines Erlebtwerdens betrachtet und aus ihr und ihren Bedingungen heraus beurteilt werden und erhebt gar nicht den Anspruch, auf etwas dieser Erlebenszeit Transzendentes, wie die charakteristische Gesamtpersönlichkeit, bezogen zu werden. Aber der methodische Weg ist damit immerhin gegeben:

Wie dem gesamten Ablauf des Bewußtseins-Ich gegenübersteht die Grundeinheit des Charakters, so jedem phänomenalen Ich einer Zeitstrecke in seinem ganzen Umfang — bestimmt durch die zu betrachtenden Gefühle — die einheitliche Grundrichtung des Ich in eben dieser Zeit. Damit ist die Möglichkeit eines doppelten Verhältnisses der Gefühle zum Ich (nicht als Charakter) gegeben, je nachdem sie das eine Mal der einheitlichen Grundrichtung entsprechen oder nicht. Da scheint nun eine Schwierigkeit zu liegen: Die Gesamtpersönlichkeit braucht sich offenbar im phänomenalen Ich nicht unmittelbar auszudrücken, die in ihm vorhandenen Gefühle können ihr sämtlich außerwesentlich sein. Dagegen muß die Grundrichtung, das Wesentliche des Ich, welches einem bestimmten phänomenalen Ich zugeordnet ist, in diesem unmittelbar gesetzt und vertreten sein. Diese Korrespondenz der Grundrichtung eines Zeitpunktes und der sie repräsentierenden Gefühle, d. h. wie Gefühle echt sein können,

ist ohne weiteres verständlich. Damit ist aber auch gesagt, in welchem Sinn allein Gefühle unecht sind: Das heißt nicht die contradictio einer radikalen Leugnung des Wesentlichen des Ich durch die eben diesem Ich zugeordneten Gefühle des phänomenalen Ich, da dieses nicht in seinem ganzen Umfang für die zugehörige Grundeinheit unwesentlich sein kann. Sondern: Wenn einerseits die Grundrichtung unmittelbar im phänomenalen Ich ausgedrückt sein muß, andererseits über Echtheit und Unechtheit nur aus der Erlebenszeit heraus entschieden wird, dann können unecht nur die Gefühle sein, die gleichzeitig neben und außer den der Grundrichtung entsprechenden Gefühlen gegeben sind. Und sie sind unecht, eben weil sie diesen oder diese ihnen widersprechen. Demnach im konkreten Fall:

Ich habe in mir ein Gefühl der Lustigkeit und sonst keines. Dann ist in diesem Gefühl die Grundrichtung des Ich für diesen Zeitpunkt gegeben, es ist also echt; denn es ist kein anderes da, welches — selbst die Grundrichtung repräsentierend — ihm widerspricht. Ich bin also wirklich lustig.

Ein anderes Mal habe ich wieder in mir ein Gefühl der Lustigkeit. Aber es widerspricht ihm ein Gefühl der Verstimmtheit, welches die Grundrichtung des Ich ausdrückt; das verstimmte Ich negiert also die Forderung des lustigen Ich, das Ich als *lustiges* zu konstituieren: Ich bin in Wirklichkeit gar nicht lustig, sondern in Wirklichkeit bin ich verstimmt. In diesem Fall also ist die Lustigkeit unecht.

Der Instinkt der Sprache bestätigt so selbst diese Bestimmung: Wir pflegen im Falle der Unechtheit des Gefühls, etwa der angeführten Lustigkeit, zu sagen: »Im Grunde« oder »eigentlich« oder »in Wirklichkeit« bin ich gar nicht lustig, und unterscheiden also zwischen einem Ich, welches Träger dieses Gefühls ist, und einem zweiten, offenbar ausschlaggebenden, welches von ihm frei und von einem anderen Gefühl besetzt ist.

Was nun die Gegebenheit des echten und des unechten Gefühls anlangt, also der Lustigkeit im 1. und der im 2. Fall, oder des Gefühls der Verstimmtheit und der Lustigkeit innerhalb des 2. Falles allein, so ist sie phänomenal dieselbe, es kommt echten wie unechten Gefühlen, als diesem Psychischen, erkenntnis-theoretisch das gleiche Sein zu. Man darf also nicht den Sprachgebrauch beim

Worte nehmen, wenn er das echte Gefühl als das wirkliche dem unechten als dem unwirklichen fundamental entgegensetzt wie den wirklichen Gegenstand dem unwirklichen als bloß vorgestellten. Ein solcher Unterschied der Art der Existenz besteht nicht. Wohl aber stehen die dem echten und dem unechten Gefühl entsprechenden Icheinheiten nicht auf gleicher Stufe, sie sind, wie wir sagen wollen, von ungleicher Dignität, insofern die eine die wesentliche Bestimmtheit des Ich in der gegebenen Zeit bildet — gleichsam die im Laufe der Entfaltung des ganzen individuellen Ich natürliche —, so daß man sagen muß: das Ich »hat« zwar beide Gefühle, das echte wie das unechte, aber nur auf das erstere hat es seiner derzeitigen Beschaffenheit und Natur nach Rechtsanspruch, während das unechte Gefühl bzw. die ihm entsprechende Icheinheit oder -Tendenz relativ, d. h. in Beziehung auf die Grundtendenz, unwesentlich und unberechtigt ist; ein Unterschied, der sich vergleichen läßt mit dem von dominium und possessio. Nur im Hinblick darauf darf man dem echten und dem unechten Gefühl eine Verschiedenheit, zwar nicht der Art der Existenz (wie zwischen Wirklichem und Vorgestelltem), aber doch der Form ihrer Existenz zusprechen: Denn kein Gefühl ist an sich selbst unecht, sondern nur dadurch, daß es von dem Grundgefühl negiert wird, also durch die Form der Widersprochenheit, in der es jedesmal sich findet. Dagegen kann das echte Gefühl wohl angegriffen, aber als Grundgefühl nie mit innerem Rechtsanspruch angefochten werden, existiert also in der Form der Unwidersprochenheit, ob es als einziges gegeben ist oder nicht. Von Form der Existenz aber reden wir deshalb, weil damit ein Unterschied in der Gegebenheit der unechten Gefühle als solcher ebenso abgelehnt ist wie in ihrer qualitativen Bestimmtheit.

Es ist hier der Ort, um grundsätzlich zu der populären Anschauung Stellung zu nehmen, welche Echtheit und Unechtheit abhängig macht von gewissen Qualitäten, die den echten Gefühlen ausschließlich oder in hervorragendem Maße zukommen sollen, während die unechten keinen oder nur geringen Anteil an ihnen haben. Dabei ist als Qualität natürlich nicht die Beschaffenheit des Gefühls als Ganzen gemeint, also nicht die individual-psychologisch benannte Größe, wie Freundschaft, Haß usw., sondern die Wesenselemente der Gefühle überhaupt, also ihre Dimensionen (Spannung, Intensität, Dauer) oder

damit zusammenhängende Bestimmungen wie Frische, Lebendigkeit usw. Inwieweit und in welchem Sinn dies berechtigt ist, wird später erörtert werden. Einstweilen ist zu bedenken, daß jeder echte Gegenstand überhaupt seinen Typ im allgemeinen lebendiger verkörpern wird als der unechte, ohne daß man in diesem Vorrang den Grund der Echtheit erblicken darf, weil, wie wir früher sahen, der im spezifischen Sinne unechte Gegenstand prinzipiell hinter dem echten in dieser Hinsicht nicht zurückzustehen braucht, ja ihn sogar übertreffen kann, ohne darum echt zu werden.

Aber selbst, wenn man die Überlegenheit der echten Gefühle an solchen Qualitäten als unbedingt und durchgehends vorhanden zugeben würde, so bliebe doch die erkenntnistheoretische Stellung zu diesem Phänomen noch zweifelhaft. Denn man könnte der darauf sich gründenden Behauptung:

»Wenn Gefühle diese Qualitäten haben, so sind sie echt« (eine Definition, die jeder Einsichtigkeit entbehrt) mit derselben Sicherheit die erkenntnistheoretisch grundsätzlich divergierende These entgegenhalten:

»Wenn Gefühle echt sind, haben sie diese Qualitäten« und man wäre in diesem letzten Falle gehalten, den Sinn der Begriffe »Echtheit und Unechtheit« an anderer Stelle zu suchen. Wo diese zu finden ist, haben wir im Vorausgehenden festzustellen versucht; wir setzen also mit der gefundenen Bestimmung die Frage nach den Qualitäten in Beziehung:

Änderungen der Qualität brauchen nicht als das Primäre und Bestimmende angesehen zu werden. Sie sind vielmehr als sekundäre Folgeerscheinungen nichts Ungewohntes, gleichsam akzidentelle Effluoreszenzen elementarer Verschiedenheiten. Wir finden sie an der bedeutsamsten Stelle des Weltbildes, beim Unterschied von Wirklichkeit und Vorstellung. Pflegen die wirklichen Gegenstände in eigentümlicher Weise lebendig und farbig zu sein, so eignet den vorgestellten in der Regel eine gewisse Verschwommenheit und Unbestimmtheit. Allein diese Differenz begründet so wenig den Unterschied zwischen vorgestelltem und wirklichem Gegenstand, daß sie nicht einmal durchgehends angetroffen wird; vielmehr sind die Qualitätsunterschiede ein irrelevanter und erkenntnistheoretisch zufälliger Ausdruck prinzipieller Geschiedenheit der Art der Existenz.

Nun kann man, wie wir sahen, von einem Unterschied in der Existenzart beim echten und unechten Gefühl nicht reden, aber im Hinblick auf den Dignitätsunterschied der durch sie repräsentierten Icheinheiten kommt dem unechten Gefühl eine andere Form der Existenz zu als dem echten: Diese Existenzform — der Widersprochenheit und Unwidersprochenheit — ist als solche an sich gänzlich unbeeinflußt und unabhängig von qualitativen Bestimmtheiten der in ihr erscheinenden Gefühle. Wohl aber ist sie evident geeignet Qualitätsänderungen im Gefolge zu haben. Denn das die Grundeinheit ausdrückende Gefühl wird im allgemeinen auch per se das qualitativ bevorzugte sein, während das ihm widersprechende unechte dazu neigen mag, an qualitativem Reichtum zurückzutreten.

Es ist ebensowenig angängig, die Erlebnisweisen, die vom kaum merklichen Spüren eines Gefühls bis zum vollen Erleben gehen, als wesentlich für Echtheit und Unechtheit anzusehen und zu sagen, daß unechte Gefühle nur als gespürte, echte dagegen allein voll erlebt würden. Gegen diese These richtet sich sofort derselbe methodische Einwand wie gegen die eben angeführte, mit der sie auch inhaltlich, wenn nicht identisch, so doch eng verwandt ist, weil die nur gespürten Gefühle im allgemeinen auch die der mangelnden Intensität und Lebendigkeit sind: d. h. das nur Gespürtwerden wie das Voll-Erlebtwerden müßte erst als Folge dessen, was Unechtheit und Echtheit ausmacht, angesehen werden.

Nachdem durch das Vorangehende das Prinzipielle festgestellt worden ist, wenden wir uns jetzt der Phänomenologie des echten und unechten Gefühls im weitesten Umfang zu:

Wir sahen: Nicht Qualitäten, sondern allein die Struktur des Ich ist bestimmend für Echtheit und Unechtheit. Ist also das Ich einer gegebenen Zeit einheitlich, d. h. folgt es nur der Grundrichtung, so resultiert aus diesem Tatbestand im Phänomenalen die Echtheit des entsprechenden Gefühls. Dagegen ist, um ein Gefühl unecht sein zu lassen, notwendig, daß es Tendenzen repräsentiere, welche außer der Grundrichtung vorhanden sind. Insofern aber ein unechtes Gefühl als einziges nicht da sein kann — weil erst der Widerspruch des eigentlichen es zum unechten macht —, hängt mit der Struktur des Ich auch zusammen das Aussehen des phänomenalen Ich, schon

in Hinsicht auf die Zahl der Gefühle. Diese Abhängigkeit ist freilich nicht eindeutig; denn es ist zu bedenken, daß mit der formalen Einheitlichkeit der Grundrichtung eine Doppelheit von Gefühlen sehr wohl vereinbar ist, also die für die Unechtheit eines Gefühls erforderte Zweizahl auch im Falle der Echtheit beider gegeben sein kann. Von diesen Möglichkeiten der Erscheinungsformen von Echtheit und Unechtheit wird später ausführlich die Rede sein. Zunächst leitet schon diese Hindeutung zu der Frage, die naturgemäß am Anfang dieses sich mit dem Phänomenalen beschäftigenden Teils steht, ob nämlich die Unterscheidung zwischen Grundrichtung und ihr widersprechender Tendenz phänomenal sich so ausdrückt, daß sich dieser ihr phänomenaler Ausdruck als ein Besonderes heraushebt, etwa gegen die eben angeführte gleichzeitige Anwesenheit zweier echter Gefühle, d. h. ob das die Grundrichtung repräsentierende echte Gefühl in einem spezifischen Erlebnis für das Bewußtsein als solches charakterisiert ist, und wie es sich im gleichen Sinn mit dem unechten verhält. Es wäre dann so, daß neben dem schlichten Gegebensein, d. h. Erleben des echten und unechten Gefühls, noch ein gesondertes Gefühl seiner Echtheit und Unechtheit existierte. Solche spezifische Erlebnisse hätten, selbst wenn sie nicht jederzeit und allgemein, sondern nur in einzelnen Fällen und unter gewissen Umständen mit dem echten und unechten Gefühl verbunden wären, den Wert einer Bestätigung, indem unmittelbar aus dem Phänomenalen heraus auf den Dignitätsunterschied, der zwischen Gefühlen möglich ist, hingewiesen würde.

Um diese Erlebnisse zu fassen, müssen wir uns die räumliche Bildlichkeit vergegenwärtigen, unter der wir überhaupt ein verschiedenes Verhältnis von Erlebnissen zum Ich vorstellen und zu ihr das bisherige Ergebnis der Geschiedenheit des echten und unechten Gefühls in Beziehung setzen: Wir denken uns das Ich zweidimensional als ein System von ineinandergelagerten Zonen, die sich um ein Zentrum gruppieren, oder dreidimensional als System von Schichten, die auf einer untersten Basis ruhen, und pflegen dann äußerliche, bzw. oberflächliche, und innerliche, bzw. tiefe Erlebnisse zu unterscheiden, je nachdem sie dem Zentrum oder der Basis des Ich, d. h. dem Kern der Persönlichkeit, dem Charakter, ferner oder näher liegend gedacht sind. Diese Art der Abstufung hat mit der zwischen

echten und unechten Gefühlen nichts zu tun. Wir halten nur allgemein die Vorstellung von Schichten im Ich fest, in die wir die Gefühle einordnen. Da Echtheit und Unechtheit abhängt von der Stellung zur Grundeinheit des Ich in der gegebenen Zeit, so wird in einem Schichtensystem, das die gleichzeitig vorhandenen Gefühle aufnehmen soll, die tiefste Schicht ausgefüllt von dem dieser Grundeinheit entsprechenden — echten Gefühl. Das echte Gefühl ist also das der tieferen Schicht, oder kurz das tiefere im Gegensatz zum unechten, dem der oberflächlichen, und es ist der Widerspruch aus tieferer Schicht, der ein Gefühl zum unechten macht. Dieses Schichtensystem hat also nur zwei Schichten, die des echten und die des unechten, bzw. einer Mehrheit beider. [Von dem Sinn und der Möglichkeit einer Gradualität später!]

So ist die allgemeine Vorstellung eines Tiefenunterschiedes zwischen Erlebnissen auch für Echtheit und Unechtheit durch die Darstellung mittels des Schichtenbegriffs möglich. Und es stellt sich jetzt wieder die Frage ein, ob das Gefühl der tieferen Schicht in einem besonderen Erlebnis für das Bewußtsein ausdrücklich als solches und damit als echtes charakterisiert ist. Es gibt in der Tat ein Erlebnis, in welchem das spezifische der Tiefe absolut eindeutig zum Bewußtsein kommt. Damit hört dann der »Tiefenunterschied der Schichten« auf, nur bloß der Veranschaulichung eines Wertunterschiedes zu dienen, wie beim mehr oder weniger charakteristischen Gefühl, sondern er ist die Bildlichkeit, die ein besonderes Erlebnis zum Ausdruck dieser seiner Eigenart unmittelbar erfordert, weil die innere Wahrnehmung selbst es gar nicht anders als in der Form der Tiefe zu fassen vermag.

Es ist insonderheit der Fall des aufsteigenden Gefühls (des affektiven Gefühls oder Affekts): wie wenn etwa in einer Situation der Zorn oder die Trauer nicht plötzlich packt, sondern allmählich eindringt. Wir erleben da, wie das von dem aufsteigenden Gefühl (dem Zorn oder der Trauer) noch gänzlich freie Ich in merkwürdiger Weise das Gefühl der Ruhe und Indifferenz — oder das Gefühl, das es sonst haben mag — seiner neuen Bestimmtheit opfern muß. Wir spüren den Zorn zu Anfang noch ganz fern kaum merklich in der Tiefe ruhend, und dieses unmittelbare Erlebnis seiner Tiefe begleitet seine ganze Entfaltung. Damit zugleich aber haben wir ein sicheres Ge-

fühl davon, daß er unsere eigentliche Bestimmtheit ist, und wir fühlen uns in unserer Ruhe in eigentümlicher Weise bedroht und erschüttert, sie erscheint, während die Tiefe des Ich schon unter dem Zorn erzittert, als unwahr, gezwungen, als „nicht wirklich“, kurz als unecht. Dieses typische Erlebnis, in welchem das eine Gefühl unmittelbar das eigentliche und tiefere ist, kann nicht reduziert werden, etwa auf Intensität, indem man sagt, man spüre eben nur ein schwaches Gefühl und projiziere es daher in die Ferne und Tiefe, während doch das Gegenteil wahr ist, daß nämlich in der kleinen und kaum sichtbar am Horizont auftauchenden Wolke schon der Orkan in gewisser Weise erlebt wird, der erst später sich entfesseln wird. Denn das von dem herannahenden tieferen Gefühl noch freie Ich fühlt sich dieser seiner Bestimmung ausgeliefert und ihr gegenüber hilflos. Auch mit dem Vorgang der Entfaltung aus der Tiefe bis zur Besitzergreifung des noch freien oberflächlichen Ich hat dieses Tiefenerlebnis nichts zu tun. Denn in dieser Entfaltung verändert das Gefühl seine Tiefe nicht, es steigt nicht wie ein Körper als Ganzes empor zur Oberschicht, sondern überschwemmt in seiner Tiefe wurzelnd und diese festhaltend auch das oberflächliche Ich, gewinnt also nur an Gehalt, nicht an Tiefe. Diese selbst aber kann nicht veränderlich sein, da sie keiner graduellen Bestimmung unterliegt, sondern nur das Gefühl als das tiefere und eigentliche schlechthin kennzeichnet.

Diese Entfaltung eines Gefühls ist dem Auftreten des Tiefengefühls besonders günstig. In Fällen, wo es weniger deutlich erscheint oder gänzlich fehlt, kann doch wenigstens das Gefühl der Eigentlichkeit und Gültigkeit des echten vorhanden sein, z. B.: Ich befinde mich in einer Gesellschaft, vor deren Treiben ich einen starken Abscheu fühle, es regt sich aber in mir ein Gefühl der Einstimmigkeit mit ihr und ihrem Tun. Sofern nun dieses Gefühl der Sympathie das echte ist, wird sich leicht mit ihm dieses Gefühl von seiner Gültigkeit verbinden.

Selbst wenn nur ein Gefühl im Bewußtsein gegeben ist, wenn es also eo ipso echt ist, kann die Unwidersprochenheit noch ausdrücklich durch ein Gefühl von der Einstimmigkeit mit den inneren Tendenzen des Ich sich kundgeben in dem Erlebnis, das wir mit den Worten beschreiben: Ich bin „wahrhaft“ glücklich, „aufrichtig“ erfreut, wenn diese Zusätze nicht eine leere, bloß die Realität des

Gefühls betonende Phrase sind, sondern dieses neue Erlebnis der ausdrücklichen Zustimmung aus der Tiefe feststellen.

Ebenso kann die Unechtheit noch im besonderen Gefühl der Oberflächlichkeit und Uneigentlichkeit betont sein, so namentlich, wenn ein Gefühl absichtlich hervorgerufen ist, wie wenn ich für jemand Sympathie heuchle und dieses Gefühl tatsächlich in irgend einem Grade entsteht; dann widerspricht ihm als unechtem nicht nur das Gefühl innerer Indifferenz — oder was ich sonst „eigentlich" für ihn fühle —, sondern ich habe vielleicht noch ein besonderes Gefühl seiner Forciertheit.

Das Faktum der Echtheit und Unechtheit besteht natürlich, auch wenn diese auszeichnenden Erlebnisse nicht vorhanden sind; sie sind dem echten und unechten Gefühl nicht inhärent, sondern im einzelnen Fall kohärent mit ihm. So kann sich auch das Gefühl der Gültigkeit und Eigentlichkeit bisweilen an ein unechtes Gefühl heften. Diese fälschende Verschiebung erklärt sich daraus, daß oft für ein unechtes Gefühl, bzw. für die ihm entsprechende Tendenz, gerade weil sie der Grundrichtung widerspricht, besonders wirksame Motive bestehen, die sein Festhalten wünschenswert machen und ihm so im Gefühl der Eigentlichkeit fürs Bewußtsein die Echtheit (d. h. den Schein der Echtheit) verleihen. Aus dem nämlichen Grund versteht sich vielleicht allgemein, warum bei gleichzeitig gegebenem echtem und unechtem Gefühl oft jede Auszeichnung des einen wie des anderen fehlt; denn dem Bestehen des unechten ist die Hervorhebung der Echtheit des ihm widersprechenden ebenso nachteilig, wie die seiner Unechtheit in einem besonderen Gefühl. Diese spezifischen Erlebnisse haben die prinzipielle Bedeutung, daß sich auch in der unmittelbaren Erfahrung die Unterscheidung bestätigt zwischen dem die Grundrichtung repräsentierenden echten Gefühl und dem unechten. Dem theoretischen Wert tut es keinen Abbruch, daß sie nicht durchgehends angetroffen werden und fälschlich Verschiebungen unterliegen.

In der Gesamtheit dieser Erlebnisse — des Tiefen- und Gültigkeits- (Eigentlichkeits-)Gefühls für das echte, des Uneigentlichkeitsgefühls für das unechte — erschöpft sich das Echtheits- bzw. Unechtheitsbewußtsein. Dieses Echtheits- und Unechtheitsbewußtsein ist sofort zu unterscheiden nach der einen Seite hin: vom Faktum der Echtheit und Unechtheit, welches von ihm gänzlich unabhängig

ist — weil das echte und das unechte Gefühl eben einfach als solche schlicht erlebt sein können —, nach der anderen Seite hin: vom Wissen um Echtheit oder Unechtheit; (freilich kann dieses abstrakte Wissen sich nur gründen auf das Echtheitsbewußtsein, wenn es nicht zur bloßen Überzeugtheit von der Echtheit oder Unechtheit herabsinken soll).

Dieser eben eingeführte Begriff der Tiefe hebt sich ab von zwei anderen, sonst gebräuchlichen, gegen die er also abzugrenzen ist:

Davon geht der eine auf eine Klasse von Gefühlen, denen er um bestimmter Qualitäten willen die „Tiefe" zuerkennt; am deutlichsten ausgedrückt in der Bergsonschen Trennung von sentiments superficiels und sentiments profonds. Dann sind also die tiefen Gefühle eine ein für allemal abgeschlossene Gattung, die determiniert ist durch den Gehalt, oder, wie man in Erinnerung an das oben angeführte allgemeine Schichtensystem sagen kann, dadurch, daß sie eine größere Anzahl dieser Schichten erfüllen (und namentlich der tieferen) als die sentiments superficiels. Dieser Begriff der Tiefe hat natürlich mit dem für Echtheit und Unechtheit nicht das geringste zu tun; dem letzteren unterstehen vielmehr die sentiments superficiels und profonds in gleicher Weise, d. h. ein sentiment superficiel kann sowohl in der oberflächlichen als in der tiefen Schicht auftreten, unecht oder echt sein. So wird z. B. eine tief erlebte Trauer unecht, wenn ihr in der tieferen Schicht ein leichtes Gefühl der Gleichgültigkeit oder Unlust widerspricht. Und das besondere Gefühl der Tiefe verbindet sich ebensowohl mit dem sentiment superficiel als mit dem sentiment profond; denn ein tiefes Erlebnis ist eben kein Erlebnis der Tiefe.

Der zweite Begriff der Tiefe wurde schon oben berührt, es ist der, welcher die Tiefe mißt an der Zugehörigkeit zum Ich als Charakter. Der Begriff der Tiefe in diesem Sinn sagt nichts aus über das Verhältnis der Gefühle zur Zeit ihres Erlebtwerdens, sondern bestimmt ihre Lage im Ich, so wie es in seiner Eigenart bis zum gegenwärtigen Augenblick feststeht. Der Gesichtspunkt der Anordnung ist also die zum Teil fixierte, zum Teil noch nicht vollkommen erkennbare, noch im Fluß befindliche Persönlichkeit, der Charakter, und der Grad der Tiefe wird bemessen nach dem Grad, indem das Gefühl als für die Konstituierung des Charakters wesentlich be-

trachtet wird. Hat also ein Gefühl als in ausgezeichnetem Maße dem Ich eigentümlich seinen Platz in der größten Tiefe, so kann es doch jederzeit durch ein anderes Gefühl daraus verdrängt werden, welches, obgleich vielleicht bisher ganz äußerlich lokalisiert, sich plötzlich als charakteristischer erweist. So ist diese Tiefenanordnung der Gefühle nach ihrer mehr oder weniger engen Verbundenheit mit dem Charakter eine nachträgliche Konstruktion und eine räumliche Verbildlichung, die keine neue Erkenntnis bringt, und es ist unmöglich, Gefühle, die in diesem absoluten, nach dem Charakter orientierten System in den tiefen Schichten lokalisiert sind, bei ihrem Vorkommen im lebendigen psychischen Zusammenhang ohne weiteres für echt zu halten. Diese Täuschung erklärt sich daraus, daß man versucht ist, anzunehmen, es entspräche diese Bildlichkeit alsbald dem Tatbestand im unmittelbaren Erleben, d. h. es seien die Gefühle, welche die kritische Prüfung als dem Charakter wesentlich der Tiefe des Ich zuweist auch in der Zeit ihres Erlebens die tieferen. Insbesondere ist die rückschauende Betrachtung geneigt, Gefühle nur deshalb für unecht zu halten, weil sie dem Charakter widersprechen, während doch nur die Erinnerung an ein zu gleicher Zeit vorhanden gewesenes tieferes Gefühl die Gewähr für die Unechtheit geben könnte. So besteht zwischen echtem und charakteristischem Gefühl gar kein innerer Zusammenhang, so daß ein Gefühl, das dem Charakter widerspricht, sehr wohl echt sein kann. Es entspricht etwa meinem Wesen froh und lebendig zu sein, und ich finde in einer Situation auch ein Gefühl des Frohsinns und der Lebendigkeit in mir vor, aber im Grunde bin ich mißgestimmt und gelähmt. Dabei habe ich vielleicht ein sehr deutliches Bewußtsein, daß ich meiner Natur nach „wirklich“ froh und lebendig sein sollte und bin ärgerlich, daß ich diese Qualitäten nicht verwirklichen kann, eben weil ich als die eigentliche — echte — Bestimmtheit des Momentes die Mißstimmung und Gelähmtheit fühle. Andererseits mag ein im übrigen für das Individuum charakteristisches Gefühl als unecht auftreten und bleibt charakteristisch, wie eben in diesem Beispiel der Frohsinn und die Lebendigkeit. Oder im extremen Fall: Ein Mensch verfolgt sein Leben lang einen anderen mit dem Gefühl ausgesprochenen Hasses, so daß seine ganze Existenz davon erfüllt wird. Und doch kann es sein, daß dieser Haß unecht ist, daß er im Grunde

nichts als versteckte Liebe ist, d. h. daß im tiefsten der Seele dem Haß ein Gefühl der Liebe widersprach. Aber trotz seiner Unechtheit war der Haß ohne Zweifel für ihn im höchsten Maße charakteristisch und zwar in viel höherem als die Liebe.

So pflegen unechte Gefühle überhaupt charakteristischer zu sein als echte, reichere Ausbeute für die Feststellung der Individualität zu liefern, schon deshalb, weil die Zahl allgemein zirkulierender und im wesentlichen überall gleicher Gefühle, die widerspruchslos angenommen werden, d. h. echt sind, sehr groß ist, und die für den einzelnen charakteristischen Gefühle erst neben und hinter diesen zu finden sind. Nur muß die Bedeutung der unechten Gefühle erst erschlossen und indirekt erforscht werden durch Rückgang auf, vielleicht unbewußte, Motive, die das unechte Gefühl zur Folge hatten. Z. B. wenn ich jemand ein unechtes Gefühl der Liebe oder Bewunderung entgegenbringe, so frage ich, wie komme ich dazu, was treibt mich dazu? Denn ich brauchte ihm ja überhaupt keine Liebe oder Bewunderung zu widmen, wenn sie schon nicht echt sein konnte. So werde ich also in mich selbst hineingeführt und entdecke hier verborgene Regungen und Triebfedern. Habe ich aber ihm gegenüber ein echtes Gefühl der Liebe oder Bewunderung, so bekomme ich auf die Frage, warum ich dieses Gefühl in mir finde, den Hinweis auf seine liebens- und bewundernswerten Eigenschaften, werde also auf die gegenständliche Begründung verwiesen.

Dieses Tiefensystem des Charakters mit seinen beliebig vielen Schichten entreißt also die Gefühle dem Erlebniszusammenhang und trägt sie auf einer feststehenden Skala ab. Ihm gegenüber steht die Tiefe als Echtheit, die sich nur auf die Zeit des Erlebens bezieht. Ist das erste das absolute Tiefensystem, weil das charakteristische Gefühl charakteristisch bleibt, wann es auch immer auftritt und ob es als echtes oder unechtes erscheint, so ist diese relativ: denn ein Gefühl, das für das Ich eines Zeitpunktes echt ist, braucht es nicht zu sein für das eines anderen.

Der Begriff der Tiefe wurde zur Darstellung des mit Echtheit uud Unechtheit gemeinten Tatbestandes eingeführt 1. weil allgemein die Verschiedenheit des Verhältnisses von Erlebnissen zum Ich unter dem Bilde der Tiefe vorgestellt wird und 2. insbesondere deshalb, weil gerade das spezifische Erlebnis (das Tiefengefühl), welches die

für Echtheit und Unechtheit gefundene Bestimmung bestätigte, unmittelbar so erlebt wird, daß nur die Anschauung der Tiefe seine Eigenart trifft. Ihre Bedeutung aber erhält, wie wir sahen, die Tiefe erst von dem Moment der Unwidersprochenheit durch das die Grundrichtung repräsentierende Gefühl, d. h. dieses Gefühl selbst hat Anspruch auf das Prädikat der Tiefe, ist echt. Damit ist auch sein Verhältnis zu anderen mit ihm gleichzeitig gegebenen Gefühlen bestimmt; denn da sie ihm widersprechen, sind sie unecht.

Dem Faktum des Widerspruchs und seiner Phänomenologie wenden wir uns also jetzt zu:

Ist für die Unechtheit eines Gefühls der Widerspruch aus tieferer Schicht notwendig, so folgt erstlich, daß das als einziges im Bewußtsein sich findende Gefühl echt ist; denn es ist für die Zeit seiner Isoliertheit das tiefste. Es ist auch hier das für Echtheit und Unechtheit kritische Moment gegeben, weil nur der Mangel an Widerspruch, den die Einzigkeit impliziert, nicht diese als solche, Echtheit begründet. Und ferner: Wenn man sich erinnert, daß als Gefühl ja auch das Erlebnis völliger Abwesenheit von Lust und Unlust gelten muß, sofern es eben ein ganz besonderes Erlebnis ist, nämlich die Gleichgültigkeit oder Indifferenz, so besteht der Satz: Es muß jederzeit ein echtes Gefühl da sein (wenn auch nur das widersprechende Gefühl der Indifferenz echt ist). Was das unechte Gefühl angeht, so kann es also isoliert nicht vorkommen. Da der Widerspruch des tieferen erst Unechtheit begründet, ist das Äußerliche der gleichzeitigen Anwesenheit von 2 Gefühlen erste Voraussetzung. Es wurde aber schon gezeigt, daß das echte Gefühl weder durch eine Qualität ausgezeichnet zu sein braucht, noch durch das Besondere des Tiefen- oder Gültigkeitsgefühles gekennzeichnet sein muß. Ebensowenig enthält die Form, welche die Gleichzeitigkeit von Gefühlen annehmen kann, einen Hinweis darauf, ob sie in verschiedenen Schichten gegeben sind, d. h. im Verhältnis des eigentlichen und uneigentlichen stehen. Denn dieses Verhältnis der »Widersprochenheit aus tieferer Schicht« besteht ja nicht in einer deskriptiven Besonderheit, noch ist eine solche notwendig und eindeutig mit ihr verknüpft:

Die beiden Gefühle mögen

1. ruhig nebeneinander liegen oder
2. sich fühlbar gegenseitig bekämpfen oder

3. es mag eines das andere fühlbar angreifen oder

4. sie mögen einander dem Sinne nach widersprechen

(wie wenn ein Lust- und ein Unlustgefühl auf einen identischen Gegenstand bezogen sind), in keinem dieser Fälle ist aus der äußeren Form oder Anordnung ohne weiteres auf das Verhältnis der beiden Gefühle zu schließen; z. B.:

1. Ich habe ein Gefühl des Ekels vor jemand und kann, während dieses dauert, für einen anderen Sympathie empfinden; oder

2. es kämpfen in mir Liebe und freundschaftliche Zuneigung für jemand, dann können ebensowohl wie bei 1. beide Gefühle echt sein; oder

3. Ein Fall, in dem umgekehrt von zwei sich bekämpfenden Gefühlen keines echt ist. Es streiten sich in mir Bewunderung und Verachtung für eine Tat, dann braucht keines von beiden echt zu sein, sondern echt ist etwa allein das Gefühl des Zweifels, der Unentschiedenheit, welches aus tieferer Schicht Einspruch erhebt sowohl gegen jedes der Gefühle als einzig berechtigtes, als auch gegen das Zusammenbestehen beider; während im 2. Fall, dem der Echtheit beider sich streitender Gefühle ein etwa vorhandenes Gefühl des Zweifels nur akzessorischen Charakter zu haben braucht, d. h. unecht sein kann, wie etwa, wenn ich einen nicht eingestandenen Grund habe, das Zusammenbestehen der beiden Gefühle nicht zuzugeben.

Alle diese Möglichkeiten sind der äußeren Form nach auch vorhanden, wenn ein Gefühl echt und das andere unecht ist, nur ist das innere Verhältnis beider ein grundsätzlich anderes auf Grund der Tiefenrelation. Im Fall 1 z. B. tritt eines der beiden Gefühle zum anderen in die eigenartige Beziehung der Tiefe — etwa der besonders dazu prädestinierte Ekel als das tiefere — (meist, aber nicht notwendig, wird mit dieser grundsätzlichen Veränderung der Dignität auch die fühlbare Tendenz zur Irradation sich einstellen). Das will dann sagen, daß der Ekel eine solche Stellung im Ich hat, daß er, sich auf sein ursprüngliches Objekt nicht mehr beschränkend, die innerliche Verfassung des Ich allein bestimmt, und so ist damit, daß im Grunde alles ekelhaft und widerwärtig erscheint, auch das noch vorhandene Gefühl der Sympathie für die andere Person unecht.

Nach dieser allgemeinen Bestimmung des Begriffs des Widerspruchs werden jetzt seine verschiedenen Formen behandelt und im

Anschluß daran ihre jeweiligen Folgen für die Gefühle selbst, d. h. für ihre Qualitäten im weitesten Sinne.

Die Form der Opposition und die aus ihr resultierenden Qualitätsänderungen sind bestimmt durch den Grad der Schärfe, mit dem die Teilung im phänomenalen Ich zwischen widersprechendem und widersprochenem Gefühl aufrecht gehalten ist. Es sind deren im allgemeinen drei zu unterscheiden, die natürlich nur zum Zwecke der Untersuchung gesondert werden, in der Lebendigkeit des Psychischen aber beständig ineinander übergehen.

1. Die passive Form der Opposition und die Unberührtheit des unechten Gefühls.

Das echte Gefühl behauptet seine tiefere Schicht, ohne fühlbar gegen das unechte anzukämpfen. Es ist vielmehr in Ruhe und begnügt sich, seinen Anspruch durch nichts als sein Dasein, gegebenenfalls noch durch das Gefühl von seiner Tiefe und Gültigkeit kund zu tun. In dieser größtmöglichen Getrenntheit des tiefen und oberflächlichen Gefühls bleibt das letztere in allen seinen Bestimmtheiten unangetastet. Insbesondere ist dieser Unberührtheit des unechten Gefühls die Gleichgültigkeit als tieferes Gefühl günstig. Z. B. ich bin in einem Zustand tiefster Trauer und erlebe dieses Gefühl in allen seinen Nuancen. Gleichwohl fühle ich im innersten ein leises Gefühl der Indifferenz sich regen, welches also die Nichtergriffenheit der in der Zeit des Erlebens gegebenen tiefsten Erlebnisschicht verrät. So ist das Gefühl der Trauer unecht, trotzdem es als solches nach allen Seiten hin den an ein solches zu stellenden Anforderungen entsprach, sodaß die innerste Indifferenz nur wegzufallen brauchte, um es als das qualitativ und numerisch identisches zum echten zu machen. Selbst wenn wir den Fall, der bei der zweiten Form der Opposition erörtert werden wird, setzen, daß die unechte Trauer der an sich möglichen echten gegenüber an Intensität und Gehalt zurücksteht, so ist es doch evident unmöglich, in einem so akzidentiellen Moment den Grund der Unechtheit zu sehen. Oder ein anderes noch anschaulicheres Beispiel: Ich liebe jemand seit einer geraumen Zeit. Plötzlich entdecke ich, daß ich seit einiger Zeit ihn »eigentlich« schon nicht mehr liebe, sondern ein Gefühl vielleicht kaum merklicher innerster Apathie oder Ablehnung Platz gegriffen hat; dann braucht die Liebe seit dem Einsetzen dieser tieferen

Indifferenz in keinem Sinne sich verändert zu haben, sie dauert qualitativ gleich fort. Ich werde ja auch nicht durch irgend eine Änderung ihrer Qualität auf ihre Unechtheit aufmerksam, sondern dadurch, daß ich das Gefühl der Indifferenz in mir konstatiere, welches eine Zeitlang sich mir entziehen konnte, gerade weil im Gefühl der Liebe, das dem Gehalt und Umfang nach mich am meisten okkupierte, nicht die leiseste Änderung vorging[1]. Das wird sofort anschaulich, wenn man einen Augenblick auf den phänomenalen Bestand das Ich reflektiert. Dieser kann freilich trotz des Hinzutretens der tieferen Indifferenz seinem Umfang nach unverändert bleiben. Es ist dann so, daß das Gefühl der Liebe seinen Anspruch auf Erfüllung des ganzen phänomenalen Ich aufgeben muß und sich in die obere Schicht zurückzieht, die Tiefe dem neuen Gefühl der echten Indifferenz überlassend. Dann ist, weil derselbe phänomenale Bestand des Ich zwischen zwei Gefühlen aufgeteilt wird, eine Qualitätsänderung des Liebesgefühls wahrscheinlich, z. B. Verminderung seiner Frische. Ebensowohl aber kann zu dem gegebenen phänomenalen Bestand eine neu sich bildende Schicht mit eben dem Gefühl der Indifferenz hinzutreten, das phänomenale Ich also eine Erweiterung erfahren und dann ist kein Grund mehr zu einer Veränderung des Liebesgefühls. Dieser ernste Fall der Unberührtheit des unechten Gefühls ist der für die Erkenntnis des Wesens der Echtheit und Unechtheit wichtigste; denn er zeigt ihre vollkommene innere Unabhängigkeit von irgend einer qualitativen Bestimmtheit. Dadurch, daß das entscheidende Moment in die Form der Widersprochenheit oder Unwidersprochenheit verlegt wird, die an sich gleichgültig ist gegen die Qualität des Gefühls, ist es erklärt, wie es möglich ist, daß ein und dasselbe Gefühl das eine Mal echt, das andere Mal unecht sein kann, also bei bloß numerischer Verschiedenheit. Man darf also sagen: kein Gefühl, wie immer es im Erleben gegeben sein mag, ist von Natur echt oder unecht.

2. Die aktive Form der Opposition und die Veränderung des unechten Gefühls.

Das tiefere Gefühl macht sein imanentes Recht in irgendeinem Grade aktiv geltend. Von der fühlbaren Angriffstendenz bis zum

[1] Zu sagen, daß ich seit dem Einsetzen der Indifferenz die Liebe nicht mehr erlebte, sondern nur noch zu erleben glaubte, ist eine offenbare Sinnlosigkeit.

ausgesprochenen Kampf der Gefühle, z. B. ich bin zornig auf jemand wegen eines Fehlers und schelte ihn aus, zugleich regt sich in der Tiefe ein Gefühl des Mitleids mit ihm, das sich gegen den Zorn wendet und ihn zu verdrängen droht, während er sich in seiner Position zu behaupten sucht. In Fällen dieser Art finden regelmäßig Beeinflussungen der Qualitäten des unechten Gefühls statt. Wenn es erst im Laufe seiner kontinuierlichen Existenz unecht wird durch Hinzutreten eines tieferen Gefühls, ändern sich seine Bestimmtheiten oder, wenn es selbst sogleich als unechtes in der höheren Schicht auftritt, erscheint es fühlbar abgeschwächt oder — auch das ist möglich, wie wir sehen werden — gesteigert in irgend einer Hinsicht gegenüber der sonst möglichen Norm:

Es wird etwa der Gehalt (die Menge der von ihm gefärbten Vorstellungen) oder die Intensität geringer.

Oder die Färbung wird eine andere, z. B. der Zorn weniger unlustvoll.

Oder die Lebensdauer wird verkürzt. Dieses letztere in der Regel.

Darin hat der Instinkt des Alltagslebens, also in einem gewissen Sinne, recht, wenn er behauptet, Gefühle wie Freundschaft und Liebe, die nur kurz dauerten, seien unecht, nur daß eben die Kürze ihres Daseins nicht Grund, sondern Folge der Unechtheit ist.

Ebensowohl aber ist es denkbar, daß diese Veränderungen in der Richtung der Steigerung erfolgen. Das ist selbstverständlich, weil gerade für die unechten Gefühle Motive bestehen, die sie wünschenswert sein lassen. In dem angeführten Beispiel habe ich etwa Gründe, den Betreffenden meinen Zorn fühlen zu lassen und mein Mitleid, obgleich es echt ist, zu verbergen. Ich fliehe also vor dem Mitleidsgefühl und verbohre mich gleichsam in den Zorn, seine Intensität dadurch unnatürlich steigernd und damit auch vielleicht künstlich seine Dauer verlängernd.

Gerade diese Mannigfaltigkeit in den Dimensions- und Qualitätsänderungen zeigt, daß sie gänzlich ungeeignet sind, Unechtheit zu begründen und prinzipiell ebensowohl fehlen könnten. (Es läßt sich ja auch jedes dieser so modifizierten Gefühle als echtes, das ist ohne tieferen Widerspruch, denken.) Sie sind wohl möglicher Erkenntnisgrund der Unechtheit: so etwa wird, wenn ein Gefühl durch sich erhebenden inneren Einspruch zum unechten wird, dieser selbst leicht

übersehen wegen der Richtung des Interesses auf das Gefühl selbst, andererseits fällt so eine qualitative Änderung dieses selbst eher in die Augen und führt indirekt zur Erkenntnis des Unechtgewordenseins.

3. Das Eingehen des opponierenden Gefühls in das unechte oder die Verschmelzung beider.

Die Scheidung zwischen echtem und unechtem Gefühl kann phänomenal soweit aufgehoben sein, daß sie zu einem relativ einheitlichen Mischgefühl verschmelzen. Dies geschieht nicht etwa nur, wenn die beiden Gefühle ihrer Natur nach verwandt sind, sondern meist eher dann, wenn sie dem Sinne nach sich entgegenstehen: Ich fühle gegen jemand einen intensiven Widerwillen, während ich doch im Grunde merkwürdig von ihm angezogen werde. Dann können diese sich widersprechenden Regungen zu einem neuen eigenartigen Gefühl sich vereinigen. Das hindert nicht, daß in dem neuen relativ einheitlichen Gefühl die Nuance des Hingezogenseins die Eigentlichkeit und gegebenenfalls noch das Gefühl der Eigentlichkeit behält.

Die Unmöglichkeit, die Qualitätsänderungen irgendwie als für Echtheit und Unechtheit bestimmend anzusehen, ja auch nur sie als Erkenntnisgrund dafür zu betrachten, wird am deutlichsten, wenn man bedenkt, daß sie offenbar gar nicht auf das unechte Gefühl beschränkt sind, sondern daß das echte sich ihnen ebensowenig entziehen kann. Beide verhalten sich durchaus gleich. Für das echte wie für das unechte kann die Form der Existenz derartig beschaffen sein, daß im allgemeinen kein Grund zu einer Qualitätsbeeinflussung gegeben ist: für das unechte Gefühl haben wir diesen Fall unter der passiven Form der Opposition behandelt, der seine Unberührtheit entspricht. Analog für das echte: wie wenn etwa gegen ein Gefühl tiefer Interessiertheit eine erheuchelte (unechte) Indifferenz sich geltend zu machen sucht; dann wird das echte Gefühl qualitativ keine Einbuße erleiden. Und ferner im Falle seiner alleinigen Anwesenheit im Bewußtsein. Wo aber echtes und unechtes Gefühl in aktiver Opposition stehen, kann nach allgemeiner psychischer Gesetzmäßigkeit das unechte ebensowohl modifizierend auf das echte wirken als umgekehrt, oder auch es findet eine gegenseitige Beeinflussung statt.

Von Echtheit und Unechtheit schlechthin als unversöhnlichen Gegensätzen war bisher die Rede. Im Hinblick auf die Formen der

Opposition, in denen das unechte Gefühl einmal unberührt bleibt, dann qualitative Änderungen verschiedener Art und Stärke erleidet, und denen auch wieder das echte unterliegen kann, stellt sich die Frage ein, ob es nicht Übergänge zwischen Echtheit und Unechtheit gibt, und in welchem Sinne diese Abstufungen anzusehen wären. Jedenfalls geht es nicht an, die Formen der Opposition selbst heranzuziehen, um je nach der Form eine Gradualität anzunehmen. Wenn schon Echtheit und Unechtheit in keinem inneren Zusammenhang mit qualitativen Bestimmtheiten stehen, so können aus diesen auch keine Maßstäbe für eine Gradualität erwachsen. Es ist also unmöglich, die Qualitäten zwar als über Echtheit und Unechtheit entscheidendes Moment auszuschalten, sie aber für eine Abstufung innerhalb der getrennten Sphären der Echtheit und der Unechtheit beizubehalten, und z. B. zu sagen: dem intensiven echten Gefühl komme ein plus von Echtheit gegenüber dem echten von geringerer Intensität zu. Und ebenso: das unechte Gefühl von großer Intensität sei in höherem Grade unecht als das von geringer. Wäre es so, dann fiele, da Intensität eine kontinuierliche Größe ist, die Schranke zwischen Echtheit und Unechtheit überhaupt und es fände ein allmählicher Übergang statt. Es muß aber im Gegenteil das echte Gefühl bzw. die ihm entsprechende Grundtendenz in einem Falle weniger prononciert und intensiv sein als im anderen, gerade um echt sein zu können. Würde seine Intensität gesteigert, so würde sich alsbald ein tieferes Gefühl des Einspruches erheben, welches die Unechtheit mit sich bringt. Ebenso könnte, wenn es gelingt, die Intensität eines unechten Gefühls zu reprimieren, diese Intensitätsverminderung auf tieferen Widerspruch stoßen (der ein anderer ist als der sich gegen das Gefühl als solches richtende, welch letzterer die Unechtheit bedingt), gerade diese Intensitätsverminderung ruft noch einen neuen gesonderten Widerspruch hervor, das unechte Gefühl ist also um nichts echter. Davon wird später noch die Rede sein. Aber selbst wenn im ersten Fall gegen die Intensitätssteigerung des echten, im zweiten gegen die Intensitätsverringerung des unechten kein Einspruch erfolgte, so hätten sie gegenüber dem früheren Stadium um nichts an Echtheit gewonnen. Das ist nicht einmal der Fall, wenn nur zwischen gleichzeitig gegebenen echten oder unechten Gefühlen verglichen und das eine am anderen gemessen wird: Von zwei

gleichzeitigen echten Gefühlen ist das intensivere um nichts »echter«; denn der Widerspruch, der unerläßlich für Unechtheit ist, fehlt überhaupt. Und analog ist von zwei gleichzeitigen unechten die Unechtheit des weniger prononcierten nicht geringer.

Alle diese Versuche, Echtheit und Unechtheit irgendwie an Qualitäten zu binden, gehen zurück auf eine prinzipiell unzutreffende Vorstellung von dem über Echtheit und Unechtheit allein entscheidenden Moment der Widersprochenheit oder des Widerspruchs: nämlich auf die Vorstellung, es sei diese Widersprochenheit ihrem Wesen nach identisch mit dem Phänomen des fühlbaren Sichwidersprechens zweier Gefühle oder wachse wenigstens mit der Fühlbarkeit dieses Widerspruchsphänomens. Von diesem Standpunkt aus läßt sich dann allerdings sagen: das intensivere echte sei deshalb in höherem Grade echt, weil es intensiveren Widerspruch gegen das unechte erhebe, bzw. wenn nur echte Gefühle gegeben sind, weil es gegen die Möglichkeit des Auftretens von unechten ein stärkeres Hemmnis sei. Von unechten Gefühlen aber sei das intensivere in höherem Grade unecht, weil der Gegensatz, in den es sich gegen das echte setze, größer sei.

Dagegen ist immer das Prinzipielle festzuhalten, daß das Faktum der Widersprochenheit seinem Wesen nach kein phänomenales Datum ist und phänomenal auch nicht notwendig ersichtlich zu sein braucht. Es ist an keine Form des Nebeneinander von Gefühlen gebunden, an die des fühlbaren Sichbekämpfens ebensowenig als an eine andere, aber es kann jeder gleichzeitigen Doppelheit von Gefühlen immanent sein. Andererseits gibt es gewisse Erlebnisse, in denen diese Widersprochenheit in ihrer Bedeutung unmittelbar erfaßt wird und die folglich seine Realität bestätigen: die, in denen ein Gefühl in einem besonderen Erlebnis als das tiefere gefaßt wird. Wenn sie sich u. a. auch im fühlbaren Sichwidersprechen erfüllen kann (in dem vielleicht auch das echte Gefühl ausdrücklich als solches für das Bewußtsein charakterisiert ist), so geht sie natürlich doch nicht ein in die Intensitätsgrade des Sichwidersprechens der Gefühle als dieser deskriptiven Besonderheit.

Das Moment der Widersprochenheit ist gradlos. Seiner Bedeutung nach besagt es: Erlebnisse können in einem Verhältnis der Konfron-

tation und des Antagonismus stehen, welches nichts gemein hat mit den deskriptiven Phänomenen, die sonst so genannt werden können. Es statuiert einen Dignitätsunterschied zwischen Erlebnissen, der so veranschaulicht werden kann: es gibt einen Punkt im Ich, der in jedem Moment die Erlebnisse fundamental sondert, in echte und unechte. Ihn müssen Erlebnisse passieren, um in die Schicht der Echtheit einzurücken, welche das neue Verhältnis zum Ich, das der »Eigentlichkeit« bezeichnet. Dieser kritische Punkt verschiebt sich beständig im Ablauf des Psychischen und ist einer fortwährend variierenden Reizschwelle vergleichbar. Die jeweilige Lage des Punktes wird bezeichnet durch das echte Gefühl, es ist gleichsam der stumme (oder wenn es ausdrücklich als echtes für das Bewußtsein charakterisiert ist: der beredte) Hüter der Schwelle.

Z. B.: Das Ich ist zu einer Zeit so beschaffen, daß die tiefen Erlebnisse, die seiner Individualität nach möglich wären, ihm verschlossen sind: es ist nur Gefühlen wie einer oberflächlichen Lustigkeit, einem leichten Ärger, kindlichem Leichtsinn usw. zugänglich, und wenn ein tiefes Erlebnis, etwa eine tiefe Interessiertheit an einem Gegenstand, sich findet, ist es unecht. Dann also liegt der kritische Punkt im Ganzen des Ich gleichsam an der Peripherie. (Wir setzen dabei voraus, daß für dieses Ich als Individualität die Gefühle der oberflächlichen Lustigkeit usw. nicht die einzig erreichbaren, also nicht die tiefsten sind, sondern, daß es die Möglichkeit zu größerem innerem Reichtum hat, daß ihm als Persönlichkeit tiefere Schichten zu Gebote stehen. Diese tiefen Gefühle können auch sehr wohl in der Richtung der erwähnten liegen: wir reden ja auch z. B. von einem abgründigen Leichtsinn und meinen damit etwa eine grandiose Unbedenklichkeit, welche in einem als Individualität tiefen Ich ebensosehr in die Tiefe gehen kann, als etwa eine tief gefühlte Trauer.) Zu anderer Zeit aber sinkt der kritische Punkt in die Tiefe des Ich und es tritt das Umgekehrte ein: es ist jetzt nur noch von Gefühlen bewegt, die es bis ins Innerste ergreifen (z. B. der tiefen Interessiertheit) und die noch sich findenden Gefühle des Leichtsinns usw. flottieren als unechte Überbleibsel nur noch an der Oberfläche.

Wir sprechen in diesem letzteren Fall von einem »höheren« Niveau des Ich als im ersten; »höher« deshalb, weil wir bei jeder

Art von Wertung, z. B. der ethischen, das Plus an Wert vorstellen durch ein Plus an Höhe. In Rücksicht darauf kann man also sagen: je tiefer der kritische Punkt im Ich sinkt, desto höher ist das Niveau des Ich. Je höher der kritische Punkt steigt (je mehr er an die Peripherie des Ich als Ganzes rückt), desto niedriger (tiefer) ist das Niveau des Ich.

Indem das echte Gefühl die Lage des Punktes im Ich bezeichnet, lehnt es rein durch sein Dasein alle anderen Erlebnisse als unecht ab und zeigt andererseits, wohin sich der Angriff dieser unechten dirigieren muß, um selbst echt zu werden; dazu muß das unechte Gefühl entweder sich gleichberechtigt neben das echte setzen oder dieses verdrängen und sich an dessen Stelle bringen.

Es gibt auch für dieses Passieren des kritischen Punktes, welches die Versetzung aus der Welt des Unechten in die des Echten ist, ein typisches Erlebnis, das zugleich veranschaulicht und bestätigt: wir spielen mit einer Vorstellung oder einem Gefühl, das nicht unsere eigentliche Bestimmtheit, also unecht ist, und haben auch das Bewußtsein, daß wir innerlich nicht im mindesten davon berührt sind. Dann wird allmählich die Eindrucksfähigkeit des Vorgestellten oder die Intensität des Gefühls wachsen, gleichwohl aber beherrschen wir es und fühlen es immer gleichmäßig als fremd. Dann kann gänzlich unvorhergesehen, von irgend einem Punkt der Intensitätsentwicklung aus, der radikale Umschlag erfolgen, der in diesem Fall ein besonders markantes Erlebnis ist: es vollzieht sich mit der fühlbaren innern Erschütterung die Wendung, daß, was bisher Unechtes und Äußerliches war, plötzlich unweigerliche Bestimmtheit des Ich ist. In dieser inneren Umkehr passiert also das Unechte den kritischen Punkt und besetzt die Schicht der Echtheit. Dieses Erlebnis ist wohl unterschieden von dem früher beschriebenen des aus der Tiefe heranziehenden Gefühls; denn da handelte es sich um die Entfaltung eines Gefühls, das von Anbeginn schon echt war und alle Zeichen der Echtheit an sich trug — nur deshalb wurde es damals angeführt — und nun die schon längst unechte Bestimmtheit des oberflächlichen Ich verdrängt. Hier aber ist es das Erlebnis des fühlbaren Umschlags von unecht zu echt. Dieser Umschlag mag aber noch so sehr im psychischen Mechanismus durch Intensitäts-(bzw. Energie-)verschiebungen vorbereitet sein, er bleibt als solcher

immer von gleicher fundamentaler Absolutheit, und so wird er anschaulich in diesem typischen Erlebnis auch erfaßt.

Indem das echte Gefühl für jeden Moment die Lage des kritischen Punktes angibt, ist es auch der einzige Maßstab, an dem, wenn überhaupt, Echtheit und Unechtheit gemessen werden kann. So hat es einen Sinn, von ihm aus den Abstand des unechten Gefühls zu messen und von zwei unechten Gefühlen, die zu verschiedenen Zeiten vorhanden waren, zu sagen: das eine lag mir noch ferner als das andere; wobei unter dem »Ich« das dem unechten Gefühl jeweilig widersprechende Ich des echten Gefühls gemeint ist (und nicht etwa eine in die Erlebenszeit des einen oder beider Gefühle gar nicht gegebene Icheinheit). Und noch gewisser kann von zwei gleichzeitig gegebenen unechten Gefühlen das eine mir noch ferner liegen als das andere. Mit diesem Distanzunterschied ist etwas ganz Neues gemeint: nicht, daß die qualitative Verschiedenheit des einen unechten vom echten größer ist als die des anderen, sondern dieses Eigenartige, daß die innere Beziehung des eigentlichen Ich zu diesem ferner liegenden unechten noch ausdrücklich geleugnet werden muß. Im Hinblick auf die Möglichkeit des unechten, echt zu werden: das fernerliegende hat noch weniger Aussicht, bei der momentanen Beschaffenheit des Ich echt zu werden, als das andere unechte. Dieses Faktum der größeren oder geringeren Distanz kann sich wieder für das Bewußtsein dokumentieren im Gefühl der größeren oder geringeren Fremdheit. Dieses Gefühl der größeren oder geringeren Fremdheit hängt ebensowenig wie das Faktum der Distanz selbst irgendwie zusammen mit der Intensität (oder sonst einer Qualität) der Gefühle; ein sehr intensives unechtes Gefühl kann unmittelbar als das weiter abliegende gefühlt werden und umgekehrt.

Ebsnso kann von zwei gleichzeitig gegebenen echten Gefühlen das eine mir ferner liegen als das andere; auch da ist unter dem »Ich«, an dem gemessen wird, das Gefühls-Ich verstanden, das mir »nahe« liegt, das eine echte (nicht etwa das Ich als Charakter, welches eine gänzlich andere Skala involviert). Daß aber von echten Gefühlen eines wieder näher liegen kann als das andere, und innerhalb des unechten eines ferner als das andere, bedeutet keine Aufhebung der Schranke zwischen Echtheit und Unechtheit, so gewiß die Widersprochenheit jenseits aller Graduierung steht.

Es wurde oben erwähnt, daß echtes wie unechtes Gefühl ihrer Natur nach, gemäß der Energie der entsprechenden Tendenz, in ihren Qualitäten mehr oder weniger prononciert sein können. Führt man diese Möglichkeit ins Extrem, so erhebt sich die Frage, ob nicht Tendenzen existieren können, ohne durch das ihnen entsprechende Gefühl im Bewußtsein repräsentiert zu werden. Sofern sie überhaupt phänomenal sich nicht zur Geltung bringen, hat man natürlich kein Recht, von ihrer Anwesenheit zu reden. Aber auch die Art und Weise, wie sie sonst, statt im ausdrücklichen Gefühl da zu sein, sich phänomenal zu setzen vermögen, etwa durch Beeinflussung des Allgemeingefühles, entzieht sich in ihrer Allgemeinheit hier dem Interesse. Wir fragen nur nach der Bedeutung für Echtheit und Unechtheit:

Was die der Grundrichtung widersprechende Tendenz angeht, so ist es wohl möglich, daß sie sich nur durch eine minimale Qualitätsbeeinträchtigung des echten Gefühls geltend macht, z. B. Verminderung seiner Frische. Diese Veränderung ist aber zu geringfügig, als daß sich ein innerer Einspruch gegen das so veränderte Gefühl erhöbe; es bleibt also echt. Es kann jedoch auch sein, daß die unechte Tendenz das echte Gefühl qualitativ so stark beeinträchtigt, daß sich ein Widerspruch gegen die Deformierung erhebt. Z. B. ich fühle mich im Innersten zu einem Menschen hingezogen; aber es existiert in mir auch eine unechte Regung, die mich von ihm abziehen will. Sie ist zwar nicht stark genug, um in einem Gefühl der Abneigung zu erscheinen, aber sie verringert die Intensität des Sympathiegefühls so sehr, daß es der Natur der Grundrichtung nicht mehr entspricht. Dann erhebt sich ein Widerspruch gegen dieses *schwache* Sympathiegefühl, nicht gegen das Gefühl als Sympathie, wohl aber gegen seinen Mangel an Intensität, d. h. dieses *schwache* Sympathiegefühl ist unecht. Echt ist dann natürlich nicht die Tendenz der Antipathie, sondern das Gefühl der Ablehnung des schwachen Sympathiegefühls oder das der inneren Unausgefülltheit, in welchem sich der Widerspruch der Grundrichtung anzeigt, welche auf ein Gefühl erhöhter Intensität geht. Das seinem Typ nach zutreffende Gefühl der Sympathie ist ja schon gegeben. So verhält sich überhaupt die Opposition gegen eine Seite eines im übrigen (dem Typ und der Nuancierung nach) zutreffenden Gefühls nicht anders als

die gegen das im ganzen (auch seinem Typ nach) uneigentliche Gefühl.

Ebenso ist es möglich, daß das der Grundrichtung entsprechende Gefühl nicht entsteht, z. B. wenn diese zu schwach ist gegenüber der unechten Tendenz. Dann gibt es für das der Grundrichtung entsprechende Gefühl eine typische und nicht seltene Form der Ersetzung. Welches diese sein muß, geht aus der Funktion des echten Gefühls hervor, welche, wie oben bei der Erörterung des kritischen Punktes gesagt wurde, in der Ablehnung des unechten besteht: es wird dem echten Gefühl, bzw. der ihm entsprechenden Grundtendenz diese seine Bedeutung für das unechte Gefühl entnommen, und es wird ersetzt durch ein Gefühl innerer Indifferenz (Unberührtheit), oder auch durch die fühlbare Ablehnung, welche die für die gegebene Zeit tiefe Schicht als schon okkupiert zeigt und dem unechten das Eindringen in diese Schicht, das Passieren des kritischen Punktes verwehrt. Dieses Gefühl innerer Unberührtheit zum wenigsten ist immer vorhanden, wenn ein unechtes Gefühl gegeben ist. Wenn es auch seiner Farblosigkeit wegen allzuleicht der Beachtung entgeht, so zeigt es die innere Wahrnehmung, die sich vom unechten zurückwendet, alsbald auf. Zudem erscheint dieses Gefühl der Unberührtheit meist ausdrücklich mit dem Gefühl der größeren Tiefe verbunden, gibt sich also unmittelbar als echtes kund. Wenn man in rückschauender Betrachtung sagt, es sei ein zu bestimmter Zeit vorhanden gewesenes Gefühl, z. B. der Antipathie unecht gewesen und eigentlich habe man im Gegenteil Sympathie gefühlt, so ist in vielen Fällen nur gemeint, daß man im Grunde von der Antipathie gar nicht berührt worden sei, und diese Unberührtheit wird interpretiert als — oder zurückgeführt auf — eine durch sie ersetzte Sympathieregung. Verschwindet das unechte, so tritt an Stelle der Indifferenz oder Ablehnung das bisher vertretene Gefühl, welches der Grundrichtung entspricht, die Sympathie. Aber das Gefühl der Unberührtheit und Ablehnung ist für die Zeit seiner Anwesenheit das einzig echte. So ist es nicht nur, wenn man innerhalb des Phänomenalen bleibt und die Ersetzung folglich prinzipiell unberücksichtigt läßt: das durch die Unberührtheit ersetzte Gefühl ist ja phänomenal nicht ersichtlich; es kann aus der ganzen Situation intuitiv erfaßt oder aus Gründen erschlossen werden. Aber selbst wenn man sagt, »im

Grunde« sei eben keine Unberührtheit oder Ablehnung vorhanden, sondern das durch sie vertretene Gefühl, so ist damit die Echtheit jener nicht tangiert. Denn als echtes Gefühl der bestimmten Zeit wird ja in diesem Fall nicht Indifferenz oder Ablehnung schlechthin angesehen, sondern die Unberührtheit von diesem bestimmten unechten und die Ablehnung dieses, und als die auf das unechte bezogenen, nur um seinetwillen vorhandenen Gefühle sind sie unbedingt echt.

Die mögliche Ersetzung hat überhaupt mit Echtheit und Unechtheit nichts zu tun; und der Begriff der Eigentlichkeit, der sich in der Richtung der Ersetzbarkeiten und Ersetzungen vorfindet, hat mit dem für Echtheit gültigen nichts gemein; denn dieser letztere bezieht sich auf das innerhalb des phänomenalen Ich Gegebene allein.

Auf den neuen Begriff der Eigentlichkeit in der Richtung der Ersetzungen in seinem ganzen Umfang und in seiner ganzen Bedeutung einzugehen, würde zu weit ab führen. Aber auf das, was sein Wesentliches im Gegensatz zur Eigentlichkeit der Echtheit ausmacht, muß hingewiesen werden: Die Möglichkeit der Ersetzung, des Vertretenseins eines Datums durch ein anderes ist prinzipiell unbeschränkt: Sie kann z. B. gegenüber dem Datum, für das die Unberührtheit steht, ebensowohl stattfinden, wie bei dieser selbst. In dem angeführten Beispiel könnte etwa die Sympathieregung, welche phänomenal nicht ersichtlich hinter der Unberührtheit steht, noch gar nicht das Eigentliche sein, und ebenfalls für eine andere Bestimmtheit stehen, genau wie die Unberührtheit für sie selbst steht. So geht die Ersetzung theoretisch durch alles Psychische unterschiedslos und sie ist natürlich nicht nur für die Ersatzbildung der Indifferenz und Unberührtheit möglich, welche dem unechten Gefühl gegenüber das echte vertritt, sondern im Prinzip für jedes Gefühl, auch für das allein im Bewußtsein sich findende, echte. Damit ist folgendes gemeint:

Ich finde einem Menschen gegenüber eine absolute Gleichgültigkeit in mir vor, und so tief ich auch in mich schaue, es ist kein Gefühl da, welches ihm aus der Tiefe widerspricht, die Gleichgültigkeit ist also echt. Trotzdem kann ich sagen: hinter dieser Gleichgültigkeit verbirgt sich die Angst, mit dem Menschen in Beziehung zu treten, sie steht für diese Angst. Dabei ist doch von einem

Angstgefühl nichts zu spüren. Es ist ja auch mit dieser Angst nichts Phänomenales gemeint, sondern dies, daß es in mir eine Bestimmtheit — irgend welcher Gegebenheitsart — gibt, die, wenn sie phänomenal sich ausdrücken würde und könnte, als Angst vor der Berührung mit diesem Menschen erscheinen müßte. Diese Angst ist also das Eigentliche gegenüber der Indifferenz, aber in einem ganz neuen Sinn. In dem Beispiel auf S. 363 war die Liebe, die dem Haß widersprach und ihn zum unechten machte, ein ausdrückliches Gefühl der Liebe, wenn es sich auch nur leise fühlbar und unbeachtet, weil vom Haß übertäubt, in der Tiefe vorfand. Dagegen vermag die als »Eigentliches« gefundene Angst die Echtheit des Indifferenzgefühles nicht zu tangieren: ich bin wirklich indifferent. Sie ist ein Datum ganz anderer Ordnung. Das wird noch klarer, wenn man die folgende Möglichkeit bedenkt: Ich brauche auch diese Angst nicht als das Endgültige anzusehen, auch sie ist vielleicht wieder reduzierbar: hinter ihr verbirgt sich der tiefere Wunsch, mit dem Menschen in Berührung zu kommen; gerade weil ich diesen Wunsch tiefstens und mit ganzer Seele besitze, habe ich auch Angst vor seiner Erfüllung (wie es eben Menschen gibt, die gerade das, was sie am stärksten begehren, am weitesten von sich weisen). Und dann ist etwa die Gleichgültigkeit, welche phänomenal sich allein findet, zu denken als entstanden aus dem Antagonismus des Wunsches, zu dem Menschen zu gelangen und der Angst davor, welche beiden entgegengesetzten Tendenzen sich zur Indifferenz aufheben.

So kann man ein phänomenales Datum in immer tiefere Schichten (nicht im Sinn der Echtheit!) zurückverfolgen, Bestimmtheit taucht hinter Bestimmtheit auf, ohne daß sie phänomenal gegeben wären. Und eine Psyche ist desto komplizierter, je weniger die Bedeutung eines phänomenalen Datums sich in dem, was es phänomenal ist, erschöpft, je reicher die möglichen Ersetzungen sind. So ist in diesem Sinn das, was phänomenal Indifferenz war, etwas ganz anderes geworden: Es waren eine Reihe von Ersetzungen nötig, gleichsam um ihr kompliziertes Skelett zu verstehen. — Phänomenal sind diese Ersetzungen nicht gegeben, es handelt sich um eine neue Art von Eigentlichkeit: Sie ist auch nicht identisch mit der Eigentlichkeit als dem Charakteristischen, das früher erwähnt wurde: Denn es ist ja nicht etwa die Angst oder der Wunsch, mit dem Menschen in

Berührung zu kommen, charakteristischer als die Indifferenz, die sich phänomenal findet; eher kann man das Umgekehrte sagen, weil es etwas durchaus Seltsames und nicht Alltägliches ist, daß hinter einem Gefühl der Indifferenz sich diese Bestimmtheiten verbergen. Sondern charakteristisch ist eben dies, daß in dem Individuum der Wunsch eine Angst vor seiner Erfüllung impliziert und daß diese Gegensätzlichkeit im Bewußtsein als Indifferenz sich spiegelt. Und wenn dies nicht nur zufällig in einem Fall, sondern im allgemeinen in dem Individuum sich so verhält, dann ist damit, nicht ein vielleicht charakteristisches Einzelerlebnis, sondern ein Grundbildungsgesetz entdeckt, die Struktur, auf Grund deren sein Charakter, das für ihn Charakteristische, einzig zu verstehen ist.

Was die Gegebenheit der Eigentlichkeiten in diesem Sinn betrifft, was es heißt, hinter der Gleichgültigkeit verberge sich der Wunsch, sie stehe für ihn, sie bedeute den Wunsch usw., so kann hier nicht näher darauf eingegangen werden. Ebensowenig auf die damit korrespondierende Frage, wie diese Eigentlichkeiten im Anschluß an das phänomenal sich findende aufgedeckt werden: Es wird vielleicht dieses Eigentliche sekundär aus dem sonstigen Verhalten erschlossen, oder es kann ein intuitiver Akt stattfinden auf Grund phänomenaler Daten, die im und dem Gefühl der Indifferenz gegeben sind; diese sind aber als gesonderte gar nicht aufzeigbar und stehen jedenfalls in keinem einsichtigen Verhältnis zur Fülle und Eigenart des in ihnen und auf Grund ihrer Erfaßten. Diesem Standpunkt nähert man sich, wenn man sagt, in dem angeführten Fall etwa habe die Indifferenz eine eigentümliche Starrheit und Unverwandtheit, die darauf hinweise, daß es keine normale Gleichgültigkeit sein könne, sondern daß hinter ihr noch anderes versteckt sein müsse. Aber auch dann läßt sich nur verstehen, was mich veranlaßt, in diesem Fall nach einem Eigentlichen hinter der Gleichgültigkeit zu suchen, nicht aber, auf welchem Weg ich nun dieses selbst aus der Fülle der Möglichkeiten als das Zugehörige herausfinden kann.

Alle diese Fragen interessieren hier nicht. Dieser neue Begriff von Eigentlichkeit müßte nur herangezogen werden, um das, was als Eigentliches bei der Echtheit von Gefühlen in Betracht kommt, auch nach dieser Seite hin abzugrenzen. Führt das Eigentliche in der Richtung der Ersetzungen über das Phänomenale hinaus, so ist das

Eigentliche der Echtheit eben das echte Gefühl, welches in der Tiefe des gegenwärtigen Ich sich findet.

Am Schluß dieser Untersuchung erhebt sich die Frage nach der Bedeutung des echten und unechten Gefühls in der Gesamtheit des Ich als Persönlichkeit. Wir werden darauf hingeführt, wenn wir die — freilich nicht haltbare — Anschauung ins Auge fassen, die das echte Gefühl mit dem aufrichtigen, ehrlichen, das unechte mit dem unaufrichtigen, unehrlichen identifiziert. Damit kann nur dies gemeint sein, daß das echte Gefühl dem aufrichtigen Verhalten entspricht, daß es dann gegeben ist, wenn ich mich aufrichtig verhalte, das unechte dagegen, wenn ich mich unaufrichtig verhalte.

Unter Aufrichtigkeit des Verhaltens kann ein doppeltes verstanden sein:

1. Das Verhalten dem bereits gegebenen Gefühl gegenüber:

a) Ich bin von der Echtheit eines Gefühls überzeugt; dann bin ich aufrichtig, auch wenn das Gefühl unecht ist.

b) Ich bin von der Unechtheit eines Gefühls überzeugt; bemühe mich aber, mich zum Glauben an seine Echtheit zu bringen und verhalte mich auch so, als ob ich es für echt hielte. Dann bin ich unaufrichtig, auch wenn das Gefühl tatsächlich echt ist, auch wenn die unaufrichtige Meinung recht hat.

2. Das Verhalten dem Gegenstand gegenüber, so daß das Gefühl als Reaktion auf dieses Verhalten auftreten soll.

a) Ich habe die Absicht, mich so zu verhalten, daß kein unechtes, sondern nur ein echtes Gefühl entsteht.

Dann bin ich aufrichtig, auch wenn de facto meine Einstellung so ist, daß ein unechtes Gefühl entsteht.

b) Ich habe nicht die Absicht mich so zu verhalten, daß ein echtes entsteht, sondern gehe absichtlich auf ein unechtes.

Dann bin ich unaufrichtig, auch wenn ich tatsächlich mich so verhalte, daß nur ein echtes entsteht.

So entscheidet weder die Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit der Überzeugung, noch die der Willensrichtung über Echtheit und Unechtheit des Gefühls; die erste nicht, weil sie sich auf das schon fixierte bezieht, mithin an seiner Dignität nichts mehr zu ändern vermag, die letztere nicht, weil sie nicht alle in der bestimmten Zeit

gegebenen Tendenzen und Motivationen übersehen und beherrschen kann. Aufrichtigkeit — Unaufrichtigkeit und Echtheit — Unechtheit sind also Bestimmungen, die weder kongruent sind noch konvergieren müssen. Gleichwohl stehen sie in einer für die Gesamtheit des Ich bedeutsamen Beziehung.

Interpretiert man den Tatbestand der Echtheit und Unechtheit in Rücksicht auf die Gesamtheit des Ich, so kann man sagen: die Vorhandenheit des unechten Gefühls als des aus der Tiefe widersprochenen weist hin auf den Mangel innerer Einstimmigkeit, auf das Fehlen einer einheitlichen Willensrichtung. Die Abwesenheit des unechten, die Anwesenheit des echten allein, beweist deren Vorhandensein.

Wenn nun auch Aufrichtigkeit ebensowenig notwendig das echte Gefühl zur Folge hat, wie Unaufrichtigkeit das unechte, so ist es doch sicher, daß die Unaufrichtigkeit das unechte Gefühl in höherem Maße begünstigt als die Aufrichtigkeit, und diese wieder mehr das echte als das unechte. Das will heißen: wenn ich beständig die Gefühle als die anerkenne, für die ich sie halte, und andererseits durchaus die Absicht verfolge, kein unechtes Gefühl zuzulassen, so ist die Wahrscheinlichkeit der Austilgung der unechten Gefühle größer als beim unaufrichtigen Verhalten. Mit Bezug auf das oben Gesagte:

Die kontinuierliche Aufrichtigkeit — namentlich im Sinne der Aufrichtigkeit der Willensrichtung — ist der einzige Weg, die innere Einstimmigkeit zu erzielen. Wir nennen ja anch einen grundehrlichen Charakter recht eigentlich den, bei dem durch Naturanlage oder Selbsterziehung die unechten Gefühle gänzlich ausgeschaltet sind.

(Aus der psychiatrischen Universitätsklinik in Heidelberg.)

Aussageversuche als Beitrag zur Psychologie manischer und depressiver Zustände.

Von
Alfred Storch.

Mit 1 Reproduktion und 1 Figur im Text.

Inhalt.

Die folgenden Ausführungen stellen sich die Aufgabe, die Psychologie der Aussage im manischen und depressiven Zustand darzustellen und mit Hilfe des Aussageexperiments die Eigenart gewisser pathologischer Seelenzustände zu beleuchten. STERNS ausgedehnte Untersuchungen auf dem Gebiete der Aussage[1] haben ein so reichhaltiges normalpsychologisches Material gebracht, daß eine Übertragung seiner Versuchsmethoden ins Bereich der Psychopathologie aussichtsreich erschien. RÖMER[2] hat bereits an einigen Fällen die prinzipielle Verwertbarkeit des Aussageversuchs für die psychopathologische Untersuchung gezeigt; er sah den Wert des Versuchs in der Bestätigung

[1] W. STERN: Die Aussage als geistige Leistung und als Verhörsprodukt. Beiträge zur Psychologie der Aussage. I, 3. Heft.

[2] H. RÖMER: Das Aussageexperiment als psychopathologische Untersuchungsmethode. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten. 3. Band, 1. Heft.

und Erweiterung des klinischen und experimentellen Befundes. Hier soll die Frage aufgeworfen werden, ob und wie weit der Aussageversuch auch unser psychologisches Bild gewisser pathologischer Zustände erweitern und bereichern kann.

Die Versuchsmethodik schloß sich naturgemäß genau an STERNS und RÖMERS Methodik an. Es wurde also das von STERN verwendete Bild: »Bauernstube«[1] der jeweiligen Versuchsperson vorgelegt. Nach einer Expositionsdauer von 1 Minute wurde das Bild wieder entfernt und die Vp. aufgefordert, einen mündlichen Bericht über das Gesehene zu liefern. Nach dem spontanen Bericht wurde die Vp. nach der STERNschen Verhörsliste ausgefragt. Diese enthält 76 Fragen über die einzelnen Bildinhalte und 12 eingestreute Suggestivfragen (»falsche Erwartungsfragen«)[2]. Nach Beendigung des Versuchs wurde das Bild der Vp. noch einmal gezeigt mit der Aufforderung, ihre Aussagefehler zu korrigieren. Darauf wurde mit der Vp. ein Zeitschätzungsversuch vorgenommen, indem an sie die Frage gerichtet wurde: »Wie lange habe ich Ihnen das Bild vorhin gezeigt?« In allen Einzelheiten der Versuchsanordnung hielt ich mich genau an die Methodik STERNS und verweise daher auf dessen Arbeit[3]. Auch in der Verarbeitung des Materials, der Aufteilung der Einzelangaben in richtige, falsche und unbestimmte, sowie ihrer Zählung, hielt ich mich genau an die Vorschriften STERNS.

Eine Wertung der verschiedenen Einzelangaben nach ihrer Bedeutsamkeit fand rein zahlenmäßig auch in diesen Experimenten nicht statt, nur wurden, ebenso wie bei STERN, die »Hauptangaben« für die 11 auffälligsten Bildinhalte in einer besonderen Rubrik verarbeitet.— Den meisten Vp. wurde außerdem ein zweites Bild vorgelegt, und auch über dieses in der beschriebenen Weise ein Bericht gefordert, ein »Verhör« angestellt und eine »Korrektur« geliefert. Es sollte durch die zweite Bildaussage festgestellt werden, wie weit die bei dem ersten Versuch erhaltenen Ergebnisse auch einem ganz andersartigen Objekt gegenüber Geltung behalten. Es wurde zu diesem

---

[1] Dieses Bild befindet sich bei STERN l. c.

[2] Z. B. »Ist nicht ein Schrank im Zimmer?« und dergleichen Fragen, die auf nicht vorhandene Gegenstände gehen.

[3] Die Kenntnis der grundlegenden Aussageuntersuchungen STERNS ist die Vorbedingung zum Verständnis des Folgenden.

Zweck ein dem erstgezeigten möglichst konträres Bild ausgewählt. Dem lebenslosen Bauernstubenbild mußte ein bewegteres lebensvolleres Bild gegenübergestellt werden. Ich wählte RETHELS »Sieg des Todes«[1]. Die Verhörsliste zu diesem Bild enthielt 55 Fragen (darunter 6 Suggestivfragen). Die Versuchsanordnung des zweiten Bildversuchs war dieselbe wie die des ersten Versuchs, nur wurde die Expositionsdauer gemäß der größeren Kompliziertheit des Bildes auf 2 Minuten festgesetzt. Auch die Verarbeitung geschah in derselben Weise wie die



des ersten Bildes, doch wurde die Aussage nur in Bericht, Verhör und Gesamtaussage, nicht noch weiter gegliedert. Die Aussage wurde, wie erwähnt werden wird, außerdem nach einer anderen Methode verarbeitet.

Die Versuche fanden in den Nachmittagsstunden statt. Es wurde in einem ruhigen Raum bei gutem Tageslicht experimentiert. Zwei Versuche (Vp. B und O) fanden in der Wieslocher Anstalt statt, diese lagen an einem Vormittag. Es wurde jeweils mit einer Vp. experimentiert. Der Einzelversuch dauerte etwa $^{3}/_{4}$ Stunde. In den meisten

[1] »Auch ein Totentanz«, Schlußbild. (RETHEL-Mappe des Kunstwarts.)

Fällen war es möglich, beide Versuche hintereinander vorzunehmen, ohne daß die Vp. ermüdete. Es wurde dann zwischen dem ersten und zweiten Versuch eine Pause von 10 bis 15 Minuten eingeschaltet. Nur wenn sich der Versuch zu sehr ausdehnte (Vp. E) sowie einmal aus technischen Gründen (Vp. I) wurde der zweite Versuch auf einen anderen Tag verschoben. Bei der Auswahl der Vp. war ich bedacht, möglichst reine Zustände manischen und depressiven Charakters zu verwenden. Es durften nur Krankheitsbilder, die zweifellos Phasen des manisch-depressiven Irrseins darstellten oder der manischen bzw. der depressiven Konstitution angehörten, verwendet werden. Ähnliche Zustandsbilder, die anderen Krankheitsgruppen angehörten (z. B. der Katatonie), wurden nicht berücksichtigt. Solche reinen Fälle besonders manischen Charakters sind allerdings nicht häufig, zudem wurde die Auswahl der Vp. noch durch den Umstand erschwert, daß alle schwerer gehemmten Depressionen sowie erregteren Manien für den Versuch ungeeignet waren. Ich mußte mich natürlich dem vorhandenen Material anpassen. Da sich nun auf der Frauenseite geeignetere Fälle vorfanden als auf der Männerseite, und ich, um die Ergebnisse nicht noch durch Berücksichtigung der Geschlechtsdifferenzen zu komplizieren, die Versuche nur auf ein Geschlecht beschränken wollte, wählte ich nur Frauen zum Versuch. Es kam hinzu, daß ich unter den Frauendepressionen feiner differenzierte und phänomenologisch reichere Zustandsbilder fand als bei den Männern. Es kamen Frauen verschiedener Altersstufe zum Versuch, das war nicht zu vermeiden, jedoch gehörten fast alle einer annähernd gleichen sozialen Schicht und Bildungsstufe an.

Krankengeschichten.

Vp. A.

Frida B. 18 Jahre alt, Vater Schlosser. Körperlich und geistig gut veranlangt, gute Schülerin. Nach Absolvierung der Volksschule blieb sie im Elternhaus. Immer gesund. November 1911 bei der Pflege ihres kranken Bruders starke Alteration, plötzlich großer Rededrang, auffallendes Benehmen, bald heiter, bald zornig. Äußerte immer wieder, sie wollte zu dem Pfarrer in W., der früher in ihrem Heimatsort gewesen war. Unter dieser Vorspiegelung in die Klinik gebracht. Hier zuerst sehr erregt, sang und reimte nächtelang, später hypomanisch, erotisch, dreist, schlagfertig.

Vp. B.

Anna St. 62 Jahre alt, Landwirtsfrau. Körperlich und geistig gut veranlagt, einfache ländliche Erziehung, Volksschule besucht, nach Schulentlassung die Eltern in der Landwirtschaft unterstützt bis zu ihrer Verheiratung. Glückliche Ehe, mittlere Vermögensverhältnisse, keinerlei Krankheiten. Fleißig, umsichtig, ruhig und gleichmäßig in der Stimmung, keine Sorgennatur, nahm das Leben nicht sehr schwer. 1903 Tod des Mannes, zur selben Zeit Menopause, Zustand von Unruhe mit leichten Beeinträchtigungsideen, zu Hause behandelt, Genesung nach 4 Wochen. Januar 1910 neuer Krankheitsausbruch: sie schloß sich ein, spielte für sich Theater und sang heilige Lieder. In die Klinik gebracht. Hier heitere Erregung, Rededrang, ideenflüchtiges Weiterschweifen, zn allerlei Possen aufgelegt, keine Krankheitseinsicht. Nach Entlassung im April 1910 daheim wieder geschafft. Juli 1911 neuer Anfall von Erregung, Wiederaufnahme in die Klinik, später nach Wiesloch überführt.

Vp. C.

Babette K., 22 Jahre alt, Vater Schreiner. Als Kind immer lebhaft, frisch und gesund, 1905 in Stellung als Dienstmädchen, ordentlich und fleißig. Gründonnerstag 1910, als sie auf Urlaub zu Hause war, wollte sie nicht wieder in Stellung zurück, wurde vom Vater mit Mühe an die Bahn gebracht, stieg unterwegs aus und blieb in einem Gasthaus, wo sie durch ihr Benehmen auffiel. Wurde schließlich zu ihrem Dienstherrn gebracht, soll dort alles in Unordnung gebracht haben und ganz »verkehrt« gewesen sein. In die Klinik gebracht. Hier typische Hypomanie, vergnügt, sehr schlagfertig, starker Tätigkeitsdrang. Nach einem Monat wieder entlassen, wieder in Stellung, eine Zeitlang keine Störung. November 1911 Wiederaufnahme in die Klinik. War leichtsinnig und unordentlich geworden, hatte sich nachts herumgetrieben und dumme Streiche gemacht. Hier typische Hypomanie, lustig, redselig, erotisch.

Vp. D.

Karoline M., 45 Jahre alt, verheiratet. Normale Entwicklung. War immer lebhaft, hatte viel Sinn für Lektüre und religiöse Dinge. Besuchte die Volksschule, wurde dann Dienstmädchen, später Büffetmädchen in Wirtschaften, heiratete mit 29 Jahren einen Eisendreher. Anfang 1905 Auftreten von Größenideen (sie sei ein religiöses Vorbild für die Menschheit, habe einen Hauptgewinn in der Lotterie gewonnen u. dgl.), wurde immer erregter, redete unaufhörlich mit großem Pathos, schimpfte auch bisweilen in gemeinen Ausdrücken. Wegen maniakalischer Erregung 1 Monat in der Klinik. In den nächsten Jahren dreimal je einige Monate in der Klinik, bot immer ein ähnliches Bild: brachte in pathetischer Weise Zitate und Redensarten vor, zeigte ideenflüchtiges Weiterschweifen, war bisweilen gereizt und aggressiv. In den Zwischenzeiten war sie nach Aussage des Ehemanns zeitweise sehr still und zurückhaltend. Kurz nach der letzten Entlassung im Frühjahr 1911 merkwürdiges Benehmen zu Hause, arbeitete nichts, weinte bisweilen. Am Himmelfahrtstag reiste sie ohne Wissen des Mannes spät abends nach Heidelberg mit einem Handkoffer voll alter Sachen und Lumpen, kehrte ein paar Tage später in ihren Heimatsort zurück, sang am Bahnhof Soldatenlieder und verursachte einen großen Auflauf. In die Klinik gebracht, hier zuerst starke

Erregung, großer Rededrang, Ideenflucht, lebhafte Gestikulationen, erst allmählich sich beruhigend.

Vp. E.

Sophie L., 66 Jahre alt, Witwe, Vater Bankier. Schwere hereditäre Belastung. Patientin selbst war von Jugend auf aufgeweckt, vielfach interessiert, intelligent, sehr beliebt. War immer weich und haltlos, den Widerwärtigkeiten des Lebens nicht gewachsen. Erste (depressive?) Erregung mit 18 Jahren im Anschluß an das verspätete Auftreten der Menses. In den späteren Jahren wiederholt Depressionen und heitere Erregungen, erzählt viel in taktloser Weise, wird bös, wenn man ihr nicht sofort den Willen tut, sucht heimlich nach Weinresten, läuft ruhelos vielgeschäftig treppauf, treppab, redet unaufhörlich sehr laut, zankt das Personal, kauft sehr viel ein, hat ein »fabelhaftes« Gedächtnis: weiß alle Kinderlieder wieder. Mitte Juli Verschlimmerung, fast ganz schlaflos, singt den ganzen Tag. Anfang August Aufnahme in die Klinik.

Vp. F.

Marie M., 67 Jahre alt, Witwe, Tagelöhnerin, Vater Korbmacher. Normale Entwicklung, nach Schulentlassung bei ihren Eltern, mit 28 Jahren geheiratet. Niemals erheblich leidend, erst im späteren Alter magenkrank. Seit dem Tode ihres Mannes, Frühjahr 1911, sehr traurig, viel geweint, unbestimmte Befürchtungen, »sie käme wohin«, sie sei verloren »wegen ihres Schicksals«. Angst vor der Zukunft, äußerte, sie könne nicht mehr arbeiten, keine Gedanken mehr fassen. In die Klinik gebracht. Hier dauernd schwer deprimiert, hypochondrische Klagen, Insuffizienzgefühle, subjektive Hemmungen, Erschwerung der Auffassung und des Gedankengangs.

Vp. G.

Marie G., 58 Jahre alt, verheiratet. Fleißiges und gescheites Mädchen von froher Lebensart. Heiratete 1878 einen Spengler. 1885 nach einem Familienzwist maniakalische Erregung, pathetisches Reden, streitsüchtiges und gewalttätiges Benehmen gegen ihre Angehörigen, in die Klinik gebracht. In den nächsten Jahren wegen ähnlicher Zustände wiederholt in der Klinik. Immer ein ähnliches Bild: lautes ideenflüchtiges Reden und Gestikulieren, manchmal Stunden, in denen Patientin ganz einsichtig für ihr wüstes Benehmen um Entschuldigung bittet und leicht depressive Züge zeigt. 1899 neuer Zank mit der Familie, scheint von Mann und Tochter ungezogen behandelt worden zu sein, in hochgradiger Erregung in die Klinik gebracht. In den folgenden Jahren jeweils 6 Wochen lang laut, lustig, lebhaft, widersetzlich, fast jedes Jahr ein bis zwei Monate in der Klinik. In den Zwischenzeiten still und ruhig, keine abgrenzbaren depressiven Phasen. Nov. 1911 nach neuen Streitigkeiten mit den Angehörigen Wiederaufnahme in die Klinik. Hier manchmal ganz vergnügte Stimmung, dann wieder lebhaftes Krankheitsgefühl und unbestimmte Befürchtungen.

Vp. H.

Emma B., 28 Jahre alt, ledig. Vater Bäcker, leicht erregbarer Mensch, dessen Vater als älterer Mann geisteskrank. Normale körperliche und geistige Entwicklung, gut gelernt, begabt. Immer zurückgezogen, ängstlich, nie ausge-

lassen, sehr pflichteifrig. Nach Schulentlassung zwei Jahre zu Haus, dann Dienstmädchen. 1901 kurzdauernder Depressionszustand, glaubte ihre Stellung nicht mehr versehen zu können, ihre Schuldigkeit nicht getan zu haben. 1904 erneuter Depressionsanfall, allmählicher Beginn mit Hemmungsgefühlen, später Angst, Selbstanklagen und Suicidideen. In die Klinik gebracht: hier zuerst von »Gewissensbissen und Gedanken« geplagt, erst allmählich Besserung, nach einem Vierteljahr entlassen. Ging wieder in Stellung, blieb gesund bis Herbst 1905, dann Befürchtungen, die Herrschaft sei mit ihr unzufrieden, ängstliche Vermutungen, etwas Böses begangen zu haben, und wiederum Suicidideen. Wollte zu Hause die Angehörigen nicht sehen, war ganz unzugänglich, ohne Hoffnung und Lebensmut. Im Dezember wieder einigermaßen hergestellt. Im April 1906 starb ihr Vater. Im Winter darauf wieder der gleiche Depressionszustand. In die Klinik gebracht, klagte hier viel über das Erlöschen ihrer Gefühle: es sei in ihr ganz anders wie früher, sie habe alle Neigung zu ihren Eltern und Geschwistern verloren. Nach Entlassung in eine neue Stellung bald wiederum schwermütig, meinte, die Leute sprächen schlecht über sie wegen einer Bekanntschaft mit einem jungen Mann. Wiederum zwei Monate in der Klinik. Nach Entlassung ein neuer Versuch, in Stellung zu gehen, bekam nach kurzer Zeit heftiges Heimweh, konnte die Arbeit nicht mehr schaffen, wurde von der Hausfrau deshalb gescholten. Nach kurzem Aufenthalt in K. in die Klinik aufgenommen, äußerte hier, zwei Männer hätten im Garten des Krankenhauses in K. sie geneckt, sie fürchte, daß etwas mit ihr vorgenommen sei und sie ein Kind bekäme. Versuchte vergeblich, diese Gedanken von sich abzuwälzen, meinte daheim hätten alle nur von Kindern geredet, »den ganzen Tag geht mir das im Kopf herum, ich sag mir immer wieder, ach, das ist doch nicht wahr, und dann sag ich mir, eines schönen Tages ist es doch so«.

Vp. I.

Anna V., ledig, 48 Jahre alt, Vater gestorben, war Privatier. Als Kind gesund, mittelmäßige Schülerin, nach Schulentlassung bei den Eltern, lernte nähen. War immer still und gedrückt, von unselbständigem Wesen, anlehnungsbedürftig, aber nicht sehr anschlußfähig. 1905 im Anschluß an den Tod des Vaters einige Wochen erregt und schlaflos, seitdem jeweilig im Frühling und Herbst schwermütige Zustände. Sept. 1909 wieder verstimmt, viel geweint, war ängstlich und unruhig, Suicidversuch. In die Klinik gebracht. Hier viel Klagen, sie könne nicht denken, habe soviel Angst. Nach Entlassung zunächst gut im Haushalt geholfen, jedoch schon bald wieder unmotiviert unruhig, rang die Hände, jammerte viel, äußerte Suicidabsichten. Wiederum in die Klinik aufgenommen. Bot hier das Bild einer leichten Depression mit dem Gefühl innerer Unruhe und ziemlich leeren Lamentationen, war motorisch erregt, jammerte und klagte viel auch anderen Kranken gegenüber. Nach einigen Monaten von der Mutter heimgenommen, mußte aber wegen eines Suicidversuches ein paar Tage darauf wieder aufgenommen werden.

Vp. K.

Amalie St., 72 Jahre alt, Witwe. Über ihre Jugend kein brauchbarer Bericht vorhanden. Heiratete mit 33 Jahren einen Kaufmann. War eine lebhafte, fleißige, tätige und begabte Frau. Keine Stimmungsschwankungen. Jan. 1911

Sorgen im Anschluß an die Verlobung der Tochter, war ängstlich, aufgeregt, meinte das Geld reiche nicht, äußerte Verarmungsideen, Selbstvorwürfe und Suicidideen. War kurze Zeit in der Klinik, wo die Depression langsam abklang. Nach der Entlassung konnte sie wieder ordentlich die Haushaltung versehen. April 1912 erkrankte die Tochter, darüber starke Erregung und Selbstvorwürfe. In die Klinik gebracht, zeigte hier ein depressives, verhaltenes Wesen, nur zeitweilig traten Affektausbrüche auf.

Vp. L.

Marie V., 33 Jahre alt, verheiratet. Vater war Küfer, später Briefträger, war zweimal in der Klinik (Diagnose: manisch-depressiv?). Will als Kind munter und heiter gewesen sein. Heiratete 1901 einen Gärtner. Nach Aussage des Mannes war sie immer »arg mitleidsvoll«, weinerlich, leicht aufgeregt. 1905 nach dem dritten Partus kurze Zeit verstimmt. Frühjahr 1910 gleichfalls Erscheinungen von Depression, ängstlich, aufgeregt und schlaflos. Mußte in die Klinik gebracht werden. Hier bekümmert, ängstlich, weinerlich, äußerte Insuffizienzgefühle, schien Selbstmordideen zu verbergen. Bald nach der Entlassung zu Haus wiederum Ausbruch einer Depression, mußte wiederum in die Klinik gebracht werden, äußerte diesmal nach anfänglichen Dissimulationsversuchen Versündigungs- und Suicidideen. Nach mehreren Monaten entlassen. Einige Zeit lang zu Haus völlig gesund und schaffensfreudig. Im März 1912 wurde der Sohn von einem Automobil überfahren, sie war zuerst sehr gefaßt, einige Wochen später jedoch wurde sie unruhig und schlaflos, kam von selbst in die Klinik aus Angst, ihr Zustand könne sich verschlimmern. Bot hier das Bild einer leicht gehemmten, stillen Depression, war nur vorübergehend zeitweise weniger gefaßt.

Vp. M.

Magdalena B., 55 Jahre alt, verheiratet. Trauriges Familienleben, der Vater war Trinker und beging Selbstmord, Patientin selbst mußte schon als Mädchen frühzeitig ihren Unterhalt verdienen. Mehrere Jahre Dienstmädchen, heiratete 1884 einen Koch. Sie soll früher von heiterem Naturell gewesen sein; 1894 soll sie kurze Zeit schwermütig gewesen sein; ebenso im Frühjahr 1899 im Anschluß an den Wegzug einer jüngeren Schwester nach Amerika, kam damals ein Vierteljahr in die Anstalt Friedrichsberg (Diagnose: Amentia). In den nächsten zehn Jahren keinerlei traurige Verstimmungen, auch keine manischen Phasen. Im Winter 1910/11 verstimmt und ängstlich erregt ohne ausgesprochenes Krankheitsgefühl, äußerte mancherlei Verarmungs- und Versündigungsideen. In die Klinik gebracht, hier zuerst stumm widerstrebend, ruhelos umherirrend, ängstlich ratloser Ausdruck. Nach Verschwinden der Angst standen Hemmung und Ratlosigkeit im Vordergrunde des Bildes.

Vp. N.

Genovefa B., 36 Jahre alt, verheiratet. Gute Schülerin, nach Schulentlassung im Heimatsdorf, später in der Stadt in Stellung. Heiratete 1900 einen Maschinenarbeiter, lebte stets in geordneten Verhältnissen und in gutem Einvernehmen mit ihrem Mann. War immer leicht aufgeregt, wenn man sie einmal tadelte, hätte dann »grad in ein Loch kriechen und similieren können«. War immer

arbeitsam, hatte sie einmal Interesse und Freude an einer Sache, so war sie »furchtbar drauf aus«. Früher keine Stimmungsschwankungen, nach der Geburt ihres zweiten Kindes erster Anfall von Schwermut mit Selbstmordgedanken. Nach einer Fehlgeburt zweiter Anfall, war matt, unlustig, arbeitsunfähig, konnte nicht essen, nicht schlafen, nicht denken. Kam freiwillig in die Klinik. Zeigte eine leicht depressive, gelegentlich ängstliche Stimmungslage. Konnte nach kurzer Zeit entlassen werden. August 1911 Wiederaufnahme, hält sich selbst für krank und schwermütig. Hier sehr labile Stimmung, starkes Aussprachebedürfnis, mannigfache Hemmungsklagen. Klagt ebenso wie schon bei der ersten Aufnahme über eine »Sprache im Kopf«: es wäre ihr so gewesen, als wenn es im Hirn sprechen tät, »es war bloß so ähnlich wie Sprechen, gesprochen hat niemand, es war in meinem Kopf, es war wie gefühltes Sprechen. Es hat mir gesagt: du kannst doch nicht mehr arbeiten, du kannst deine Kleider nicht mehr anziehen, du kannst nicht mehr kochen, du mußt dir das Leben nehmen«. Sie habe immer gewußt, daß das ein Unsinn sei, sie habe sich immer gewehrt, habe an den Kopf gegriffen, wie um die Gedanken auszurupfen, aber die Gedanken ließen ihr keine Ruhe.

Vp. O.

Afra M., 34 Jahre alt, verheiratet. Vater Landwirt. Immer still, sehr weichmütig und empfindsam. Nach Schulentlassung Dienstmädchen, heiratete 1903 einen Güterarbeiter. Nov. 1911 traten infolge von Familienzwistigkeiten Verstimmungszustände auf. Seitdem keine Freude mehr an den Kindern, keine Lust zur Arbeit, Versündigungs- und Suicidideen. Einige Monate in der Klinik, bietet hier eine Fülle von Hemmungsklagen und Selbstvorwürfen, zeigt ein tiefes Krankheitsgefühl und eine weitgehende Kritik für ihren Zustand. In Gedanken fortwährend mit Mann und Kindern beschäftigt, klagt lebhaft über das Erlöschen ihrer Gefühle zu ihnen: »wenn mein Mann und meine Kinder zu mir kommen, dann ists grad, wie wenn ich eine Suppe ohne Salz esse«. Andererseits gewisse Abwehr gegen den Gedanken, krank zu sein, »das sei gerade so hart, daß sie ihren Verstand habe und noch wisse, wie früher alles bei ihr gewesen sei und daß jetzt alles tot sei«. Immer depressiv, weinerlich, sehr labil, beeinflußbar, trostbedürftig. »Man glaubt nicht, wie das ist, wenn man seine Kinder so gern gehabt hat und jetzt kein Herz mehr für sie hat, früher habe ich Todesangst gehabt, wenn nur eins gefallen ist, und jetzt könnte ich sie gerad sterben sehen.« Zählt krampfhaft auf, wen sie alles nicht mehr gern haben könnte, bittet, man solle es ihr nicht nachtragen, daß sie so sei, sie wäre gern anders.

Vp. P.

Anna R., 47 Jahre alt, ledig. Als Kind gesund und munter, leicht erziehbar, gute Schülerin. Mit 17 Jahren in die Zigarrettenfabrik, arbeitet bis jetzt in der gleichen Fabrik. Bis 1896 gesund, damals ungefähr ein Jahr lang »schwermütig«, machte sich viel Sorgen und weinte viel, ohne daß ein besonderer Anlaß vorlag; sie blieb während dieser Zeit nicht aus der Fabrik fort. 1904 machte sie eine ähnliche Depression durch. In den Zwischenzeiten von munterem Temperament, keine abgrenzbaren hypomanischen Phasen. August 1912 Müdigkeitsklagen, Schlaflosigkeit und Hemmungsgefühle, suchte selbst den Arzt auf. Zunahme der Krankheitserscheinungen, Auftreten von Angstgefühlen. Aufnahme in die Klinik.

Tabellen.

Als normale Vergleichswerte sind STERNS[1] »Schüler« und RODENWALDTS[2] »Erwachsene (Soldaten)« angeführt. Für Erwachsene weiblichen Geschlechts lagen keine nach der STERNschen Methodik gewonnenen Ergebnisse vor, nur BREUKINGS[3] Versuche an Pflegerinnen bei schriftlicher Aussage kamen in Betracht. Auf wesentliche Abweichungen der folgenden Resultate von BREUKINGS Normalwerten wurde besonders hingewiesen, im übrigen wurde auf RODENWALDTS Normalwerte Bezug genommen.

Definition der Bezeichnungen.

r_s . . . . richtige Angaben im Spontanbericht.
f_s . . . . falsche » » »
r_v . . . . richtige » » Verhör[4].
f_v . . . . falsche » » »
u_v . . . . unbestimmte » » »
r_g . . . . richtige » in der Gesamtaussage.
f_g . . . . falsche » » » »
u_g . . . . unbestimmte » » » »
n . . . . Summe aller Angaben.
r + f . Umfang der Aussage (Summe aller positiven Angaben).
r . . . . Wissen.

$\frac{r}{r+f}$. Zuverlässigkeit (Treue) $\left(\frac{\text{Richtige positive Angaben}}{\text{Summe aller positiven Angaben}}\right)$.

Bei den letzten drei Bezeichnungen bedeutet der hinzugesetzte Index: s = Bericht, v = Verhör, g = Gesamtaussage.

$\frac{r_s}{r_g}$ . . . Spontaneität $\left(\frac{\text{Spontan-richtige Angaben}}{\text{Richtige Angaben der Gesamtaussage}}\right)$.

---

[1] STERN, Die Aussage als geistige Leistung und als Verhörsprodukt, Beiträge zur Psychologie der Aussage I, 3. Heft.

[2] RODENWALDT, Über Soldatenaussagen, ebenda II, 3. Heft.

[3] BREUKING, Über die Erziehbarkeit der Aussage, Zeitschr. f. angew. Psych. III.

[4] Richtige Verhörsangaben, die nur eine Wiederholung richtiger Berichtsangaben darstellten, wurden nicht gezählt.

Tabelle 1.

Bild 1.

Vp.	Spontanbericht: r_s	f_s	Verhör: r_v	f_v	u_v	Gesamtaussage: r_g	f_g	u_g	Summe: n
Sch.	23,6	1,4	34,6	17,3	6,6	58,2	18,7	6,6	83,5
Erw.	33,6	2,2	34,4	16,4	7	70,4	19,2	7,2	96,7
Manische:									
A	4,5	1,5	30	25	7	34,5	26,5	7	68
B	10	—	19	19	7	29	19	7	55
C	5	—	26,5	15,5	15	31,5	15,5	15	62
D	18	3	42	22	4	60	25	4	89
E	14	—	29,5	28,5	9	43,5	27,5	9	80
Depressive:									
F	6	—	9,5	3,5	39	15,5	3,5	39	58
G	3	—	7	—	39	10	—	30	40
H	12	—	24	5	29	36	5	29	70
I	10	—	35,5	15,5	18	45,5	15,5	18	79
K	3	1	18,5	6,5	24	21,5	7,5	24	53
L	13	1	27,5	15,5	18	40,5	16,5	18	75
M	4	—	32	11	26	36	11	26	73
N	9	1	14	6	36	23	7	36	66
O	15	—	31,5	10,5	18	47	10	18	75
P	6	1	4,5	5,5	30	10,5	6,5	30	47

Tabelle 2a.

Gesamtaussage.

Vp.	In Prozenten: r	f	u	Umfang: $r_g + f_g$	Wissen: r_g	Treue: $\frac{r_g}{r_g + f_g}$ %
Sch.	70	22	8	76,9	58,2	75,5
Erw.	73	20	7	89,5	70,3	79,6
A	50,7	38,9	10,3	61	34,5	56,5
B	52,7	34,5	12,7	48	29	60,4
C	50,5	25	24,5	47	31,5	67
D	67,4	28	4,6	85	60	70,6
E	34,3	34,3	11,3	71	43,5	61.3
F	26,7	6	67,3	19	15,5	81,7
G	25	—	75	10	10	100
H	51,4	7,1	41,4	41	36	87,8
I	57,6	19,6	22,8	61	45,5	74,6
K	37,9	17,6	44,5	29	21,5	74.2
L	54	22	24	57	40,5	71,1
M	49,3	15,1	35,6	47	36	76,6
N	34,8	10,6	54,6	30	23	76,6
O	62,7	13,3	24	57	47	82,5
P	22,3	13,9	63,8	17	10,5	61,8

Tabelle 2b.

Gesamtaussage.

In Prozenten der Normalwerte:
(Erwachsene)

Vp.	Umfang: $r_g + f_g$	Wissen: r_g	Treue: $\frac{r_g}{r_g + f_g}$
Sch.	85,9	82,8	96,2
A	68,2	49,1	71,0
B	53,6	41,2	75,9
C	52,5	44,8	84,2
D	95	85,4	88,7
E	79,2	61,8	77,1
F	21,2	22,1	102,6
G	11,2	14,2	125,6
H	45,8	51,2	110,3
I	68,2	64,7	93,7
K	32,4	30,6	93,2
L	63,7	56,9	89,3
M	52,5	51,2	96,2
N	33,5	32,7	96,2
O	63,7	66,8	103,7
P	18,9	14,9	77,7

Tabelle 3.

Spontanbericht.

Vp.	Umfang: $r_s + f_s$	Wissen: r_s	Fehler: f_s	Treue: $\frac{r_s}{r_s + f_s}$	Spontaneität: $\frac{r_s}{r_g}$
Sch.	25,5	24,0	1,5	94 %	39 %
Erw.	35,8	33,6	2,2	94 „	48 „
A	6	4,5	1,5	75 „	13 „
B	10	10	—	100 „	34,6 „
C	5	5	—	100 „	16 „
D	21	18	3	85,7 „	30 „
E	14	14	—	100 „	32,1 „
F	6	6	—	100 „	38,7 „
G	3	3	—	100 „	30 „
H	12	12	—	100 „	33,3 „
I	10	10	—	100 „	21,9 „
K	4	3	1	75 „	13,9 „
L	14	13	1	92,9 „	32,9 „
M	4	4	—	100 „	11 „
N	10	9	1	90 „	39 „
O	15	15	—	100 „	31,9 „
P	7	6	1	85,7 „	57,1 „

Tabelle 4.

Spontanbericht.

	In Prozenten der Normalwerte:			
	Umfang:	Wissen:	Treue:	Spontaneität:
Vp.	$r_s + f_s$	r_s	$\frac{r_s}{r_s + f_s}$	$\frac{r_s}{r_g}$
Sch.	69,8	70,8	100	81,2
A	16,8	13,4	79,8	27,0
B	27,9	29,8	106,4	72,1
C	14	14,9	106,4	33,3
D	58,7	53,6	91,2	62,5
E	39,1	41,6	106,4	66,8
F	16,8	17,7	106,4	80,6
G	8,4	8,9	106,4	62,5
H	33,5	35,7	106,4	69,4
I	27,9	29,8	106,4	45,7
K	11,2	8,9	79,8	28,9
L	39,1	38,7	98,8	68,5
M	11,2	11,9	106,4	22,9
N	28	26,8	95,8	81,2
O	41,9	44,7	106,4	66,5
P	19,6	17,7	91,2	118,9

In Tabelle 1 fällt auf, daß die richtigen Spontanangaben bei beiden Gruppen, den Manischen und den Depressiven, sehr gering sind. Die richtigen Verhörsangaben sind nicht in gleicher Weise vermindert, hier treten Unterschiede der beiden Gruppen hervor, insofern als sich die geringsten Mengen richtiger Angaben bei einigen Depressiven finden. (Verglichen mit Breukings nur halb so großem r_v-Wert ist keine Verminderung[1], sondern wenigstens bei allen Manischen eine Vermehrung der r_v-Antworten zu konstatieren.) In Bezug auf die Menge falscher Verhörsantworten weisen die meisten Manischen eine den Normalwert überschreitende Fehlerzahl auf, während die Depressiven eine geringere zeigen, eine Reihe von ihnen sogar beträchtlich weniger Fehler machen als der Normaldurchschnitt[2]. Noch mehr differieren die unbestimmten Verhörsangaben beider Gruppen; während ihre Menge bei den Manischen um den Normalwert schwankt, steht sie bei den Depressiven ungemein hoch darüber, überragt ihn meist um das dreifache.

[1] Vermindert sind nur die Angaben dreier Depressiver (Vp. F, G, P).

[2] Bei manchen ist sie sogar noch kleiner als die geringe Fehlerzahl der Breukingschen Versuchspersonen bei schriftlicher Aussage.

In der Gesamtaussage findet sich wieder die charakteristische Verminderung der richtigen Angaben bei allen Versuchspersonen, besonders ausgeprägt bei 3 Depressiven (Vp. F, G, P), ferner die geringe Fehlerzahl und die vielen unsicheren Angaben bei den Depressiven. Recht charakteristisch sind die unter »Summe« aufgeführten Zahlen, von denen keine den Normalwert erreicht.

In der nächsten Rubrik (Tabelle 2) ist die prozentuelle Verteilung der richtigen, falschen und unbestimmten Angaben der Gesamtaussage gegeben. Die richtigen Angaben sind prozentuell bei allen Versuchspersonen vermindert, die falschen bei den Manischen durchweg vermehrt, bei den Depressiven mit einer Ausnahme (Vp. L) vermindert. Die unbestimmten sind bei den Depressiven durchweg beträchtlich vermehrt (auch noch gegenüber dem hohen u_g%-Wert Breukings bei schriftlicher Aussage); einmal beträgt die Vermehrung sogar das zehnfache (Vp. G). — In der folgenden Rubrik sind Umfang, Wissen und Treue der Gesamtaussage bestimmt. Es ergibt sich, daß Umfang und Wissen bei unseren Versuchspersonen beträchtlich geringer sind als beim Normaldurchschnitt, besonders bei einigen Depressiven (Vp. F, G, P) finden sich in diesen Kategorien sehr geringe Werte. In der Zuverlässigkeit stehen alle Manischen beträchtlich unter dem Durchschnitt, die Depressiven verhalten sich ungleichmäßig, einige sind unzuverlässiger als die Norm, andere stehen dem Normaldurchschnitt nahe oder überragen denselben, eine Aussage ist ganz fehlerlos (Vp. G).

In der folgenden Rubrik (Tabelle 2b) sind die genannten Werte in Prozenten der entsprechenden Normalwerte dargestellt.

Die Zahlen der Tabelle 3 stellen die Ergebnisse des Spontanberichts für beide Gruppen dar. Umfang und Wissen sind bei allen Versuchspersonen beträchtlich geringer als die entsprechenden Normalwerte, die Treuewerte schwanken in beiden Gruppen erheblich um den Normalwert, die höchsten Treuewerte finden sich vor, ebenso auffallend niedrige (Vp. A, K). Die »Spontaneität« ist bei allen Versuchspersonen mit einer Ausnahme (Vp. P) geringer als in der Durchschnittsaussage (bedeutend geringer als der betreffende Breukingsche Wert), ohne daß sich Gruppenunterschiede feststellen ließen.

In der folgenden Rubrik sind die erhaltenen Zahlenwerte in Prozenten der entsprechenden Normalwerte dargestellt (Tab. 4).

Tabelle 5.

Kategorien des Berichts.

Absolute Zahl der Angaben.

Vp.	Sachen	Personen	Handlungen Zustände	Räumliches	Merkmale	Farben	Zahlen
Erw.	17,0	3,7	3,1	4,2	2,7	2,7	2,2
A	6	—	—	—	—	—	—
B	7	3	—	—	—	—	—
C	2	3	—	—	—	—	—
D	11	4	6	4	3[1]	—	—
E	8	3	1	—	1	—	1
F	3	3	—	—	—	—	—
G	—	2	—	1	—	—	—
H	8	3	—	—	—	—	1
I	7	3	—	—	—	—	—
K	4	—	—	—	—	—	—
L	9	3	2	—	—	—	—
M	1	3	—	—	—	—	—
N	7	3	—	—	—	—	—
O	9	4	2	—	—	—	—
P	4	2	—	—	1	—	—

Tabelle 6.

Prozentuelle Verteilung der Berichtsangaben auf die einzelnen Berichtskategorien.

Vp.	Sachen	Personen	Handlungen Zustände	Räumliches	Merkmale	Farben	Zahlen
Erw.	47	10	9	12	8	8	6
A	100	—	—	—	—	—	—
B	70	30	—	—	—	—	—
C	40	60	—	—	—	—	—
D	39,3	14.3	21,4	14,3	10,7	—	—
E	57,2	21,4	7,1	—	7,1	—	7,1
F	50	50	—	—	—	—	—
G	—	66,7	—	33,3	—	—	—
H	66,6	25	—	—	—	—	8,3
I	70	30	—	—	—	—	—
K	100	—	—	—	—	—	—
L	64,3	21,4	14,3	—	—	—	—
M	25	75	—	—	—	—	—
N	70	30	—	—	—	—	—
O	60	26,7	13,3	—	—	—	—
P	57,1	28,6	—	—	14,3	—	—

[1] Die Zahlendifferenz zwischen dem sich aus dieser Tabelle ergebenden und früher festgestellten Wert für den Berichtsumfang erklärt sich aus der Tatsache, daß in die Tabelle der kategorialen Verteilung auch Angaben eingehen, die reine Subjektivitäten darstellen und weder als richtig noch als falsch zu bewerten sind.

Tabelle 7.

Von den (laut Verhörsliste) geforderten Angaben wurde spontan berichtet:

	Sachen	Personen	Handlungen Zustände	Räumliches	Merkmale	Farben	Zahlen
Geforderte Angaben:	26	4	5	9	11	18	3
Vp.	Davon spontan berichtet in Prozenten:						
Erw.	65	92	62	47	25	15	73
A	23,1	—	—	—	—	—	—
B	26,9	75	—	—	—	—	—
C	7,7	75	—	—	—	—	—
D	42,3	100	120	44,5	27,3	—	—
E	30,8	75	20	—	9,1	—	33,3
F	11,5	75	—	—	—	—	—
G	—	50	—	11,1	—	—	—
H	30,8	75	—	—	—	—	33,3
I	26,9	75	—	—	—	—	—
K	15,4	—	—	—	—	—	—
L	34,6	75	40	—	—	—	—
M	3,9	75	—	—	—	—	—
N	26,9	75	—	—	—	—	—
O	34,6	100	40	—	—	—	—
P	15,4	50	—	—	9,1	—	—

Tabelle 8.

Fehlerhaftigkeit der einzelnen Berichtskategorien.

Fehlerprozent: $\frac{f_s}{r_s + f_s}$.

Vp.	Sachen	Personen	Handlungen Zustände	Räumliches	Merkmale	Farben	Zahlen
Erw.	3	2	12	5	6	7	31
A	25	—	—	—	—	—	—
B	—	—	—	—	—	—	—
C	—	—	—	—	—	—	—
D	9,1	—	33,3	—	—	—	—
E	—	—	—	—	—	—	—
F	—	—	—	—	—	—	—
G	—	—	—	—	—	—	—
H	—	—	—	—	—	—	—
I	—	—	—	—	—	—	—
K	25	—	—	—	—	—	—
L	11,1	—	—	—	—	—	—
M	—	—	—	—	—	—	—
N	14,3	—	—	—	—	—	—
O	—	—	—	—	—	—	—
P	25	—	—	—	—	—	—

Tabelle 9.

Verhör.

Vp.	Antworten in Prozenten: r	f	u	Aussage-umfang %	Reaktives Wissen %	Treue %
Erw.	59,4	28,4	12,1	87,9	59,5	67,7
Sch.	59,4	29,2	11,4	88,5	59,4	67,3
A	48,4	40,3	11,3	88,7	48,4	54,6
B	42,2	42,2	15,6	84,4	42,2	50
C	46,5	27,2	26.3	73,7	46,5	63,1
D	61,8	33,9	4,3	95,7	61,8	64,0
E	44,7	41,6	13,7	86,3	44,7	51,8
F	18,3	6,7	75	25	18,3	73,2
G	18,9	—	81,1	18,9	18,9	100
H	41,4	8,5	50	49,9	41,4	82,7
I	51,5	22,5	26,0	74	51,5	69,6
K	37,8	13,3	48,9	51,1	37,8	74
L	45,1	25,5	29,4	70,6	45,1	63,9
M	46,4	15,9	37,7	62,3	46,4	74,5
N	25	70,7	64,3	35,7	25	70,1
O	53,3	16,7	30	70	53,3	76,2
P	11,3	13,7	75	25	11,3	45

Tabelle 10.

Verhör.

In Prozenten der Normalwerte

Vp.	Aussage Umfang	Wissen	Treue
A	101	81,4	80,7
B	96,1	70,9	73,8
C	83,8	78,3	93,2
D	108,8	103,9	94,5
E	98,1	75,1	76,5
F	28,4	30,8	108,1
G	21,5	31,8	147,7
H	56,5	69,5	122,1
I	84,2	86,6	102,8
K	58,2	63,5	109,3
L	80,3	75,8	94,4
M	70,9	77,9	110,1
N	40.6	42	103,5
O	79,7	89,6	112,6
P	28,4	18,9	66,5

Tabelle 11.

Suggestivfragen.

Vp.	Antworten in Prozenten r	f	u	Treue	In Prozenten der Normalwerte Umfang	Wissen	Treue
Sch.	59	25	16	71	110,7	103,6	113,4
Erw.	47,5	28,6	24,4	62,6	—	—	—
A	25	75	—	25	131,8	52,9	39,9
B	81,3	18,7	—	81,3	131,9	171,9	129,9
C	25	50	25	33,3	98,8	52,9	53,2
D	20,8	62,5	16,7	25	109,8	43,8	39,9
E	16,6	41,6	41,6	28,6	76,7	35,1	45,7
F	9,1	9,1	81,8	50	23,9	19,3	79,8
G	—	—	100	—	—	—	—
H	20	10	70	66,7	39,5	42,3	106,5
I	54,5	—	45,5	100	71,8	115,2	159,7
K	—	20	80	—	26,4	—	—
L	27,2	36,4	36,4	42,8	83,8	57,5	68,1
M	22,7	22,7	54,6	50	59,8	47,9	79,8
N	4,5	13,6	81,9	25	23,8	9,5	40
O	18,3	27,3	54,6	40	60,7	38,7	63,9
P	11,1	11,1	77,8	50	29,2	23,5	79,9

In der Tabelle 5 sind die Berichtsangaben nach den verschiedenen gegenständlichen Kategorien zahlenmäßig gesondert. Es ergibt sich das überraschende Resultat, daß ein großer Teil der Felder der Tabelle ganz leer geblieben ist, d. h. daß für bestimmte Kategorien fast von keiner Vp. Angaben vorliegen. Die so vernachlässigten Kategorien sind die der »räumlichen Angaben«, der »Merkmale«, der Farben und Zahlen. Keine der Vp. machte eine spontane Farbenaussage. Eine durchgängige Bevorzugung bestimmter Kategorien von seiten der Manischen resp. der Depressiven ist nicht zu konstatieren.

In der Tabelle 6 ist die prozentuale Verteilung der Berichtsangaben auf die einzelnen Kategorien dargestellt.

In der Tabelle 7 wurde die Menge der Spontanangaben der für die betreffende Kategorie »erforderlichen«[1] Anzahl entgegengestellt. Es ergeben sich fast für alle Vp. erhebliche Minderleistungen in allen Aussagekategorien.

In der Tabelle 8 ist die Fehlerhaftigkeit der Spontanaus-

[1] D. h. der nach der Verhörsliste bei vollständigen Antworten möglichen Anzahl.

sagen in den einzelnen Kategorien ausgerechnet. Während die Fehlerhaftigkeit für die Personenkategorie bei allen Vp. gleich 0 ist, ist sie für alle Sachkategorie bei einigen Vp. ziemlich groß, ohne daß sich Gruppenunterschiede feststellen ließen. Für die übrigen Kategorien liegen nur sehr wenig positive Angaben vor, doch geht diese quantitative Minderleistung nicht mit einer Vermehrung der Fehlerhaftigkeit einher.

In der Tabelle 9 ist die prozentuelle Verteilung der richtigen, falschen und unbestimmten Angaben im Verhör gegeben. Die Menge der richtigen Antworten (das reaktive Wissen) ist bei 4 von den Manischen etwas vermindert, die der falschen bei den Manischen meist beträchtlich vermehrt. Die Anzahl der unbestimmten schwankt bei ihnen um den Normalwert. Die richtigen Aussagen der Depressiven sind meist beträchtlich vermindert, die falschen aber mindestens in gleichem Maße (die Aussage von Vp. G ist sogar ganz fehlerlos). Die Menge der unbestimmten ist außerordentlich erhöht (auch der über das doppelte des Rodenwaldtschen Normalwertes betragende u-Wert Breukings wird noch von manchen Depressiven übertroffen). Der Aussageumfang der Manischen ist im allgemeinen größer als der der Depressiven, bei denen er unter dem betreffenden Normalwerte steht. (Besonders Vp. F, G und P weisen einen sehr niedrigen diesbezüglichen Wert auf.) Die Treuewerte der Manischen sind alle unternormal, die der Depressiven fast alle übernormal.

In der Tabelle 11 ist die prozentuelle Verteilung der richtigen, falschen und unbestimmten Antworten auf Suggestivfragen dargestellt. Die Zahlenwerte differieren innerhalb beider Gruppen sehr stark. Die höchste Fehleranzahl wird von einigen Manischen, die geringste von einigen Depressiven erreicht. Die Depressiven geben im allgemeinen beträchtlich mehr unbestimmte Antworten als die Manischen. (Zwei von den Manischen machen überhaupt keine unbestimmten Angaben, alle Depressiven mehr als der Normaldurchschnitt.) Die Wissens- und Treuewerte schwanken innerhalb dieser Gruppen so außerordentlich, daß keine Regelmäßigkeit zu erkennen ist. Im Umfang der Aussage sind die Manischen fast allen Depressiven beträchtlich überlegen, von diesen erreicht keine Vp. den Normalwert.

Tabelle 12.

Farbenfragen.

Vp.	Antworten in Prozenten: r	f	u	Treue	In Prozenten der Normalwerte: Umfang	Wissen	Treue
Sch.	43,5	41	15	51,3	96,4	105,1	108,6
Erw.	41,4	46,2	12,4	47,2	—	—	—
A	26,9	65,4	7,7	29,2	105,3	64,9	61,9
B	41,7	58,3	—	41,7	114,1	100,7	88,1
C	41,7	25	33,3	62,5	76,1	100,7	133,1
D	46,8	53,1	—	46,8	114,1	113,1	99,1
E	28,6	57,1	14,3	33,3	97,8	69,1	70,6
F	10	—	90	100	11,4	24,1	211,9
G	25	—	75	100	28,1	60,4	211,9
H	21,4	7,1	71,5	75,1	32,4	51,7	159,1
I	30,5	25	44,3	55	63,4	73,7	116,5
K	50	25	25	66,7	85,5	120,8	141,3
L	30	30	40	50	68,5	72,5	105,9
M	26,7	—	73,3	100	30,4	64,5	211,9
N	21,2	21,2	57,3	50,0	47,6	60,4	105,9
O	43,3	43,3	13,3	50	98,7	104,6	105,9
P	—	28,6	71,4	—	32,7	—	—

Tabelle 13.

Normalfragen[1].

Vp.	Antworten in Prozenten: r-Wissen	f	u	In Prozenten der Normalwerte: Treue	Treue
Sch.	66	26	8	72,7	93,5
Erw.	72,5	20,6	6,9	77,8	—
A	59,8	25,6	14,6	70	89,9
B	33,3	46,7	20	41,7	53,6
C	52,7	22,9	24,4	69,7	89,6
D	78,1	14,6	7,3	84.3	108,4
E	58,7	36,3	5	61,9	79,6
F	23,5	10,9	65,7	68,2	87,7
G	23,1	—	76,9	100,0	128,5
H	61,8	8,8	29,5	87,5	112,5
I	61,6	25,6	12,8	70,6	90,8
K	46,8	8	45,1	85,3	109,6
L	56,2	21.9	21,9	71,9	92,4
M	59,4	19,8	20,8	75	96,4
N	33,9	4,8	61,3	87,5	112,5
O	68,2	1,6	30,3	97,8	122,9
P	14,6	10,4	75	58,3	74,9

[1] Bedeutet: alle Verhörsfragen mit Ausnahme der Suggestiv- und Farbenfragen (Normalfragen = Fragen von »normaler« Schwierigkeit).

Tabelle 14.

Hauptangaben[1].

Antworten in Prozenten:

Vp.	Wissen r	f	u	Fehlerprozent $\frac{f}{r+f}$	Spontane Hauptangaben
Sch.	—	—	—	6	83,5
Erw.	—	—	—	7	87,3
A	90,9	9,1	—	9,1	27,2
B	63,6	36,4	—	36,4	63,6
C	70	10	20	12,5	36,3
D	100	—	—	—	90,9
E	100	—	—	—	72,7
F	63,6	—	36,4	—	54,5
G	27,3	—	72,7	—	9
H	72,7	—	27,3	—	81,8
I	100	—	—	—	63,6
K	70	—	30	—	9,1
L	100	—	—	—	81,8
M	100	—	—	—	36,3
N	70	—	30	—	54,5
O	81,8	—	18,2	—	90,9
P	50	—	50	—	27,2

Tabelle 15.

Selbstkorrektur.

Von sämtlichen Fehlangaben und unbestimmten Angaben wurden korrigiert in Prozenten:

Vp.	
A	8,9
B	11,5
C	13,1
D	44,8
E	57,5
F	16,5
G	26,7
H	14,7
I	19,4
K	19,1
L	34,8
M	16,2
N	16,3
O	21,1
P	8,2

Tabelle 16.

Zeitschätzung[2].

Schätzung einer Zeit von 1 Min. Dauer, ausgefüllt durch Bildbetrachtung:

Vp.	Absolute Zeitangabe	Relative Schätzungsdifferenz
A	3	200 %
B	5	400 »
C	»10 Min. vielleicht«	900 »
D	»10—15 Min.«	1150 »
	—	—
	—	—
G	10	900 %
H	2	100 »
I	10	900 »
	—	—
	—	—
	—	—
	—	—
O	4—5 Min.	350 »
P	1—3 Min.	100 »

[1] D. h. auf die »Hauptstücke« bezügliche Angaben. Als Hauptstücke werden von STERN folgende Bildinhalte bezeichnet: der Mann, die Frau, der Knabe, die Puppe, die Wiege, das darin liegende Kind, die Uhr, die Bilder an der Wand, das Bett, das Fenster, der Hund. Also beziehen sich die Prozentangaben auf die Zahl 11.

[2] Vp., deren Zeitschätzungsangaben allzu unbestimmt waren, wurden in der Tabelle nicht berücksichtigt, im übrigen wurde die relative Schätzungsdifferenz nach den Prinzipien STERNS berechnet.

Tabelle 12 zeigt, daß auf Farbenfragen alle Depressiven eine geringere Fehleranzahl aufweisen als der Normaldurchschnitt, die Manischen mit einer Ausnahme (Vp. C) eine größere. Die Menge der unbestimmten Angaben ist bei den Depressiven durchweg höher als beim Normaldurchschnitt, während sie bei den Manischen sehr schwankende Zahlenwerte aufweist. Die Treuewerte für Farbenfragen verhalten sich bei den Manischen in hohem Maße verschieden, bei den Depressiven mit einer ganz für sich stehenden Ausnahme gleichartiger, und stellen alle übernormale Werte dar. Dem Umfang der Aussage nach überragen die Manischen die Depressiven bei weitem; letztere stehen zum großen Teil weit unter dem Normaldurchschnitt. Im Wissen ist eine solche Überlegenheit einer Gruppe über die andere nicht so deutlich zu konstatieren.

Tabelle 13 zeigt die Aussageergebnisse für »Normalfragen«. Die Fehlerzahl der Manischen ist meist größer als diejenige der Depressiven. Die unbestimmten Angaben treten bei den Depressiven in außerordentlicher Fülle auf, bei den Manischen sind sie gegen die Norm nur leicht vermehrt (gegenüber dem sehr hohen u-Wert Breukings bei schriftlicher Aussage sind die u-Werte aller Manischen vermindert, während die u-Werte der meisten Depressiven erhöht sind). Die Treuewerte schwanken in beiden Gruppen ziemlich stark; die höchsten vorkommenden Werte gehören der depressiven Gruppe an. Im Wissen überragt nur eine Manische (Vp. D) den Normalwert, im übrigen sind alle Werte unternormal, besonders bei den Depressiven finden sich sehr geringe Zahlen (z. B. Vp. P 14,6).

In Tabelle 14 sind die Aussageergebnisse für die »Hauptangaben« dargestellt. Während unter den Depressiven keine einzige Vp. einen Fehler begeht, sind 3 Aussagen der Manischen fehlerhaft. Unbestimmte Aussagen macht von den Manischen nur eine Vp., unter den Depressiven über die Hälfte der Vp. in beträchtlicher Menge. Im Wissen weisen beide Gruppen beträchtlich schwankende Werte auf; einzelne Depressive sind mit sehr geringen Zahlen vertreten. Der Fehlerprozentsatz ist bei 3 von den Manischen ziemlich groß, alle Aussagen der Depressiven sind, wie gesagt, fehlerfrei. Die Rubrik der spontan genannten Hauptangaben zeigt anschaulicher als die Spontaneitätstabelle (Tab. 4) das Zurückstehen der Spontanleistungen unserer beiden Gruppen hinter dem Normaldurchschnitt,

besonders bei einigen Depressiven (Vp. G, K) finden sich in dieser Rubrik sehr geringe Werte.

Tabelle 15 zeigt, daß in beiden Gruppen gute und schlechte Selbstkorrekturen geliefert werden, daß die letzteren entschieden vorherrschen, ohne daß sich deutliche Gruppenunterschiede konstatieren ließen.

Tabelle 16 zeigt schwere Zeitschätzungsfehler sowohl bei den Manischen als auch bei den Depressiven, die alle in hochgradiger Überschätzung der objektiven Dauer der Bildbetrachtung bestehen. Berechnen wir den mittleren Schätzungsfehler für die 4 Manischen einerseits und die 5 Depressiven andererseits, so erhalten wir:

Mittlerer Schätzungsfehler der Manischen = 660%,

Mittlerer Schätzungsfehler der Depressiven = 470%.

(Die »Richtungsfehler« beider Gruppen sind, da es sich nur um Überschätzungen handelt, ebensogroß wie ihre mittleren Schätzungsfehler.) Beide Durchschnittswerte sind abnorm hoch, wie eine Vergleichung mit entsprechenden Normalwerten zeigt (mittlerer Schätzungsfehler nach STERN[1] bei einer Zeitschätzung von $^3/_4$ Min. = 133%, nach BREUKING = 198,3% sofort nach Ablauf der zu schätzenden Zeitspanne, die Richtungsfehler auch hier etwa gleich den mittleren Schätzungsfehlern). Die abnorme Steigerung unserer Durchschnittswerte ist ohne weiteres deutlich.

Fassen wir das Wesentliche unserer Ergebnisse der ersten Bildaussage kurz zusammen:

Fast in allen Aussageteilen stehen unsere beiden Gruppen im Wissen (den r-Werten) und im Aussageumfang (r + f-Werten) hinter dem Normaldurchschnitt zurück. Ebenso stehen sowohl Manische wie Depressive in der Spontaneität hinter dem Normaldurchschnitt, besonders in der Spontaneität der Hauptangaben. Beide Gruppen machten keine spontane Farbenangabe und nur wenige spontane Zahlenangaben.

Die Depressiven wiesen im Wissen und Aussageumfang geringere Leistungen auf als die Manischen, übertrafen sie aber in der Zuverlässigkeit der Aussage.

---

[1] Vgl. W. STERN, Über Schätzungen, insbesondere Zeit- und Raumschätzungen, Beiträge zur Psychol. d. Auss. II. Folge.

Zum Schluß stelle ich nach Berechnung der Durchschnittswerte beider Gruppen das Ergebnis der Gesamtaussage den entsprechenden Resultaten STERNS und RODENWALDTS gegenüber: Unter den günstigsten Bedingungen einer mit voller Muße stattgehabten Beobachtung, sowie des unmittelbaren Anschlusses der Aussage an den Beobachtungsakt war der positive Inhalt dieser Aussage bei den Manischen zum dritten Teile falsch, bei den Depressiven zum achten Teile falsch. (Bei erwachsenen Normalpersonen zum fünften Teile falsch, bei schriftlicher Aussage etwa zum siebenten Teile falsch.) Bei den Manischen besteht ein Achtel der Aussage aus unbestimmten Angaben, bei den Depressiven fast die Hälfte. Der Umfang der Gesamtaussage ist bei den Depressiven nicht halb so groß wie beim Normaldurchschnitt.

Tabelle 17.
2. Bild.

Vp.	Spontanbericht r_s	f_s	Verhör r_v	f_v	u_v	Gesamtaussage r_g	f_g	u_g
A	2	3	12,5	11,5	6	14,5	14,5	6
B	2	1	2	7	3	4	8	3
C	3	1	8,5	8,5	5	11,5	9,5	5
D	15	5	5	14	—	20	19	—
E	9,5	1,5	8	11	3	17,5	12,5	3
F	2	—	7	—	16	9	—	16
G	4	1	8	5	17	12	6	17
H	9,5	0,5	10,5	7,5	13	20	8	13
I	7	—	10	10	12	17	10	12
M	3,5	0,5	7	2	5	10,5	2,5	5
N	10,5	2,5	3	4	16	13,5	6,5	16
O	20,5	3,5	5	3,5	5	25,5	7	5
P	6	1	1,5	0,5	16	7,5	1,5	16

Tabelle 18.
Gesamtaussage.

Vp.	In Prozenten r	f	u	Umfang r_g+f_g	Wissen r_g	Treue $\frac{r_g}{r_g+f_g}$ %
Manische						
A	41,4	41,4	17,2	29	14,5	50
B	26,7	53,3	20	12	4	33,3
C	44,2	36,5	19,3	21	11,5	54,3
D	51,3	48,8	—	39	20	51,3
E	53,1	37,9	9,1	30	17,5	58,3

Tabelle 18. (Fortsetzung.)

Vp. Depressive	r	f	u	$r_g + f_g$	r_g	$\frac{r_g}{r_g + f_g}$
F	36	—	64	9	9	100 %
G	34.3	17,1	48,6	18	12	66,6
H	48,8	19,5	31,7	28	20	71,5
I	43.6	25,6	30,8	27	17	62,9
M	58.3	13,9	27,8	13	10.5	80.8
N	37.5	18,1	44.4	20	13,5	67,5
O	68	18,8	13.2	32.5	25.5	78,5
P	30	6	64	9	7,5	83,3

Tabelle 19.
Spontanbericht.

Vp.	Umfang $r_s + f_s$	Wissen r_s	Fehler f_s	Treue $\frac{r_s}{r_s + f_s}$ %	Spontaneität $\frac{r_s}{r_g}$ %
A	5	2	3	40	13,8
B	3	2	1	66,7	50
C	4	3	1	75	26,1
D	20	15	5	75	75
E	11	9,5	1,5	86,4	54,4
F	2	2	—	100	22,2
G	5	4	1	80	33,3
H	10	9,5	0,5	95	47,5
I	7	7	—	100	41,2
M	4	3.5	0.5	87,5	33,3
N	13	10.5	2,5	80,8	77,8
O	24	20 5	3,5	85.4	80,4
P	7	6	1	85,7	80

Tabelle 20.
Verhör.

Vp.	Antworten in Prozenten: r	f	u	Aussage-umfang	Reaktives Wissen	Treue
A	41,7	38,3	20	80	41.7	52,1
B	16,7	58,3	25	75	16.7	22,2
C	36.8	36,8	26,4	73,6	36.8	50
D	26,3	73,7	—	100	26,3	26,3
E	36.4	50	13,6	86,4	36,4	42,1
F	30,4	—	69,6	30,4	30,4	100
G	26,6	16.6	56,6	43,2	26,6	61,5
H	33,9	24,2	41.9	58,1	33,9	58,3
I	31,3	31,3	37,5	62,6	31,3	50
M	50	14,3	35,7	64.3	50	77,8
N	13,1	17,4	69.5	30,5	13.1	42,9
O	39.3	25	35,7	64,3	39,3	61,1
P	8,3	2,7	89	11	8.3	75,5

Zweite Bildaussage (Tabelle 17—20).

In der Gesamtaussage über das zweite Bild übertrifft die Fehlerzahl der Manischen alle entsprechenden Werte der Depressiven beträchtlich, während sie eine geringere Menge unbestimmter Aussagen aufweisen als die Mehrzahl jener. Im Wissen sind Gruppenunterschiede nicht deutlich erkennbar. Die Treuewerte beider Gruppen, die im ganzen etwas niedriger als die der ersten Gesamtaussage sind, zeigen eine scharfe Divergenz, nicht einmal der niedrigste Wert der Depressiven wird von den Manischen erreicht.

Im Bericht zeigt die Fehlerzahl beider Gruppen keine auffallende Verschiedenheit. Die Treuewerte sind bei beiden Gruppen erheblich schlechter als in der ersten Bildaussage, sie sind innerhalb der beiden Gruppen erheblich verschieden: die Werte der Manischen stehen tiefer als die der Depressiven, nur eine Manische (Vp. E) erreicht die Höhe der letzteren. In bezug auf die Spontaneität zeigen sich keine Gruppenunterschiede, die betreffenden Werte sind im allgemeinen höher als im ersten Versuch.

Im Verhör machen die Manischen mehr Fehler als die Depressiven, die Depressiven mehr unbestimmte Angaben als die Manischen. Die Zuverlässigkeitswerte sind im allgemeinen etwas geringer als in der ersten Bildaussage, die geringsten Werte werden von den Manischen, die höchsten von den Depressiven geliefert. Im Wissen zeigen sich beide Gruppen etwa gleichwertig.

Die Statistik der zweiten Bildaussage ergibt also als wesentlichstes Ergebnis, daß die Aussage über ein kompliziertes Bild bei den Manischen beträchtlich fehlerhafter ausfällt, als bei den Depressiven und zwar ist der Unterschied in der Fehlerhaftigkeit beider Gruppen größer als in der Aussage über ein einfacheres Bild.

Mit dem zweiten Bild verfolgten wir wesentlich andere Zwecke als mit dem ersten. Dies weit lebensvollere und kompliziertere Bild sollte dazu dienen, zu zeigen, wie weit die Auffassung und Wiedergabe lebensvoller Zusammenhänge im manischen und depressiven Zustand charakteristische Änderungen erleidet[1]. Dazu bedurfte es keiner Änderung der Versuchsmethodik, denn das Bild stellt als

[1] So aufgefaßt nähert sich also der zweite Bildversuch dem »Vorgangsversuch«.

solches den Anspruch auf eine andersartige großzügigere Betrachtung und Wiedergabe. Solch einem Bild gegenüber wird man von keinem Menschen verlangen können, daß er über nebensächliche Einzelheiten mit derselben Exaktheit berichtet, wie über die Hauptvorgänge des Bildes, die sein Interesse in ganz anderem Maße fesseln. Viel ungezwungener als bei dem simplen Bauernstubenbild ergibt sich hier der Gegensatz von haupt- und nebensächlichen Angaben. Hier wirkt nach dem Ausdruck MINNEMANNS[1] eine statistische Nivellierung allzu kleinlich und pedantisch. Trotzdem ist die Aussage auch für dieses Bild zunächst in rein statistischer Weise ausgewertet worden, um zu prüfen, ob sich in den resultierenden Zahlenwerten Parallelismen zu denen des ersten Versuches fänden. Daneben wurde aber nach dem Vorgehen MINNEMANNS eine »thematische Bearbeitung« der Berichte durchgeführt, eine Sonderung der Einzelangaben in Haupt- und in Detailangaben angestellt, und eine Tabelle der Fehlerverteilung angelegt.

Die Sonderung des Berichts nach Haupt- und Detailangaben[2].

		Hauptangaben		Detailangaben	
		richtige	falsche	richtige	falsche
Manische Vp.	A	1	3	1	—
	B	2	1	—	—
	C	2	1	—	—
	D	7	—	4	6
	E	4	1	1	1
Depressive Vp.	F	1	—	—	—
	G	3	1	1	—
	H	7,5	0,5	1	—
	I	6	—	—	—
	M	2,5	0,5	—	—
	N	3,5	1,5	4	1
	O	6	1	4,5	1,5
	P	3	—	1	1

Wir sehen aus der Tabelle nur das eine: die Neigung sich im Bericht mehr an die Hauptsachen zu halten oder mehr ins Detail

[1] MINNEMANN, Aussageversuche STERNS, Beiträge zur Psychologie der Aussage, 1. Folge, 4. Heft, S. 62 ff.

[2] Die Differenzen der im folgenden angegebenen Zahlen mit denen der Tabelle 19 erklären sich aus dem Umstand, daß einer »thematischen Bearbeitung« andersartige Einheiten zugrunde gelegt werden müssen als einer einfachen Zählung.

zu gehen, ist durch den manischen oder depressiven Zustand als solchen noch nicht bestimmt. Die Tabelle hat wohl individualpsychologisches, aber kein gruppenpsychologisches Interesse. — Wichtiger ist für uns die Tabelle der Fehlerverteilung:

Tabelle der Fehlerverteilung im Bericht. Fehleranalyse[1].

	Vp.	Unklarh. d. Auffass.	Lokalis.-fehler	Expansion	Ausmalung d. Lücken	plast. Ausschmückgn. u. Übertreibungen
Man.	A	—	—	—	—	3
	B	Völlige Verkennung des gesamten Bildes				—
	C	—	—	—	—	1
	D	2	—	1	—	3
	E	1	—	—	1	—
Depr.	F	—	—	—	—	—
	G	1	—	—	—	—
	H	—	—	1	—	—
	I	—	—	—	—	—
	M	—	—	1	—	—
	N	1	—	1	—	—
	O	2	1	—	—	—
	P	1	—	—	—	—

Wir sehen aus der Tabelle, daß manche Fehlerarten von allen Vp. gemacht werden, während wieder andere (plastische Ausschmükkungen und Übertreibungen) so gut wie nur von den Manischen gemacht, von den Depressiven dagegen vermieden werden.

Die Aufgaben der Deutung.

Bevor ich an die Deutung der erhaltenen Ergebnisse herangehe, möchte ich die möglichen Wege und Ziele solcher Deutung kurz darstellen. Im allgemeinen pflegt man, falls in einem Experiment Leistungen zweier psychopathologisch verschiedenartiger Gruppen zum Vergleich kommen, die Durchschnittswerte beider Gruppen zu berechnen, sie eventuell mit den entsprechenden Normalwerten zu konfrontieren und über- und unterdurchschnittliche Leistungen festzustellen. Zur Erklärung einer sich ergebenden unterdurchschnittlichen Leistungsfähigkeit einer Gruppe in bezug auf die Leistung A werden sodann eventuell anderweitig festgestellte Ergebnisse derselben Gruppe in betreff der Leistung B und C herangezogen, wobei man voraussetzt, daß die Fähigkeit zur Leistung A in gewissen

[1] Die halbrichtigen Angaben sind in die Tabelle als Fehler eingeordnet.

inneren Beziehungen und Abhängigkeiten steht, von der Fähigkeit B und C usw. zu leisten. Findet man nun die Leistungsfähigkeit für B, C usw. gestört, so hat man eine gewisse Erklärung für die Störung der Leistungsfähigkeit für A gewonnen und darf mit Recht sagen: wenn der Betreffende dieses und jenes nicht zu leisten vermag, begreife ich allerdings, daß er auch zu jenem ersteren nicht fähig ist. Nur darf eines nicht außer acht gelassen werden: der unterdurchschnittliche Ausfall einer psychischen Leistung (z. B. eine unzuverlässige Aussage) kann auf die allermannigfachste Weise zustande kommen, die allerverschiedensten Ursachen können beim Zustandekommen des Ergebnisses zusammen gewirkt haben. Man versperrt sich aber leicht den Blick für die Fülle der Wirklichkeiten, wenn man mit Hilfe eines oder zweier anderweitiger experimenteller Befunde das Zustandekommen einer solchen Leistung zu erklären sucht, zumal da die Eigenart gewisser mitwirkender Faktoren durch das Experiment gar nicht feststellbar, höchstens erschließbar ist (Stern z. B. erschließt aus der relativen Menge der auf die einzelnen Kategorien des Berichts fallenden Spontanangaben das Interesse der Vp. an diesen Kategorien). In den Massenversuchen der Normalpsychologie, in denen eine große Anzahl von Personen zu gleicher Zeit auf ihre Leistungsfähigkeit in dieser und jener Hinsicht geprüft werden, ist allerdings ein dem oben aufgezeigten entsprechender Weg der gangbarste, um die psychischen Zusammenhänge ihrer Leistungen kennen zu lernen, und eventuell Einblicke in Korrelationen zu gewinnen. Durch bloße Aufzeigung solcher Leistungszusammenhänge vermag man aber noch nicht zu einer eigentlichen Deutung zu gelangen. Eine solche erblicken wir in einer möglichst umfassenden Darstellung der den Leistungen zugrunde liegenden und sie ermöglichenden psychischen Vorgänge. Erst eine Betrachtung der zugrunde liegenden Vorgänge ermittelt uns das Verständnis für das Zustandekommen der Leistungen.

Eine solche Deutung ist nur auf Grund einfühlenden Verstehens des Einzelindividuums und seiner seelischen Verwicklungen zu gewinnen. In dieser Arbeit soll demgemäß nicht nur der zuerst aufgezeigte Weg abstrakt-theoretischer Berechnungen und Überlegungen beschritten werden, sondern auch der Versuch gemacht werden, von unten her nach oben hinauf zu schreiten, von

dem seelischen Zustande des Einzelindividuums in seiner konkreten Eigenart und dem individuellen Ablauf des Aussagevorganges auszugehen und durch lebendiges Erfassen des Wirklichen, das im Einzelindividuum vorgeht, das Allgemeine zu verstehen. So unvollkommen der angedeutete Versuch auch ausfallen sollte, prinzipiell scheint er mir durchaus durchführbar. Ja, das seelische Bild des Einzelindividuums, von dessen Betrachtung wir ausgehen, sollte noch durch Heranziehung der Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung der betr. Vp. bereichert werden. KÜLPE[1] hat das bereits prinzipiell für Assoziationsversuche an Manischen gefordert. Daß diese Forderung in der Psychopathologie wenigstens bei intelligenteren Vp. erfüllbar ist, ist auch in dieser Arbeit an einer nachträglichen Selbstbeurteilung einer Manischen über das Zustandekommen ihrer Aussage gezeigt worden.

Vergleich der Durchschnittszahlen bei Manischen und Depressiven.

Das folgende Kapitel bringt noch nicht eine eigentliche Deutung unserer Ergebnisse in dem erörterten Sinne. Wir werden vielmehr zunächst nur das wesentliche zahlenmäßige Ergebnis, die verschiedenartige Zuverlässigkeit der manischen und depressiven Aussage ins Auge fassen und auf theoretischem Wege einen und den anderen Erklärungsgrund dieser Verschiedenartigkeit ausfindig zu machen suchen. Wir verwenden als durchschnittliche Zuverlässigkeitswerte im folgenden speziell die für den ersten Bildversuch im Bericht und im Verhör mit Normalfragen resultierenden Werte. Es existiert nämlich für die Zuverlässigkeit im Bericht und in den Normalfragen eine für alle bisher untersuchten Normalpersonen geltende »Zuverlässigkeitskonstante«. Stellen wir nunmehr die Zuverlässigkeitswerte unserer beiden Gruppen im Berichte und in den Normalfragen dieser »Zuverlässigkeitsnormale« gegenüber, so ergeben sich folgende Zahlen:

Zuverlässigkeit (Treue)	Manische	Normale	Depressive
im Bericht	92,1 %	ca. 94 %	94,3 %
für Normalfragen	65,5 %	70—80 %	80,2 %.

[1] B. KÜLPE, Psychologie und Medizin, Zeitschr. f. Pathopsychologie, herausg. von Wilhelm Specht. 2. u. 3. Heft, S. 187. »Jedenfalls sollte man sich darüber klar sein, daß die assoziative Grundlage einer Wortreaktion ohne die Anwendung einer Selbstbeobachtung niemals mit Sicherheit festgestellt werden kann usw.«

Vergleiche untenstehende Tabelle. Die Treuewerte für die Manischen stehen also entschieden unter der Zuverlässigkeitsnormale, während die Treuewerte für die Depressiven an der oberen Grenze der Zuverlässigkeitsnormale liegen[1].

Zuverlässigkeitswerte bei primärem Bericht.

Experiment	Zuverlässigkeit in Proz.	Fehlerprozent
Bericht von 33 Studenten und Studentinnen über ein Bild (STERN)	94,2	5,8
Bericht von 61 Schülern über ein Bild (STERN)	94,4	5,6
Berichtsaussage von Soldaten über ein Bild (RODENWALDT)	94	6
Bericht von Pflegerinnen über ein Bild (schriftlicher Bericht, BREUKING)	94,4	5,6
Bericht von 5 Manischen über ein Bild (dieser Versuch)	92,1	7,9
Bericht von 10 Depressiven über ein Bild (dieser Versuch)	94,3	5,7

Zuverlässigkeitswerte bei einem Verhör von normaler Schwierigkeit.

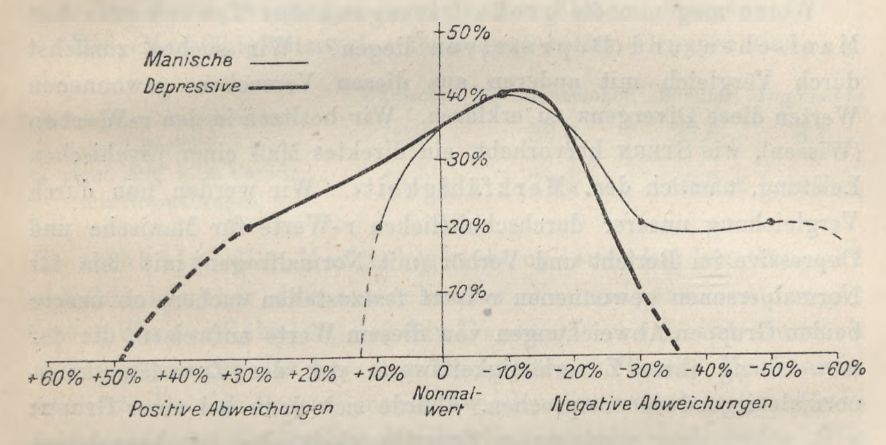
Experiment	Zuverlässigkeit in Proz.	Fehlerprozent
Verhör von 24 Schülern über eben gesehene Gegenstände (BINET)	73	27
Verhör von 12 Studenten und Studentinnen über ein Bild (WRESCHNER)	74	26
Verhör von 47 Schülern über ein Bild (Normalfragen, STERN) Gute Schüler:	71	29
Schlechte »	69	31
Verhör von Soldaten über ein Bild (Normalfragen, RODENWALDT)	77,8	22,2
Verhör von Pflegerinnen über ein Bild (Normalfragen BREUKING)	76	24
Verhör von 5 Arbeitern über einen Vorgang (LIPMANN)	81	19
Verhör von 24 Studenten über eine Örtlichkeit (STERN)	80	20
Verhör von 5 Manischen über ein Bild (Normalfragen, dieser Versuch)	65,5	34,5
Verhör von 10 Depressiven über ein Bild (Normalfragen, dieser Versuch)	80,2	19,8

Die beiden Gruppenwerte für die Normalfragen sind charakteristischer als die entsprechenden Berichtswerte. Wir veranschau-

[1] Natürlich bedarf dieser Satz durchaus der Nachprüfung, unser leider viel zu geringes Material erlaubt nicht, ihn schon als allgemeingültig hinzustellen.

lichen das Verhalten beider Gruppen in bezug auf ihre Zuverlässigkeit Normalfragen gegenüber noch einmal in einer Kurve, wobei betont werden soll, daß bei der geringen Zahl der untersuchten Fälle die Kurve nur ein ungefähres Bild des gegensätzlichen Verhaltens beider Gruppen geben kann.

Die Kurve stellt dem Prinzip nach eine Streuungskurve dar und zwar in einer ähnlichen Form, wie sie von STERN[1] zu differentiellpsychologischen Zwecken neuerdings konstruiert wurde. Dabei werden die Abszissen durch die »Maßzahlen«, die Ordinaten durch die jeder Maßzahl zukommenden »prozentualen Häufigkeiten« dargestellt.



Unter »Maßzahlen« verstehe ich die Abweichungen der einzelnen Treuewerte vom Normalwert (77,8 %) und zwar nicht die absoluten Abweichungen, sondern die »relativen« (z. B. für Vp. A [Treuewert 70 %] 7,8 : 77,8 = x : 100, Rel. Abweich. x = 10,0 %). Die einzelnen Werte der relativen Abweichungen werden in Gruppen eingeordnet und zwar so, daß z. B. eine Gruppe alle Werte von 0 % bis 20 %, die nächste die zwischen 20 % und 40 % usf. umfaßt. Diese Gruppeneinteilung wird für Manische und Depressive gesondert durchgeführt, beide Male nach der positiven und negativen Seite hin. Die beiden Kurven werden konstruiert, indem in der Mitte dieser Abweichungsgruppen die Ordinaten errichtet, und auf den Ordinaten die der betreffenden Abweichungsgruppe zukommenden »prozentualen Häufig-

[1] W. STERN, Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen (Leipzig 1911), Kap. XVI, Variationsstatistik.

keiten« abgetragen werden (d. h. der Prozentsatz sämtlicher Manischen bzw. Depressiven, der auf die betreffende Abweichungsgruppe fällt). Die Endpunkte der Ordinaten werden sodann miteinander verbunden. Wir erhalten so ein vergleichbares Bild von der Verteilung der manischen und depressiven Varianten. (Eine Normalkurve dieser Art steht leider nicht zum Vergleich zur Verfügung.) Unsere Kurven zeigen nun unverkennbar einen gewissen gegensätzlichen Charakter: die Kurve der Depressiven steigt von der positiven Seite her langsam an und fällt nach der negativen hin rasch ab, während die der Manischen sich so ziemlich umgekehrt verhält.

Woran mag nun die große Divergenz der Treuewerte bei Manischen und Depressiven liegen? Wir suchen zunächst durch Vergleich mit anderen aus diesen Versuchen gewonnenen Werten diese Divergenz zu erklären. Wir besitzen in den r-Werten (Wissen), wie STERN hervorhebt, ein direktes Maß einer psychischen Leistung, nämlich der »Merkfähigkeit«. Wir werden nun durch Vergleichung unserer durchschnittlichen r-Werte für Manische und Depressive im Bericht und Verhör (mit Normalfragen) mit dem für Normalpersonen gewonnenen r-Wert festzustellen suchen, ob unsere beiden Gruppen Abweichungen von diesem Werte aufweisen, die der Abweichung ihrer Zuverlässigkeitswerte von der Zuverlässigkeitsnormale irgendwie entsprechen. Würde sich dann bei einer Gruppe z. B. neben einer verringerten Zuverlässigkeit eine in ebensolchem Grade verringerte »Merkfähigkeit« ergeben, so dürfte man letztere als (allerdings nur einen) Erklärungsgrund für die verringerte Zuverlässigkeit ansehen.

Über eines muß man sich allerdings klar sein, wenn man den Ausdruck »Merkfähigkeit« gebraucht. Merkfähigkeit ist ein Leistungsbegriff einer »objektiven Psychologie« [1], der etwa den Begriffen der Übungsfähigkeit und Ermüdbarkeit an die Seite gestellt werden kann. Wenn einem solchen Begriffe der erhöhten oder verminderten Merkfähigkeit in diesen Untersuchungen irgendwelche Bedeutung zukommen soll, so kann es nur die einer erhöhten oder verminderten psy-

---

[1] Über den Gegensatz von »objektiver und subjektiver Psychologie« vergl. KARL JASPERS, Die phänomenologische Forschungsrichtung in der Psychopathologie, Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie, Sonderabdruck aus Bd. IX, Heft 3, Berlin 1912.

chischen Leistung sein. Die Frage nach den einer solch gestörten Leistung zugrunde liegenden psychischen Vorgängen (Störungen der Auffassung, des Behaltens, des Reproduzierens) ist mit der bloßen Aufweisung einer erhöhten oder verminderten »Merkfähigkeit« noch gar nicht gestellt. Darüber ist überhaupt theoretisch nichts auszumachen. Man kann nicht aus der verringerten Zahl richtig wiedergegebener Bildelemente ablesen, ob z. B. eine Vp. nicht bei der Sache war, oder ob sie auf alles aufmerksam eingegangen ist, aber im Augenblick der Frage erregt und verängstigt die richtige Antwort nicht gefunden hat. Einzig innerliches Miterleben des individuellen Aussagevorganges kann darüber Klarheit bringen.

Die »Merkfähigkeitswerte« für unsere beiden Gruppen sind:

	Manische	Normalpersonen	Schüler	Depressive
r_s (richtige Angaben im Bericht)	10,3	33,6	23,6	8,1
r_n (richt. Ang. % im Verhör mit Normalfragen)	56,5 %	72,5 %	66,0 %	44,9 %

Es steht also die »Merkfähigkeit« unserer beiden Gruppen erheblich unter der erwachsener Normalpersonen, sogar unter der der Schüler, bei den Depressiven scheint sie noch etwas geringer als bei den Manischen. Für die Manischen existiert also eine Proportionalität zwischen ihrer verringerten »Merkfähigkeit« und der großen Unzuverlässigkeit ihrer Aussage. Wir finden damit einen wesentlichen Erklärungsgrund für die Unzuverlässigkeit der manischen Aussage. Es muß nun auffällig erscheinen, daß die Aussage der Depressiven bei deren geringerer Merkfähigkeit eine so hohe Zuverlässigkeit besitzt. — Einen Anhaltspunkt zur Deutung dieser auf den ersten Blick verwunderlichen Tatsache geben uns die hohen u-Werte, die auf allen Tabellen der Depressiven wiederkehren und die Normal-u-Werte weit überragen. Sie weisen auf eine abnorm große Unsicherheit hin. Solche Unsicherheit wäre nun, soweit sie nur auf mangelhaftem Wissen beruht, nicht weiter merkwürdig und könnte in keiner Weise die hohen Treuewerte erklären. Nicht Unsicherheit allein kommt also in den hohen u-Werten der Depressiven zum Ausdruck, sondern noch etwas anderes: eine übermäßig gesteigerte Vorsicht, denn die große Zuverlässigkeit der Aussage der Depressiven ist bei ihrem mangelhaften

Wissen nur durch die Annahme weitgehender Urteilsvorsicht erklärbar. Noch deutlicher wird das alles, wenn wir den u-Werten beider Gruppen die f-Werte gegenüberstellen. Wir sehen dann sogleich eine auffallende Verschiedenheit. Die Tabelle 1 zeigt uns ohne weiteres: ausnahmslos ist das Verhältnis $\frac{u_g}{f_g + u_g}$ bei den Depressiven größer als bei den Manischen. (Dieser Quotient kann, genau genommen, ohne weiteres nicht zur Bestimmung der Urteilsvorsicht dienen, dazu bedürfte es der Entgegensetzung von geäußerter Unsicherheit zu subjektiv vorhandenem, ungenauem Wissen. Nun bedeutet aber der im Nenner vorhandene f_g-Wert nicht nur subjektiv ungenaues Wissen, er begreift auch das vermeintlich sichere Wissen mit in sich. Dieses aber darf natürlich niemals in den Nenner des Quotienten hineinkommen, da es niemals Anlaß zu u-Angaben geben kann. Solche f-Aussagen, bei denen die Überzeugung der vermeintlichen Richtigkeit so groß ist, daß ein »Ich-weiß-nicht« überhaupt nicht in Betracht käme, werden nun allerdings nicht allzu häufig sein. Wir brauchen diese Fehlerquelle also nicht so hoch einzuschätzen, zumal, da sie beide Gruppen gemeinsam trifft.) Auch dieser Quotient gibt also einen wichtigen Hinweis auf die beträchtlich erhöhte Urteilsvorsicht der Depressiven gegenüber der Gruppe der Manischen.

Bärwald[1] hat eine direktere Prüfung der Urteilsvorsicht angegeben und erprobt. Er ließ dasjenige unterstreichen, dessen der Aussagende nicht ganz sicher war, das ihm als zweifelhafte Aussage erschien, und wertete als vorsichtiges Urteil sowohl diese unterstrichenen Angaben als spontane Zweifelsäußerungen der Versuchspersonen. (Unterstreichungen + Zweifelsworte = zw.) Für unsere Versuche hätte das Unterstreichenlassen eine zu große Komplikation dargestellt, ich beschränkte mich daher auf die Zählung der spontanen Zweifelsäußerungen im Bericht und Verhör (= z_w) (z. B. ich meine, ich denke, wahrscheinlich usw.). Dabei wurden Ausdrucksweisen, die nur möglicherweise ein zurückhaltendes Urteil manifestieren, nicht als Zweifelszeichen mitgezählt, da die Grenzbestimmung, ob sie ein Zeichen von Urteilsvorsicht darstellen oder nicht,

[1] Bärwald, Experimentelle Untersuchungen über Urteilsvorsicht und Selbsttätigkeit. Zeitschr. f. angew. Psychologie, 2. Heft.

zu schwankend ist (BÄRWALD). Es wurde nun 1. unser z_w-Wert in Analogie zu BÄRWALDS Vorgehen zu f in Beziehung gesetzt und 2. der Quotient $\frac{f_w}{f}$ bestimmt, worin f die Gesamtheit der Fehler, f_v die »gewarnten Fehler« bedeutet, bei denen ein Zweifelszeichen andeutet, daß das Unsicherheitsbewußtsein des Urteilenden ihn richtig gewarnt hat. Dieser Quotient sagt uns, wie oft die Urteilsvorsicht verhältnismäßig da eingegriffen hat, wo sie nötig war. Sieben unserer Versuche wurden daraufhin besonders ausgewertet[1]. Es ergeben sich

$\frac{z_w}{f}$ wieviel spontane Zweifel auf 100 Fehler?

Manische:	B	5,3	E	47,3
Depressive:	I	64,5	K	120
	L	30,3	O	60
	P	76,9		

$\frac{f_w}{f}$ wieviel gewarnte Fehler unter 100 Fehlern?

Manische:	B	5,3	E	32,8
Depressive:	I	12,9	K	53,3
	L	18,2	O	30
	P	46,2		

Die Resultate sind natürlich ergänzungsbedürftig, sie geben aber wenigstens eine anschauliche Illustration von der Größe der Divergenz, den die Gegensätze manisch und depressiv in bezug auf die Urteilsvorsicht erreichen können. (Vgl. Vp. B und K[2].)

Die Divergenz der manischen und depressiven Zuverlässigkeitswerte der ersten Bildaussage haben wir also wenigstens zum Teil durch die verschiedene Größe der mitwirkenden Urteilsvorsicht zu

[1] Nur bei diesen sieben kann ich für die erforderliche genaue Protokollierung der Zweifelsangaben einstehen.

[2] Ganz einwandfrei scheint mir die vorstehende Methode für unsere Zwecke nicht zu sein, da sich bei der Durchsicht der hier nicht berücksichtigten Protokolle ergab, daß auch eine Manische (Vp. C) eine ziemlich große Zahl spontaner »Ich-mein', ich-denk'« usw. Angaben aufwies, dem unmittelbaren Eindruck nach allerdings durchaus keine Zweifelsäußerungen, sondern nur spielerisch-einfallsmäßig angebrachte Zusätze.

erklären vermocht. Wir werden nun sehen, daß sich die noch größere Divergenz der Zuverlässigkeitswerte bei der Aussage über das zweite, kompliziertere Bild in ähnlicher Weise erklärt. Vergleichen wir nämlich die $\frac{u_g}{f_g + u_g}$-Werte beider Gruppen der Gesamtaussage (Tab. 17), so finden wir, daß die Werte für die Depressiven bei allen Versuchspersonen höher sind als die der Manischen. Also auch hier derselbe große Unterschied in der Urteilsvorsicht beider Gruppen wie beim ersten Bildversuch.

Die individuelle Variation der Aussage im manischen und depressiven Zustand.

Wir kommen nunmehr zur individuellen Variation der Aussage innerhalb unserer beiden Gruppen. Sie soll uns die individuellen Differenzen innerhalb einer Gruppe in ihrer Eigenart und die Variationsbreite der betreffenden Gruppe kennen lehren, und uns weiterhin eine Deutung unserer zahlenmäßigen Ergebnisse vermitteln. Wir versuchen im Folgenden zunächst die individuelle Aussage aus dem Krankheitszustande und dem psychischen Status der betreffenden Versuchspersonen heraus verständlich zu machen und zu deuten. Vorausgeschickt seien einige Worte über das Verhalten der Versuchspersonen dem Versuch gegenüber.

Die Art und Weise, wie die einzelnen Versuchspersonen dem Versuch gegenübertraten, gestaltete sich höchst verschieden. Die Manischen traten in ihrer frohen zuversichtlichen, vergnügten Art dem Versuch meist wie einer netten Spielerei gegenüber, lachten und amüsierten sich, wenn sie bei der Korrektur ihre Fehler bemerkten. Sie nahmen die Sache leicht, waren nicht sehr dabei, aber doch für dies und jenes interessiert. So boten die Manischen ein gleichförmigeres Bild als die Depressiven. Was deren Anteilnahme am Versuch betrifft, so war sie recht verschiedenartig: die einen waren abgelenkt, viel zu sehr ihren depressiven Inhalten hingegeben, als daß sie dem Versuch genügende Teilnahme widmen konnten (sie hatten keinen Sinn, keine Gedanken dafür, wie eine Versuchsperson bemerkte), andere versuchten mühevoll ihre Hemmungen zu überwinden und bemühten sich sichtlich mit großer Gewissenhaftigkeit dem Versuch die erforderliche Anteilnahme entgegen-

zubringen, besonders ängstliche brachen sogar in Klagen aus, wenn sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlten. Wieder andere, die sich lösenden Depressionen, nahmen die Sache nicht so schwer, gingen freier und zuversichtlicher an den Versuch heran.

Wir bringen von jeder Versuchsperson einen Bericht über den Krankheitszustand zur Zeit des Versuches, einen kurzen Versuchsstatus und eine Charakteristik ihrer Aussage.

Vp. A.

Krankheitszustand: Immer munter, immer vergnügt, doch nie sehr produktiv, kommt zwar in ihren Erzählungen von einem zum andern, bleibt aber dabei in einem recht engen Vorstellungskreis.

Versuchsstatus: Beim Versuch freundlich und zutunlich, gern einmal abschweifend, aber immer wieder leicht zu fixieren.

Charakteristik der Aussage: Der Bericht eine nackte Aufzählung einiger Bildinhalte ohne irgendwelche Ordnung und Verknüpfung, die Personen werden ganz fortgelassen, gleich mit dem ersten besten Bildinhalt (dem Hund) begonnen. Unsachliche, nur im persönlichen Interesse der Vp. begründete Bevorzugung einzelner Bildinhalte: im Bericht keine einzige Person genannt, wohl aber das Kruzifix (Begründung »Jesus und Maria und Kruzifix haben wir zu Haus«). Beim Betrachten des zweiten Bildes fast kindliche Freude; »Ah, hei Donnerwetter, hat's da Totenköpf« usw. Der zweite Bericht voll illusionärer Phantastik: »Also tote Soldaten, totes Pferd, Totenköpf und Spieß zum Totstechen, Herr Doktor, und Totenköpf und tote Knaben und tote Mädchen, ganz in Gestalt sind auch drauf« usw. (Wohl spielerisches Beharren bei dem Worte »tot«.) Bleibt auch in der Korrektur dabei, daß da »lauter tote Körper« sind. Wilde hemmungslose Phantastik auch im zweiten Verhör: z. B. der Reiter vom Pferd heruntergeschossen, das Pferd zusammengestürzt, Frau und Kind tot. Keine schwere Herabsetzung des Wissens, aber große Fehlerhaftigkeit, ganz besonders in bezug auf Farben- und Suggestivfragen. Alle Fehlerarten: außer den genannten Ausschmückungen, Verwechselungen, Leugnungen, und Lokalisationsfehler. Als Fehlermotive sind neben der erwähnten Neigung zur Phantasterei launenhafte Spielereien deutlich erkennbar; letztere haben vor allem die vielen Farbenfehler verschuldet (Pat. beantwortet fast jede Farben-

frage mit »so gelb«. Offensichtlich eine Marotte, die sie auch bei der zweiten Bildaussage festhält.) Vp. ist unüberlegt, sorglos und flüchtig in ihrer Aussage, der suggestiven Fragewirkung infolge ihrer Anregbarkeit sehr stark hingegeben, rafft sich Suggestivfragen gegenüber nicht ein einziges Mal zu einem Bekenntnis ihres Nichtwissens auf.

Vp. B.

Krankheitszustand: Manische Erregung, mit ständigem Rede- und Bewegungsdrang. Immer heiter, aber nicht sehr produktiv, zahlreiche »Mätzchen«, seltsame Stellungen, schneidet lustige Gesichter, macht unerwartete Scherze, nur wenig beeinflußbar.

Versuchsstatus: Vp. kommt mit sehr belustigtem Gesicht ins Zimmer, erzählt, sie habe Geburtstag, schweift von einem aufs andere ab, entwickelt großen Rede- und Bewegungsdrang und gerät ab und zu ins Singen. Beim Versuch wegen ihres ideenflüchtigen Abschweifens nur schwer fixierbar.

Charakteristik der Aussage: Im Bericht kurze, knappe, schlagfertige Aufzählung der wichtigsten Bildinhalte, echt manischer Abschluß: »das war alles, es ist alles vollbracht, Vater, dir empfehle ich meinen Geist«. Der zweite Bericht, in dem sie etwas vom bösen Feind und dergleichen redet, läßt auf ganz flüchtige Beobachtung und völlige Verkennung des zweiten Bildes schließen. Im Verhör sehr geringes Wissen. Im Falle des Nichtwissens versucht Vp. öfters die Frage zu umgehen oder wenigstens Kompromisse zu schließen. Gibt die Frau nicht Essen auf? — »Sie muß es erst bringen, mittag um $^1/_2$12 Uhr kriegen wir Mittagessen.« Hat die Frau nicht schwarze Haare? — »Keine schwarzen, nicht schwarze, nicht braune, Mittelfarbe.« Farbe des Puppenkleides? — »Mißfarbe.« Viele Fehler im Verhör, neben Lokalisationsfehlern auffallend viele Leugnungen. (Krug, leerer Stuhl, Bilder, Bett im Bauernstubenbild und Soldaten im zweiten Bild werden weggeleugnet). Außerdem phantastische Ausschmückungen: »Hund sitzt mit Hinterfüßen fest, die Vorderfüße in die Höhe«. Gegend des zweiten Bildes? — »Das ist die Hölle.« Den Fehlermotiven nach sind bemerkenswert: Fehlurteile auf Grund logischer Überlegungen (wieviel Löffel? »Drei Löffel, daß man dem Kind was geben kann«); sowie Fehlurteile durch Übertragung eigener Verhältnisse: auf Frage nach Bett? — »Kein Bett, wir tun unsere

Betten in die Schlafkammer.« Geringe Zuverlässigkeit der Aussage, auffallende Unzuverlässigkeit der Hauptangaben. Scheinbar erhöhte Widerstandskraft Suggestivfragen gegenüber, zum Teil wohl auf sog. »Kontrasuggestion«[1] zurückzuführen, worauf ihre auffallend vielen Leugnungen gegenüber gewöhnlichen Verhörsfragen hindeuten.

Vp. C.

Krankheitszustand: Typische, ziemlich leichte Hypomanie. Vergnügt, fühlt sich sehr gesund, redet viel, scherzt. Ideenflucht angedeutet, ebenso Ablenkbarkeit. Erotisch, ganz selten einmal gereizt.

Versuchsstatus: Während des Versuches mutwillig, ausgelassen, lacht beständig. Zu allerhand Scherzen und Streichen geneigt. Will, wenn sie eine Verhörsfrage nicht weiß, immer gern noch einmal nach dem Bild greifen: »Muß ich doch mal hineinsehen«. Wortwitze: »Wer hat das gemalt, ich kann nicht malen, ich kann nur Kaffee mahlen«. Trotz allem aber einigermaßen fixierbar.

Charakteristik der Aussage: Im ersten Bericht uninteressiert, wenig produktiv, abgelenkt; nur ganz wenige spontane Angaben unverbunden aneinander gereiht. Ungenaue, schiefe Auffassung des zweiten Bildes, ganz dürftiger phantastischer zweiter Bericht: »Mit dem Pferd da, das tut mir so leid, weil es umgefallen ist, ein Mann, ein Bursch, das Gestell des Toten«. Geringe Spontaneität, aber auf Fragen sehr anregbar, durch das Verhör wird noch ein relativ beträchtliches Wissen aus der Latenz hervorgeholt. Ihr Wissen scheint weitgehend durch ihr auswählendes Interesse bestimmt, sie meint selbst in der Korrektur zum zweiten Bildversuch: »Ja, fürs Pferd interessier' ich mich nicht so, Soldaten sind da, die interessieren mich« usw. Motiviert ihr Nichtwissen für einen Gegenstand öfters mit ihrem mangelnden Interesse, z. B. auf Frage nach dem Schrank? — »Doch, vielleicht ist einer da, interessier' mich nicht für den Schrank«. Viele Antworten unsachlich, egozentrisch, z. B. war ein Offizier auf dem Bild? — »Nein, die suchen sich was besseres als Odenwälder Mädel«. Manche Antworten bloß einfallsmäßig hingeworfen, z. B. ist ein Krug zu sehen? — »Ja, Sie dürfen einen hin-

[1] Vgl. Lipmann, Die Wirkung von Suggestivfragen, Zeitschr. f. angewandte Psychologie, II S. 230.

malen«, dessen Farbe? — »Schwarz-weiß-rot«. Manchmal Wendungen ins Scherzhafte, z. B. ist da ein Rohrstuhl oder Holzstuhl? — »Holzstuhl ist besser«. Ist ein Ofen im Zimmer? — »Doch vielleicht wenn's ein bissel kalt ist«. Bei solch spielerischem Ausweichen wurden die Fragen natürlich noch einmal gestellt und auch zum Teil beantwortet. Öfters scherzhafte Zusätze und Bemerkungen. Kanonen gesehen? — »Ja, eine, sie geht aber nicht los« u. dgl. Fast alle Antworten schnell und schlagfertig hingeworfen, manche aber auch durch »Zweifelsworte« wie ich mein', ich denk' u. dgl. eingeleitet, die ganz spielerisch einfallsmäßig angebracht werden.

Im ganzen ziemlich inkorrekte, unzuverlässige Aussage mit vielen voreiligen und einfallsmäßigen Fehlangaben. Suggestivfragen gegenüber ist Vp. wenig widerstandsfähig: wohl weniger eigentliche Suggestibilität als hemmungslose Anregbarkeit.

Vp. D.

Krankheitszustand: Unruhig, sehr lebhaft gestikulierend, spricht viel und rasch. Ideenflüchtig, sehr anregbar, in heiterer Grundstimmung, zu Witzen und Reimereien geneigt.

Versuchsstatus: Beim Versuch sehr heiter, anregbar, fortwährend weiter schweifend und nur mit Mühe zu fixieren.

Charakteristik der Aussage: Der erste Bericht ein merkwürdiges Gemisch aus Gesehenem, Hineingedeutetem, mit den Bildinhalten irgendwie verknüpften eigenen Erlebnissen, kritischen Bemerkungen und sprichwörtlichen Redewendungen. Trotz seiner großen Länge enthält der Bericht eigentlich nur wenig Positives, dagegen ist er verhältnismäßig fehlerhaft, durch sehr auffällige Deutungsfehler charakterisiert. »Da hab' ich gesehen, daß die Frau nicht am Tisch sitzt, daß der Mann nicht zufrieden ist . . . Das sieht man dem Manne auf den ersten Blick an, daß er nicht zufrieden ist, daß sie ihm zuredet, daß er zufrieden sein soll, daß sie ihn beschwichtigt. Was sollen die Kinder da hören und sehen, wenn kein Friede ist. . . . Vom Häuschen aus wird die Welt regiert, vom Kleinsten hängts Größte ab, wenn alles in Ordnung wär', tät die Frau sitzen, Mann und Frau sitzen gegenüber[1].« Im zweiten Bericht ähnliche, wenn

[1] Berichtsart des »selbsttätigen Typus« BÄRWALDS wenigstens der Tendenz nach, über das Gegebene hinauszugehen.

auch einfühlbarere Deutungen, z. B. der Reiter vom Roß gefallen, habe sich den Speer selbst in die Brust gestoßen. Der zweite Bericht von dramatischem Schwung. »Da liegt ein Mann, er scheint ein Reitersmann zu sein, der vom Roß gefallen ist. Er hat sich den Speer selbst in die Brust gestochen, das Pferd leckt an seinem Herzen . . . Oben erscheint der Tod, der Sensenmann. Es ist wie Feuer und Flamme usf. Flammen sind da, als wenn's vom Himmel herunterkäme . . . Jedenfalls eine gottgewollte Sache. Für den Tod ist kein Kraut gewachsen, der steht jedem bevor. Der Mensch erlebt, er sei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag.« Im übrigen wimmelt die Aussage von Fehlern der mannigfachsten Art. Außer den erwähnten Deutungsfehlern sind phantastische Umdichtungen besonders bemerkenswert. Dem »Tode« werden im Verhör ein weißes Totenhemd und »so mittelalterliche Kleider« angedichtet, die Szenerie des Bildes in einen Gutshof verlegt. Außerdem auffallend viele Leugnungen, dagegen werden Kleinigkeiten oft richtig angegeben. Die ganze Aussage in sehr zuversichtlichem und bestimmtem Ton, nur wenig unsichere Angaben (im zweiten Bildversuch überhaupt keine, ein bedenkliches Zeichen von Unvorsichtigkeit). Weitgehende Beeinflussung durch Suggestivfragen, in bezug auf den suggerierten Schrank werden alle Detailfragen eingehend beantwortet.

Vp. E.

Krankheitszustand: Immer gleichmäßig heiter und gesprächig, kommt vom Hundertsten ins Tausendste, weiß jedesmal, wenn man zu ihr kommt, wieder etwas Neues zu erzählen, meist kleine Anekdoten aus ihrem Leben oder aus ihrer Bekanntschaft, wobei sie die Schwächen ihrer Mitmenschen gerne in ein grelles Licht stellt. Findet belanglose Einzelheiten ihrer Geschichtchen »schrecklich komisch« und vermag darüber in förmliche Lachkrämpfe zu geraten.

Versuchsstatus: Beim Eintritt ins Versuchszimmer sogleich für alle Einzelheiten des Zimmers sehr interessiert, sucht an allen Gegenständen Ähnlichkeiten mit irgendwelchen anderen früher gesehenen herauszufinden. Zeigt lebhafte Anteilnahme am Versuch, findet das Bauernstubenbild »ausgezeichnet«, das Totentanzbild »aber noch viel interessanter, weil so viele Tote darauf seien«.

Charakteristik der Aussage: Lebhaft interessierte, im allgemeinen mit großer Bestimmtheit abgegebene Aussage. Der erste Bericht sehr regellos und sprunghaft, beginnt mit der Wiege und der kleinen Puppe und erwähnt erst dann den »Tisch mit den Bauersleuten«. Beim Ansehen des zweiten Bildes lebhafte Erregung, trotz wiederholter Beruhigungsversuche großer Redeschwall: »Da liegt einer tot, o lieber Gott, ist der denn ermordet worden? Das Vieh kann aber auch auf ihn getreten sein. Sind das Kasernen oder was? Ich weiß ja nicht, wie sich die Geschichte verhält! Da steht ein Skelett, was hat denn das in der Hand? Komisch, merkwürdig, komisch ist das Bild« usw. Trotz lebhaften augenblicklichen Interesses kein ergiebiger zweiter Bericht, sie vergißt in ihrer Flüchtigkeit den »Tod« zu erwähnen und verliert sich in Abschweifungen. Beträchtliche Fehlerhaftigkeit im Verhör. Viele leicht vermeidbare Fehler (die strikten Leugnungen der Löffel, des Kruges und Stuhles im ersten Bild), wenn auch nicht gerade unvorsichtige Aussage. Den Fehlermotiven nach manche offenbar geratene Antwort.

Nach Ablauf jeder der beiden Bildversuche wurde bei dieser Vp., die ihrer Bildungsstufe nach über den anderen Vp. stand, der Versuch gemacht, ihre Selbstbeurteilung zur Feststellung ihrer Fehlermotive heranzuziehen. Es wurden ihr nach Aufforderung zu möglichster Konzentration die einzelnen in Betracht kommenden Fragen noch einmal zusammen mit ihrer Antwort vorgelegt und Vp. gefragt, wie sie zu dieser oder jener Antwort gekommen sei. Sie gab nun unumwundener als man annehmen konnte, die Unüberlegtheit mancher Antworten zu. Im einzelnen ergab sich folgendes:

Selbstbeurteilung:

Fehlerquellen: A. Überzeugte Aussage.

1. Mangelhafte Beobachtung des Bildes: Leerer Stuhl auf dem Bild? — »Keiner«.

Begründung: »Nicht gesehen, hab' gemeint, wär' keiner da«.

2. Verwechselungen, Vertauschungen: Farbe der Wiege? — »Rosa«.

Begründung: »Gesehen, daß Deckbett rosa ist, hab's verwechselt«.

B. Blinde Aussagen (ohne Überzeugung).

1. Urteile, auf Grund gewohnheitsmäßiger Wahrscheinlichkeiten: Farbe der Schürze? — »Weiß«.

Begründung: »Dachte, sie hätt' weiße Schürze, weil man das gewöhnlich zum roten Rock trägt«.

Wie sieht die Zimmerdecke aus? — »Weiß«.

Begründung: »Weil ich mir gedacht hab', Zimmerdecken sind weiß«.

2. Urteile auf Grund kritikloser Übertragungen bekannter Verhältnisse: Farbe der Gewichte? — »Schwarz«.

Begründung: »Wir haben zu Hause schwarze Gewichte«.

3. Ungenügend begründete leichtfertige Antworten: Steht oder sitzt die Frau? — »Die Frau sitzt«.

Begründung: »Im Auge gehabt, daß jemand saß, nicht gewußt, ob Frau oder Mann«.

4. Blindes Raten: Liegt nicht eine Tischdecke auf dem Tisch? — (Suggestivfrage) »Ja«.

Begründung: »Ja, das hab' ich nur grad so herausgesagt«.

Vp. F.

Krankheitszustand: Eintönige Depression, rührselig, arztbedürftig. Vorwiegend körperliche Klagen. Später steht sie auf, arbeitet, hat immer eine Reihe von Anliegen, die sie in unzufriedenem Tone vorbringt. Drängt lebhaft weg, ist einsichtslos für ihren Krankheitszustand und dissimuliert.

Versuchsstatus: Geht nur ungern und zögernd auf den Versuch ein, »ich kann's nicht, ich bring's nicht zustand, wenn man in dem Alter ist«. Man muß ihr erst zureden. Bleibt einsilbig und wortkarg, Stimmung deutlich depressiv.

Charakteristik der Aussage: Schon beim Beginn des Versuches Äußerungen intensiver Hemmungsgefühle, sichtlich hochgradige Erschwerung des Auffassens und Reproduzierens. Ganz kärgliche Berichte: einfache Nebeneinanderstellung ganz weniger Bildinhalte. Bei ihrer geringen Anregbarkeit und ihrem schwerfälligen Gedankengang wirkte auch das Verhör nicht als Reproduktionshilfe, demgemäß auch im Verhör sehr geringes objektives Wissen. Dabei sehr wenige Fehler, im zweiten Bild gar keine. Obwohl sie im Verhör nicht einmal das Sinnfällige weiß (ob ein Bett im Zimmer, ob Bilder und Uhr auf dem Bilde sind), ist ihre Aussagetreue doch sehr hoch. Über ihre Suggestibilität ist bei der geringen Zahl diesbezüglicher positiver Antworten nichts auszumachen.

Vp. G.

Krankheitszustand: Leichter Mischzustand: Ideenflucht, vieles Reden, dabei deutliches Krankheitsgefühl und mannigfache Befürchtungen. Beeinflußbar, arztbedürftig. In der Stimmung uneinheitlich.

Versuchsstatus: Trauriger, bekümmerter Gesichtsausdruck, in der Stimmung ein trübseliger Unterton. Ausgesprochenes Krankheitsgefühl, ein wenig ängstlich und weinerlich, sehr aussprachebedürftig. Dem Versuch gegenüber verständnisvoll, manchmal leicht abschweifend.

Charakteristik der Aussage: Durch den Anblick des ersten Bildes werden in der Vp. lebhafte Erinnerungen an das eigene Heim geweckt, und es tauchen intensive Heimwehgefühle auf (im ersten Bericht): »Herr Doktor, das geht mir zu nah, das kann ich nicht sagen, da war ein Kind, das tut mir zu weh, daß ich so aussagen muß. Es ist mir alles so alt und so neu.« Von diesen wehmütigen Gefühlen ganz gefesselt, bringt Vp. nur einen ganz spärlichen Bericht zustande. Aber auch im Verhör ist ihr objektives Wissen nur sehr gering. Sie beantwortet fast alle Fragen mit »ich weiß nicht«, zeigt sich ungemein unsicher, weiß nicht, ob eine Frau oder ein Knabe auf dem Bild war, nichts von der Wiege, dem Bett, den Fenstern, den Bildern und der Uhr anzugeben. Weiß es nicht, oder ist doch vorsichtig genug, bei ihrem mangelhaften Wissen nichts Positives auszusagen. Hat ein starkes Bedürfnis, sich wegen ihrer Unsicherheit zu entschuldigen; »war halt so aufgeregt, daß ich nicht genau betrachtet hab', hab' nichts mit Interesse betrachtet — war halt so erschrocken«. Dabei ist ihre Aussage fehlerlos. Suggestivfragen gegenüber ist sie außerordentlich vorsichtig. Im zweiten Bildversuch etwas freier. »Nicht mehr so erschrocken«, wie sie selbst nachher angibt. Dabei ist die zweite Bildaussage etwas weniger zuverlässig. Der zweite Bericht stellt eine ganz kurze, ungenaue, etwas phantastische Wiedergabe des Bildes dar und ist in der deutenden Art des »selbsttätigen Typus« gehalten; es sei entweder ein Urteil oder eine Verurteilung und es sterbe einer, vor dem sich die Leute fürchten. Wenn's nicht Verurteilung wäre, wären die Soldaten nicht da. Es sei im Wald (!), es sei etwas Außergewöhnliches.

Vp. H.

Krankheitszustand: Stimmung nicht eigentlich depressiv. Sie ist gequält, besorgt, vielleicht zuweilen verzweifelt, immer im Zusammenhang mit ihren »Gedanken«, dagegen nicht eigentlich traurig. Keine Versündigungs- und Kleinheitsideen.

Versuchsstatus: Vp. macht einen gedrückten, etwas unsicheren Eindruck. Sie ist ohne stärkeres Aussprachebedürfnis, aber auf Ermunterung doch mitteilsam, spricht mit leiser monotoner Stimme, öfters verlegen lächelnd, nur bei Erzählung ihrer Erlebnisse etwas lebhafter. Am Versuch nicht interessiert, abgelenkt, antwortet in auffallend leisem, unsicherem Tone.

Charakteristik der Aussage: Deutlich abgelenkt, gibt im ersten Bericht nur zwei Angaben (Bauernfamilie, zwei Kinder). Meint auf Ermahnung »soll ich noch etwas sagen?« Gibt dann noch eine dürftige Aufzählung der Hauptpersonen und Gegenstände. Auch ihr Bericht über das zweite Bild gibt dies nur in großen Zügen wieder. Im Verhör sehr unsicher, viele unbestimmte Angaben. Infolge ihrer teilnahmlosen, unaufmerksamen Bildbetrachtung ist ihr Wissen nur gering (weiß z. B. nicht, ob Fenster im Zimmer). Suggestiven Verführungen entgeht sie durch vorsichtige Zurückhaltung. Trotz ihrer Unsicherheit ist ihre Aussage doch treu und zuverlässig.

Vp. I.

Krankheitszustand: Die letzte Zeit ziemlich ruhig, nur noch ein wenig gedrückt, äußert Entlassungswünsche und neue Lust zur Arbeit.

Versuchsstatus: Kaum noch gebundenes Verhalten, nur noch wenig agil, ziemlich gleichförmig. Steht ihrem früheren Zustand kühl betrachtend gegenüber. Erzählt wie es über sie gekommen sei »so plötzlich, wie wenn man ein Licht anmacht«; mit Angst, Unruhe, Mutlosigkeit und Lebensüberdruß. Beim Versuch nicht gerade interessiert, aber aufmerksam.

Charakteristik der Aussage: Die Berichte knappe, schmucklose Aufzählungen der wesentlichsten Bildinhalte. Wenig farbig und unergiebig. Im zweiten Bericht einzelne schüchterne Deutungsversuche »scheint Krieg oder Aufruhr zu sein, oder so was. Ich

mein', daß dies Zerstörung darstellt, nicht?« Das Verhörswissen relativ reicher. Unter ihren Fehlern sind viele Leugnungen auffallend[1]. Keine besonders zuverlässige, im ganzen jedoch vorsichtige Aussage, besonders Suggestivfragen gegenüber.

Vp. K.

Krankheitszustand: Die letzte Zeit ein wenig heiterer, nur noch gelegentliches Auftauchen von Insuffizienz- und Hemmungsgefühlen.

Versuchsstatus: In der Unterhaltung ganz heiter, aber deutlich motorisch unruhig. Gelegentliches leises Seufzen, ein etwas unfreier, ängstlicher Blick. Bei Beginn des Versuchs ein unverhohlenes Geständnis ihrer Ängstlichkeit: »Ach Herr Doktor, gehen Sie mit mir nicht zu streng ins Gericht«.

Charakteristik der Aussage: Vp., die in der Unterhaltung eine ruhige Heiterkeit an den Tag legt, wird bei der Anstellung des Versuchs ein wenig ängstlich. Fühlt sich durch das Bild betroffen. Mit einem Blick auf die abgebildete Frau »ich bins doch nicht, oder bin ichs«. Ganz dürftiger Bericht. Nennt nur wenige Einzelheiten, keine einzige der Personen. Im Verhör sehr unsicher, sehr viel unbestimmte Angaben, weiß über die gröbsten Bestandteile des Bildes nicht Bescheid, ob Wiege, Bett, Fenster im Zimmer waren u. dgl. Infolge ihrer starken Auffassungs- und Reproduktionsstörungen sehr geringes objektives Wissen. Die Reproduktionserschwerung kommt der Vp. selbst während der Aussage intensiv zum Bewußtsein. »Ja, es ist zu schnell, so viel kann ich nicht behalten, es entfällt mir, mein Gedächtnis verliert sich im Augenblick, ich weiß nicht, ich verlier' die Worte im Mund, wenn ichs sagen will, weiß ich es nicht mehr.« Trotz allem ist die Aussage nicht übermäßig fehlerhaft, da Vp. sehr vorsichtig ist. Die Vorsicht zeigt sich besonders Suggestivfragen gegenüber, denen sie allerdings andererseits ein paar Mal in ihrer Ängstlichkeit unterliegt.

---

[1] Bei ihrem großen Mißtrauen gegen Suggestivfragen lassen die Leugnungen wohl die Deutung zu, daß sie bei den entsprechenden »richtigen Erwartungsfragen« z. B. »ist ein Rouleau da« u. dgl. eine suggestive Verführung witterte und dieser ausweichen wollte.

Vp. L.

Krankheitszustand: Die Traurigkeit ist mehr und mehr gewichen, Vp. ist ganz heiter, zugänglich, die Entlassung steht unmittelbar bevor.

Versuchsstatus: Gar keine Gebundenheit mehr, ist sehr zugänglich, zeigt offensichtliche Freude, daß ihre Krankheit dem Ende entgegengeht. Beim Versuch aufgeräumt, interessiert.

Charakteristik der Aussage: Knapper, schmuckloser Bericht, ziemlich freie, zuversichtliche, aber nicht besonders zuverlässige Aussage, da Vp. nicht immer vorsichtig und zurückhaltend genug ist. Keinerlei auffallende Fehler, ziemlich große Suggestibilität.

Vp. M.

Krankheitszustand: In den letzten Wochen immer dasselbe Bild: Vp. ist geordnet, unauffällig, freundlich, fleißig. Bei Beschäftigung mit ihr manchmal noch etwas ratlos, faßt noch schwer auf, kommt bei der Unterhaltung nicht recht mit. Ein verlegen freundliches Lächeln verdeckt ihre Unfähigkeit, sich in der Situation zurecht zu finden.

Versuchsstatus: Die Kranke zeigt ein kaum noch gebundenes Wesen. Sie äußert sich auf Befragen eingehend über ihren Zustand, erzählt mit einer gewissen Lebhaftigkeit; man merkt ihrem heiteren Gesichtsausdruck und ihrem vergnügten Ton die Freude an, daß nun alles Traurige vorüber ist. Für den Versuch interessiert, jedoch manchmal vom Gegenstand abschweifend. Gelegentlich noch Hemmungen bemerkbar, am auffallendsten bei einer mit ihr angestellten Bourdonschen Probe, mit der sie gar nicht zustande kommen will.

Charakteristik der Aussage: Sichtlich interessierte Bildbetrachtung. Nennt schon beim Ansehen des Bildes eine Reihe von Bildinhalten spontan; trotzdem sehr kärglicher erster Bericht. Durch das auf dem Bild dargestellte Milieu wird sie zu einem Vergleich mit eigenen häuslichen Verhältnissen angeregt und ergeht sich in lebhaften Abschweifungen. Ebenso wird sie im zweiten Bericht durch die dargestellte Situation sogleich auf ihren Sohn abgelenkt und auf den Krieg 1870/71 und berichtet fast nichts Positives über das Bild. Infolge ihrer Anregbarkeit ist sie aber durch Fragen immer wieder auf das Bild zu konzentrieren. Es gelingt durchs

Verhör noch eine relativ große Menge latenten Wissens herauszufragen. Auch in den Korrekturen lebhaftes Abschweifen von den einzelnen Gegenständen des Bildes zu den entsprechenden Dingen in ihrem Heim (z. B. »da oben am Bett hängt das Kruzifix, das ist gerade wie bei mir zu Haus, da ist so 'ne getäfelte Decke, das hat man mehr so bei den Herrschaften. Die Mutter kommt immer zuletzt an den Tisch, das muß auch so sein — da freu' ich mich, daß ich wieder mit am Tisch sitze.«) Keinerlei auffallende Fehler: Suggestivfragen steht sie vorsichtig prüfend gegenüber, z. B.: ist nicht ein Schrank im Zimmer? Besinnt sich: »ich weiß es nicht, wenn ichs nicht weiß, will ich es auch nicht sagen«.

Vp. N.

Krankheitszustand: Ruhig, geordnet, dabei sehr arztbedürftig. Äußerlich wenig Depressives, aber bei der Exploration wieder die Fülle der bekannten, in allen Variationen auftretenden Hemmungsgefühle. Beklagt sich über die Leute, die für ihren Zustand kein Verständnis hätten und sie für faul hielten. Läßt sich in endlosen Wiederholungen versichern, daß sie nicht faul, sondern krank sei und daß sie wieder gesund werde.

Versuchsstatus: Die Kranke kommt mit ängstlichem Gesichtsausdruck und langsamen Schritten leise vor sich hinseufzend ins Zimmer. Bei der Exploration bricht sie bald in lebhafte Klagen aus. Sie könne sich die Gedanken nicht herausschlagen. Die kämen immer wieder, »heimliche Gedanken kommen in mein Hirn und überstürzen mich«. Auf das Experiment versucht sie mit Aufmerksamkeit einzugehen, fühlt sich aber mit dem Fortschreiten des Versuchs ihrer Aufgabe immer weniger gewachsen und wird immer unruhiger. Nach dem Versuch ist sie ganz unglücklich, daß sie nicht mehr gewußt habe. »Ach Herr Doktor, nehmen Sie's mir doch nicht übel, daß ich nichts gewußt habe.«

Charakteristik der Aussage: Ärmliche Berichte, die nur das Nächstliegende enthalten. Mühseliges, durch Pausen gänzlichen Schweigens unterbrochenes Hervorholen ihrer Erinnerungsreste. Dabei manchmal starkes Hervorbrechen von Insuffizienzgefühlen: »Ach ich weiß nicht mehr, ich weiß nicht mehr, was drauf ist«. Zweifellos starke Auffassungs- und Reproduktionserschwerungen. Im Ver-

hör geringes Wissen, kann keine Fragen über den Mann, über den Knaben beantworten. Weiß nichts von Uhr, Bildern und Kruzifix auf dem ersten Bild, nichts von Frau und Kind auf dem zweiten Bild. Einige grobe Fehler. Im ganzen aber nur geringe Fehlerhaftigkeit. Ängstliches Abwägen jeglicher Antwort, vorsichtige Stellungnahme besonders Suggestivfragen gegenüber (über ihre Suggestibilität ist bei der geringen Menge ihrer positiven Angaben nichts auszumachen). Alles mehr in ängstlichem Affekt als in kritischer Besonnenheit. Steigerung der ängstlichen Erregung gegen den Schluß des ersten Verhörs hin. Immer weniger positive Antworten, peinliches Bewußtwerden ihres Versagens, Klagen und förmliche Entschuldigungen: »Ach Herr Doktor, nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Doktor, das weiß ich nicht.« In der Korrektur lebhafte Selbstvorwürfe über ihre Unwissenheit.

Vp. O.

Krankheitszustand: Noch immer depressiv, weinerlich, sehr labil, aussprache- und trostbedürftig.

Versuchsstatus: Niedergeschlagene, weinerliche Stimmung, lebhaftes Aussprachebedürfnis, äußert Zukunftsbefürchtungen aller Art, dann wieder quälende Selbstvorwürfe. Sie sei abstoßend gegen ihren Mann und kalt gegen ihre Kinder geworden. Wehmütige Klagen über das Erlöschen ihrer Lebensfreude, tiefes Krankheitsgefühl. Steht sich selbst fremd und ratlos gegenüber: »Wie kommts nur, daß es mich gar nicht heim zieht?« Zeigt lebhaftes Verlangen nach Zuspruch und Trost. Möchte genau die Zeit wissen, wann alles wieder anders wird. Geht an den Versuch etwas ängstlich und zögernd, wie an eine schwere Aufgabe heran. Einmal dabei, ist sie aufmerksam, bemüht ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Von ängstlicher, beinahe pedantischer Genauigkeit.

Charakteristik der Aussage: Beim Betrachten des Bauernstubenbildes lebhafte wehmütige Erinnerungen an ihr Heim. »So ist mein Bübel wie das, so sind wir beieinander gesessen bei Tisch.« Trotzdem keine detaillierte Aussage über das »Bübel«. Beide Berichte nur eine Aneinanderreihung der sinnfälligsten Bildinhalte. Ängstliches Bestreben der Aufgabe Genüge zu tun, hohe Urteilsvorsicht und Selbstkritik. Trotzdem ihr Wissen nur mäßig ist (weiß

z. B. nichts von den Bildern und der Uhr im ersten Bild), ist die Aussage doch korrekt und zuverlässig. Merkwürdig ist ihre auffallend geringe Widerstandsfähigkeit gegenüber Suggestivfragen (allzugroße Vertrauensseligkeit?). Äußerst umständliche gewissenhafte Korrektur: »Sie haben gesagt, ob der Bub Schuhe an hat. Ich hab' gesagt, ich weiß nicht, nun hat er keine an. Sie haben gesagt, ob der Bub zerrissenes Hemd hat, da hab' ich gesagt, das weiß ich nicht« usf. Als ihr das zweite Bild in die Hand gegeben wird, wird sie sehr ängstlich: »O weh, da weiß ich nicht viel nachher, das ist so durcheinander«. Trotzdem bringt sie im zweiten Bericht relativ viel Detailangaben.

Vp. P.

Krankheitszustand: Fortdauernd depressiv, macht einen frommen, duldenden, demütigen Eindruck, aber immer beherrscht, ganz ruhig und klar. Berichtet über ihren Zustand in auffallend sachlicher objektiver Weise, bringt ihre Klagen manchmal in eigenartig scherzhaftem Tone vor (Galgenhumor?). Merkwürdiges scheinbares Darüberstehen, das aber keinen Augenblick über die Schwere ihres Krankheitsgefühles im Zweifel läßt.

Versuchsstatus: Ruhig, nicht mitteilungsbedürftig, scheinbar gleichmütig und gefaßt, aber im Grunde doch ängstlich und unsicher. Am Versuche nicht interessiert, abgelenkt. Ihre ängstliche Vorsicht äußert sich rückhaltlos, als ihr die Aufgabe gestellt wird, die Versuchszeit abzuschätzen. Sie weigert sich wiederholt, bestimmte Zeitangaben zu machen. »Ich müßte es raten, warum soll ich Sie da anlügen.« Tatsächlich ist ihre Zeitschätzung, als sie dieselbe auf vieles Zureden doch noch vornimmt, exakter als bei vielen anderen.

Charakteristik der Aussage: Sehr dürftige Berichte, ganz uninteressierte Aufzählung nicht einmal aller Personen des ersten Bildes. Weiß im Verhör nichts von der Existenz des Knaben, von der Uhr, Wiege und dem Bett im ersten Bild. Ist sehr unsicher und macht sehr viele unbestimmte Angaben. Motiviert ihre Unsicherheit vielfach mit »nicht gesehen«. Sie ist sicher stark innerlich abgelenkt, ihre Auffassungs- und Reproduktionsfähigkeit ist erschwert. Ihre Korrektur ist ganz dürftig und unaufmerksam: sie blickt wie abwesend auf das Bild, nennt Uhr und Bett, meint dann,

sie wisse nicht, was da sonst noch fehlt, und bringt nur noch die Angabe, daß da noch ein Bub sitze. Dabei weist ihre Aussage nicht wenige Fehler auf. Ihre Fehlangaben verlieren allerdings durch hinzugesetzte Zweifelsäußerungen beträchtlich von ihrer Schärfe. Eigentümlich wirkt die Art, wie sie gelegentlich sich selbst ironisiert. Sie meint bei einer besonders schwierigen Frage, »wenn ich Ihnen das sagen muß, dann gute Nacht«.

Psychologische Verschiedenheiten der Aussage im manischen und depressiven Zustand.

Versuchen wir nunmehr von der Betrachtung der individuellen Aussage zur Feststellung charakteristischer Gruppeneigentümlichkeiten aufzusteigen. Wenn wir die Aussagecharakteristik der einzelnen Versuchspersonen durchgehen, so bemerken wir gewisse öfters wiederkehrende Eigentümlichkeiten, die sich als Störungen des Auffassens, der Aufmerksamkeit, des Reproduzierens und Urteilens aus dem Gesamtbild der betreffenden Aussage herausschälen lassen. Diese Störungen gilt es jetzt näher zu charakterisieren und zu deuten. Dazu müssen wir versuchen, sie aus der zugrundeliegenden zuständlichen Veränderung zu begreifen. Diese Störungen stellen nur begriffliche Heraushebungen und Isolierungen einzelner besonders bemerkbarer und relativ leicht erfaßbarer Komponenten einer besondersartigen Zuständlichkeit dar, die sich als solche vollkommen erst in der Anschauung erfüllt, indem sie als »Zustandsbild« in die Erscheinung tritt. Eine Deutung der genannten psychischen Funktionsstörungen aus dem Zustandsbild heraus, kann nun nichts weiter heißen, als ein Nachweis, daß ihre Zugehörigkeit und Verknüpfbarkeit mit der betreffenden Zuständlichkeit verständlich ableitbar ist. Keineswegs darf uns der Gedanke irre machen, daß mit einem solchen Nachweis der Wert des Experiments in Frage gestellt sei, das doch gerade den Zweck habe, neuartige Feststellungen zu machen.

Dem gegenüber ist zu betonen, daß es für die uns hier beschäftigenden pathologischen Zustände, die als Steigerungen normaler Gemütszustände durchaus einfühlbar sind, unsinnig wäre, vom Experiment die Auffindung irgendwelcher ganz neuartiger, aus dem bekannten Zustandsbild nicht ohne weiteres verständlicher Momente

zu verlangen. Das hieße die Aufgabe des Experiments für das hier betrachtete Gebiet mißdeuten; diese erblicken wir ganz im Gegenteil in einem detaillierenden Herausarbeiten einzelner im Zustandsbild schon bemerkbarer Züge. Versuchen wir nun zunächst die verschiedenartigen Auffassungs- und Aufmerksamkeitsstörungen unserer Versuchspersonen zu charakterisieren und zu deuten.

Bei allen Manischen und manchen von den Depressiven konnten wir Auffassungsstörungen feststellen, die sich auf verschiedenartige Weise, in schweren Fehlern und verringertem, positivem Wissen bemerkbar machten. Die mangelhafte Auffassung der Manischen ist eine bekannte psychopathologische Erscheinung, die sich durch das geringe Haften und die Ablenkbarkeit ihrer Aufmerksamkeit[1] leicht erklärt[2]. Es soll nun keineswegs gesagt werden, daß alle unsere manischen Versuchspersonen unaufmerksame Bildbetrachter waren. Vor allem das lebensvolle und dramatisch bewegte Totentanzbild vermochte lebhaft zu interessieren und die Aufmerksamkeit zu fesseln, so daß eine und die andere der Versuchspersonen schon vor der Aufforderung zum Bericht beim bloßen Ansehen des Bildes ihren Gefühlen recht prägnanten Ausdruck gab (besonders Vp. E und A). Doch fielen gerade bei den letztgenannten am Bild sichtlich interessierten Versuchspersonen die dürftigen wenig interessierten Berichte auf, die deutlich zeigten, daß die Versuchspersonen beim Berichte schon nicht mehr recht bei der Sache waren (Vp. A ließ sich im Bericht durch ihre eigenen Worte — das immer wiederkehrende Wort »tot« — auf Nebenwege verlocken und war nicht mehr zu konzentrieren). Mit dem Fortnehmen des Bildes entschwand ihnen auch die Aufgabe. Denn es gibt für die Manischen wohl eine Konzentration auf Gegenwärtiges, falls dieses stark genug wirkt und das Interesse wach zu halten imstande ist, aber es gibt keine Konzentration auf ein Ziel

---

[1] Der Begriff »Aufmerksamkeit« ist nicht eindeutig (s. Külpe, Psychol. und Medizin, a. a. O. S. 214). Mit dem Wort »Aufmerksamkeit« ist im folgenden insbesondere die Konzentrationsfähigkeit, mit »Aufmerksam sein« ein »innerliches Zusammengefaßtsein« auf das Beachtete gemeint (s. M. Geiger, Das Bewußtsein von Gefühlen, Münchn. philos. Abhandl., Th. Lipps zu seinem 60. Geburtstage gewidmet).

[2] Kraepelin, Psychiatrie. 7. Aufl. Leipzig 1904. II. S. 498. Henry Wolfskehl, Auffassungs- und Merkstörungen bei manischen Kranken, in Kraepelins psychol. Arbeiten. V. Bd. 1910.

hin, auf eine Aufgabe[1]. Von einer anderen Seite betrachtet: die geringe Konzentrationsfähigkeit der Manischen erklärt sich aus der allzu geringen Wirksamkeit determinierender Gesichtspunkte[2]. Von einer »Aufgabenwirksamkeit« im Sinne einer durch die betreffende Aufgabe herbeigeführten charakteristischen Einstellung, wie sie die Normalpsychologie[3] festgestellt hat, finden wir bei den Manischen nichts. Ganz anders bei den Depressiven, bei denen die Aufgabe die verschiedenartigsten Einstellungen auslöste. Daher das vorhin geschilderte viel gleichförmigere Verhalten der Manischen nach Ankündigung der Aufgabe gegenüber dem so reich differenzierten Verhalten der Depressiven. Der Mangel solcher Konzentration auf eine Aufgabe erklärt die mangelnde gedankliche Ordnung ihrer Berichte, die auffallend geringen Spontaneitätswerte[4] und den kärglichen Berichtsumfang der Manischen. Interessant ist, daß im Gegensatz zu letzteren der Verhörsumfang der Manischen durchaus von der durchschnittlichen Reichhaltigkeit war, weil es durch die Fragen immer wieder gelang, sie wieder auf das Thema hinzu-

---

[1] Köppen und Kutzinsky fanden in ihren »systematischen Beobachtungen über die Wiedergabe kleiner Erzählungen durch Geisteskranke«, »daß bei Manischen nur in manchen Fällen die zielgerichtete Aufmerksamkeit so intensiv war, daß eine kurze Erledigung der Aufgabe erfolgen konnte«.

[2] Külpe, a. a. O. S. 207. »Die Aufmerksamkeit ist in ihrer Beständigkeit und Unbeständigkeit keine spontane Leiterin ihres Verhaltens, sondern steht selbst im Dienste von Aufgaben, determinierenden Gesichtspunkten. Wir müssen etwas annehmen, was die Aufmerksamkeit dirigiert und fixiert und dessen Mangel sie jedem beliebigen andringenden Inhalt preisgibt, usw.«

[3] Henry J. Watt, Exper. Beiträge zu einer Theorie des Denkens, Arch. f. d. ges. Psychol. IV. Bd. § 3: Die Einwirkung der Aufgabe in der Vorbereitung.

[4] Diese geringen Spontaneitätswerte sagen nichts über die Produktivität der Manischen aus. Ein hoher Spontaneitätswert ist noch keine produktive Eigenleistung, sondern, wie Bärwald bemerkt, ein Produkt von Interesse, Disponibilität des Gedächtnisses und Konzentration der Aufmerksamkeit. An der letzteren fehlt es aber den Manischen gerade und darum fallen ihre Spontaneitätswerte so niedrig aus. (Daß sie bei den Depressiven auch nicht höher waren, mag an ihrer mangelnden Gedächtnisbereitschaft und der hemmenden Urteilsvorsicht sowie ihren noch zu charakterisierenden Aufmerksamkeitsstörungen liegen.) Von einer Produktivität der Manischen konnte man in unseren Versuchen übrigens sonst nichts konstatieren. Wo die Selbsttätigkeit einmal auftrat (Vp. D); da äußerte sie sich in derartig phantastischen Interpretationen, daß man von einer produktiven Leistung nicht mehr recht reden konnte. Zu irgendwelchen selbständigen Äußerungen über den Sinn des Totentanzbildes oder gar Beurteilungen kam es nicht.

lenken, und sie viel zu anregbar waren, um nicht fast bei allen Fragen positive Antworten zu geben. Als charakteristische Aufmerksamkeitsstörung stellten wir also bei den Manischen die mangelnde Konzentrationsfähigkeit auf eine Aufgabe hin. Diese Störung wird aus der Zuständlichkeit des Manischen verständlich; die sprunghafte Beweglichkeit seines »Temperaments«, die alle Lebensäußerungen des Manischen auszeichnet, duldet keinerlei von außen gesetzte Begrenzung ihres Spielraumes. Es gelingt nicht, ihr ein auf längere Zeit festzuhaltendes Ziel in Gestalt einer zu erfüllenden Aufgabe su setzen, da sie sich nicht innerhalb des Gedankenkreises der Aufgabe festhalten läßt.

Weit mannigfaltiger stellten sich die Auffassungs- und Aufmerksamkeitsstörungen der Depressiven dar. Das ist begreiflich, denn die Zustandsbilder der Depression sind mannigfaltiger und abwechslungsreicher als die der Manie. Vergleicht man ein manisches Bild mit einem anderen, so findet man nur selten einmal wirklich qualitativ verschiedenartige Bilder. Fast immer trifft man nur auf intensive Abstufungen einzelner Momente des Zustandsbildes. Ganz anders bei den Depressionen. Eine Fülle qualitativ ganz verschiedenartiger Bilder, den mannigfach variierenden klinischen Formen der Depression entsprechend, läßt sich hier finden. Die das Zustandsbild beherrschende[1] Gemütsstimmung kann eine qualitativ ganz verschiedene sein, sie kann in Traurigkeit, Ängstlichkeit oder in einem »Erschwerungsgefühl«[2] bestehen. Diese Traurigkeit kann ebenso wie die Ängstlichkeit und das Erschwerungsgefühl etwas unbestimmtes, objektloses, sich wahllos über diesen und jenen Gegenstand verbreitendes sein, oder sie kann auf ein bestimmtes Objekt bezogen und mit ihm verknüpft sein. Ganz verschieden kann ferner die Stellungnahme des Ich diesen Gefühlen gegenüber sein. Das eine Mal ein sich hingebendes Aufgehen in den Gefühlen, das andere Mal ein betrachtendes Darüberstehen, dann wieder ein Verbergen und

---

[1] Wir bezeichnen diese Gemütsstimmung nicht als Grundstörung, weil dieser Begriff ein zeitliches Vorangehen behauptet, das fast immer unbeweisbar ist und nur zu leicht zu unfruchtbaren Konstruktionen verführt.

[2] Das man sich am besten an den ähnlichen Gefühlen der Janetschen Psychastheniker vergegenwärtigt (Pierre Janet: Les Obsessions et la Psychasthénie. Paris 1903. I. S. 266, 267: Sentiment de difficulté u. Sentiment d'incapacité).

Überwinden oder selbst ein Ironisieren (Vp. P). In ganz verschiedener Weise können sich sodann diese beherrschenden Gemütszustände im Gesamtbild ausprägen: die Traurigkeit bald in stummer Versunkenheit, bald in lebhaften Klagen und Lamentationen, die Ängstlichkeit bald in scheuer Zurückgezogenheit, bald in heftigen motorischen Entladungen, das Erschwerungsgefühl in einem erschwerten Ablauf aller psychischen Vorgänge und körperlichen Bewegungen. Eine genauere Beschreibung und Begrenzung der sich ergebenden phänomenologischen Bilder würde das Ziel dieser Arbeit weit überschreiten. Hier sollte nur auf die qualitative Verschiedenheit der depressiven Zustandsbilder aufmerksam gemacht werden, um die Mannigfaltigkeit der in den Versuchen aufweisbaren Aufmerksamkeitsstörungen zu verstehen. Diese Aufmerksamkeitsstörungen stellen sich einer einfühlenden Betrachtung als besondersartige, diesem und jenem Zustandsbild eigentümliche Züge dar: Wir verstehen, daß die Aufmerksamkeit der innerlich Abgelenkten, mit ihren traurigen Gedanken Beschäftigten, in sich Versunkenen, viel zu sehr nach innen gefesselt war, als daß sie dem Experiment irgendwelche Anteilnahme schenken konnten und so sahen wir, daß an diesen (Vp. H und P) alles vorüberzog wie etwas Fremdes, Gleichgültiges. Sie gaben nur ganz kümmerliche Berichte und im Verhör wußten sie fast nichts. Sie hatten die Bilder kaum angesehen. — Wir verstehen auch, daß die Ängstlichen (Vp. N), die sich mit angespannter Aufmerksamkeit an die Aufgabe hielten, in der fortwährenden Furcht, sie nicht erfüllen zu können, sich auf den Gegenstand, das vorgezeigte Bild, nicht konzentrieren konnten. Ihre Aufmerksamkeit wurde immer wieder durch Gedanken über die Schwierigkeit der Aufgabe vom Gegenstande abgezogen. Auch deren Aussage war dürftig und unsicher[1]. Und versuchte eine Versuchsperson wirklich einmal die Aufmerksamkeit mit aller Anspannung auf das Bild zu konzentrieren (Vp. O), so wurde doch der Bildinhalt nur unvollkommen innerlich aufgenommen und aufgefaßt. Dann wirkte

[1] Oder aber es wurde die Aufmerksamkeit von Einzelheiten des Bildes festgehalten, die in der Versuchsperson irgendwelche persönliche Erinnerungen hervorriefen (Vp. G und O), dann konnte man beobachten, wie schwer es der Versuchsperson wurde, auch beim intensiven Erfülltsein von der Aufgabe von diesen Gedankengängen loszukommen und dem Bild ihre Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden.

doch das Erschwerungsgefühl hemmend auf die Aneignung und Verarbeitung des Dargestellten (Vp. O beim Ansehen des zweiten Bildes: »O weh, da weiß ich nicht viel nachher, das ist so ein Durcheinander«).

Das Erschwerungsgefühl der Depressiven, das in der Aussage auch sonst in der langsamen schwerfälligen Art der Antworten zum Ausdruck kam, äußerte sich bei manchen noch speziell in gewissen Reproduktionsstörungen. Im Augenblick, wo die Versuchsperson das Gesehene reproduzieren sollte, und all die verschiedenen Fragen auf sie einstürmten, waren die betreffenden Inhalte der Versuchsperson nicht gegenwärtig (besonders Vp. N). Übermächtig drängte sich dann das Gefühl ihres Versagens auf und hemmte die Reproduktionstätigkeit mehr und mehr. — Bei den Manischen fanden wir keinerlei Reproduktionsstörungen, im Gegenteil wird man das prompte und schlagfertige Auftreten der Mehrzahl ihrer Antworten als Erleichterung des Reproduzierens im Sinne einer erhöhten Bereitschaft deuten müssen. Fassen wir noch einmal das über Auffassung und Aufmerksamkeit sowie Reproduktionstätigkeit beider Gruppen Gesagte ins Auge, so erkennen wir, daß die objektiv nachweisbare Störung der »Merkleistung«[1] bei Manischen und Depressiven in verschiedenartigen Auffassungs- und Aufmerksamkeitsstörungen begründet ist. Bei den Depressiven außerdem in den eben charakterisierten Reproduktionsstörungen.

In sehr anschaulicher Weise kam die Verschiedenartigkeit des manischen und depressiven Gemütszustandes in der verschiedenartigen Gestaltung ihres Urteils zum Ausdruck. Die freie, zuversichtliche, meist unbedenkliche, manchmal mit gespielten Bedenken abgegebene Aussage der Manischen und das vorsichtig zurückhaltende möglichst unbestimmt gefaßte Urteil der Depressiven, die oft ganz leichtfertig, unüberlegt hingeworfenen Antworten der Manischen mit ihren mutwilligen Launenhaftigkeiten und die stets nur bei innerer Überzeugung abgegebenen Antworten der Depressiven, sind schon in der individuellen Charakteristik genugsam charakterisiert worden[2]. In solchen

[1] Siehe S. 414, 415.

[2] Die größere Sicherheit der manischen Aussage liegt, wie aus obigem hervorgeht, nicht in einer großen Intensität ihres »Überzeugtseins«, sondern in der völligen Andersartigkeit ihres »Behauptens« (dem ernst gemeinten »echten Be-

Verschiedenheiten zeigte sich die mächtige Einwirkung des Gemütszustandes auf die Gestaltung des Urteils. Zugleich aber zeigte sich in dem charakteristischen Unterschied der resultierenden Treuewerte beider Gruppen die Bedeutung eben dieses Gemütszustandes für die Zuverlässigkeit des Urteils.

Zur Suggestibilität ist folgendes zu sagen: Bei den Manischen ließ sich eine erhöhte Suggestibilität im Sinne einer eigentlichen Suggestionswirkung[1] nicht konstatieren. Es entspricht dem charakterisierten manischen Aussagetypus, die vermehrte Fehlerhaftigkeit Suggestivfragen gegenüber auf motorisches und gewohnheitsmäßiges Reagieren[2], sowie besonders auf blindes, einfallsmäßiges Daherreden zurückzuführen. Einen entgegengesetzten Fall von verringerter Fehlerhaftigkeit Suggestivfragen gegenüber (Vp. B) suchten wir in ähnlicher Weise, ohne eine eigentliche Suggestionswirkung zur Erklärung heranzuziehen, auf sog. Kontrasuggestion zurückzuführen, wozu uns die vielen Leugnungen der betr. Vp. unverfänglichen Normalfragen gegenüber ein gewisses Recht geben. — Über die Suggestibilität der Depressiven läßt sich bei ihren geringen positiven Angaben schwer etwas allgemeines sagen. Was die im ganzen etwas erhöhte Beeinflussung der Depressiven durch Suggestivfragen angeht, so ist auch sie wohl weniger auf eine eigentliche Suggestionswirkung, als auf sog. Affektreaktion zurückzuführen. Ihre Ängstlichkeit veranlaßt sie oft, den Suggestionen des Fragenden ohne genügende Überlegung zu folgen. Die entgegengesetzten Fälle von verringerter Suggestibilität (Vp. H, I) lassen sich am ehesten durch die Vorsicht der betreffenden Versuchsperson erklären[3].

---

haupten« der Depressiven steht das spielerisch gemeinte »unechte Behaupten« der Manischen gegenüber). Vgl. zu dieser Unterscheidung von Überzeugung und Behauptung Adolf Reinach, Zur Theorie des negativen Urteils, Münch. philos. Abhandl., Th. Lipps zum 60. Geburtstage gewidmet.

[1] D. h. Beeinflussung durch Korrektur des betr. Vorstellungsinhalts. Vgl. O. Lipmann, a. a. O.

[2] Vgl. O. Lipmann, a. a. O. II, 214.

[3] Diese entgegengesetzte Wirkung von Ängstlichkeit und Vorsicht auf die Wirkung von Suggestivfragen hebt auch O. Lipmann hervor, a. a. O. I, 538.

Zusammenfassung.

Die Aufgabe über ein gesehenes Bild zu berichten, wurde von den Manischen und den Depressiven in ganz verschiedener Weise angefaßt und gelöst. Zunächst zeigten sich Verschiedenheiten in der »Aufgabenwirksamkeit« auf das Verhalten beim Versuch. Auf das Verhalten der Manischen vermochte die Aufgabe keinen bestimmenden Einfluß auszuüben. Speziell vermochte sie nicht deren Aufmerksamkeit zu fixieren und zu leiten und eine gedankliche Ordnung der Spontanaussage herbeizuführen. Dagegen machte sich der Einfluß der Aufgabe auf das Verhalten der Depressiven in mannigfach verschiedener Weise geltend[1]. Demgemäß fanden wir gegenüber dem einen Aussagetypus der Manischen verschiedenartige Aussagetypen bei den Depressiven.

Die Ergebnisse der Aussageleistungen bei Manischen und Depressiven lassen sich folgendermaßen zusammenfassen. Die Aussage der Manischen und der Depressiven weist gegenüber der Normalaussage eine verminderte Spontaneität, ein geringeres Wissen und einen geringeren Aussageumfang auf. Diese verminderten Leistungen erklären sich aus den verschiedenen Auffassungs- und Aufmerksamkeitsstörungen beider Gruppen. Dagegen verhalten sich beide Gruppen in bezug auf die Zuverlässigkeit ihrer Aussage dem Normaldurchschnitt gegenüber verschiedenartig:

Die Aussage der Manischen ist infolge ihrer geringen Urteilsvorsicht wenig zuverlässig. Der durchschnittliche Zuverlässigkeitswert der Manischen (für den Bericht und das Verhör mit Normalfragen in der ersten Bildaussage) liegt unter der Zuverlässigkeitsnormale. Die Manischen neigen zu leichtfertigen unüberlegten Antworten, zu vorschnellen, spielerisch einfallsmäßigen Aussagen, sowie zu blindem

Die Aussage der Depressiven ist trotz ihrer mehr oder weniger intensiven psychischen Erschwerungen recht zuverlässig. Der durchschnittliche Zuverlässigkeitswert der Depressiven (für den Bericht und das Verhör mit Normalfragen in der ersten Bildaussage) liegt an der oberen Grenze der Zuverlässigkeitsnormale. Die Depressiven vermögen durch vorsichtige Zurückhaltung ihres Urteils trotz ihres geringen Wis-

[1] Siehe S. 418, 435.

Raten. Unter ihren Fehlern spielen phantastische Umdeutungen, sowie plastische Ausschmückungen und Übertreibungen eine charakteristische Rolle. Ihre Aussage hat einen wenig sachlichen Charakter.

sens eine allzu große Fehlerhaftigkeit ihrer Aussage zu verhüten. Ihre Fehler sind meist durch ihre Auffassungserschwerung bedingt. Ihre Aussage hat einen durchweg sachlichen[1] Charakter.

(Über die Suggestibilität beider Gruppen vergleiche S. 439.)

Durch Analyse der individuellen Aussagen vermochten wir die den genannten Aussageleistungen zugrunde liegenden Störungen der Auffassung und Aufmerksamkeit, des Reproduzierens und Urteilens festzustellen. Sodann versuchten wir, diese Störungen zu deuten, indem wir sie aus der manischen bzw. depressiven Zuständlichkeit ableiteten.

Unter den Depressiven konnten wir verschiedenartige Aussagetypen feststellen.

1. Die stark innerlich abgelenkten, in ihre traurigen Gedanken versunkenen, dem Versuch gegenüber teilnahmslosen Kranken (besonders Vp. H, P) zeigten nur einen geringen Wissensbestand und große Unsicherheit[2] in allen Aussageteilen[3]. Dabei wandten sie nicht immer genügende Vorsicht auf, um einer allzugroßen Fehlerhaftigkeit zu entgehen. (Vp. P 1. Aussage.)

2. Die Aufmerksamen, die sich redlich bemühten, dem Versuch Interesse entgegen zu bringen und ihre Hemmungen zu überwinden (Vp. O besonders), sind wohl nicht minder unsicher, aber infolge ihres gewissenhaften Strebens, jede falsche Antwort zu vermeiden, zuverlässiger in ihrer Aussage.

---

[1] Entsprechend dem »sachlich eingestellten« Reaktionstypus der Depressiven. Vgl. ISSERLIN, Psychologische Untersuchungen an Manisch-Depressiven. Monatsschrift f. Psychiatrie u. Neurologie Bd. XXII, S. 523.

[2] Auf die reiche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, den die Unsicherheit bei den verschiedenen Vp. annehmen konnte, sei hier nur hingewiesen. Da wechselten Ausdrücke wie »Ich weiß nicht«, »kanns nicht sagen« mit »hab' ich nicht gesehen« oder »nicht genau gesehen«, »nicht in acht genommen«, »nicht recht gesehen«, nicht darauf gesehen«, »nicht beachtet«.

[3] COHN und GENT fanden bei Ablenkung der Aufmerksamkeit während der Bildbetrachtung nur eine Herabsetzung des Umfanges, nicht aber der Zuverlässigkeit der Aussage (J. COHN und W. GENT, »Aussage und Aufmerksamkeit«, Zeitschrift f. angew. Psychologie, I. Bd.).

3. Diejenigen, die ihre Hemmungen am eindringlichsten fühlten und deren ängstliche Erregung sich oft zu Klagen und Selbstvorwürfen steigerte (Vp. G und N) waren trotz ihrer großen Unsicherheit durchaus zuverlässige Aussager.

4. Dagegen waren die sich lösenden Depressionen (besonders Vp. L), die freier und zuversichtlicher an den Versuch herangingen und beträchtlich mehr positive Angaben machten, nicht so zuverlässig. Als »Mischzustand« mit leicht manischen Zügen ist der Fall M noch bemerkenswert.

Anhang.

Die Verhörsfragen der ersten Bildaussage.

Ist eine Frau auf dem Bilde?
Steht oder sitzt sie?
††Gibt sie nicht Essen auf?
†Welche Farbe hat ihr Kleid?
Trägt sie eine Schürze?
†Deren Farbe?
Hat sie ein Tuch um die Schultern?
†Dessen Farbe?
Ist ein Mann auf dem Bilde?
Steht oder sitzt er?
Worauf sitzt er?
Kann man sehen, worauf er sitzt?
Was tut der Mann?
Wie ist er gekleidet?
††Hat er nicht schwarze Hosen an?
Hat er einen Bart?
Was für ein Bart ist es?
Ist ein Knabe auf dem Bilde?
Worauf sitzt er?
†Welche Farbe hat seine Hose?
††Hat er nicht Schuhe an?
††Hat er eine zerrissene Jacke an?
Was tut der Knabe?
Ist eine Wiege zu sehen?
†Welche Farbe hat sie?
Liegt ein Kind darin?
††Trinkt das Kind nicht aus einer Saugflasche?
Womit ist es zugedeckt?
†Welche Farbe hat die Decke?
†Welche Farbe hat das Haar des Mannes?
†Welche Farbe hat das Haar des Knaben?
†Welche Farbe hat das Haar des Kindes?
††Hat die Frau nicht schwarze Haare?
Ist ein Tier im Zimmer?
Wo ist es, rechts oder links?
†Welche Farbe hat es?
Wie ist seine Stellung?
Hat es ein Halsband um?
†Dessen Farbe?
††Liegt nicht eine Tischdecke auf dem Tisch?
Was steht alles auf dem Tisch?
Steht eine Schüssel darauf?

Kann man ihren Inhalt sehen?
Ist der Inhalt warm oder kalt?
††Stehen nicht auch Gläser auf dem Tisch?
Liegen Löffel auf dem Tisch?
Wieviel?
Ist ein Krug zu sehen?
†Dessen Farbe?
††Ist nicht auch ein Ofen im Zimmer?
(Wo?)
Ist ein leerer Stuhl zu sehen?
Wo steht er, mehr rechts oder links?
Ist es ein Rohrstuhl oder Holzstuhl?
Sind Betten im Zimmer?
Wieviel?
Wo stehen sie, bzw. steht es?
†Farbe des Deckbetts?
Sind die Kopfkissen sichtbar?
†Deren Farbe?
††Ist nicht ein Schrank im Zimmer?
(Wo steht er?
†Welche Farbe hat er?
Steht etwas auf dem Schrank?)
Ist eine Puppe zu sehen?
Wo?
†Welche Farbe hat ihr Kleid?
Sind Fenster zu sehen?
Wieviel?
Wo?
Kann man durch die Fenster hindurchsehen was draußen ist?
††Sieht man nicht Häuser durch die Fenster?
Sind Gardinen am Fenster?
†Deren Farbe?
Sind Rouleaux (ist ein Rouleau) da?
Ist es hochgezogen oder heruntergelassen?
Sind Bilder an der Wand zu sehen?
Wieviel?
Wo?
Was sieht man auf ihnen?
††Hängt nicht eine Hängelampe an der Decke herab?
Ist ein Kruzifix zu sehen?
Wo?
(†) Wie sieht die Zimmerdecke aus?
Sieht man eine Uhr?
Wo?
Sind Gewichte an ihr zu sehen?
†Deren Farbe?
Hängt der Pendel gerade oder schief?
Ist ein Stiefelknecht auf dem Bilde zu sehen?
Wo?

Die Verhörsfragen der zweiten Bildaussage.

War ein Reiter auf dem Bild?
Was für ein Reiter?
Was hält er in der Hand?
Nach welcher Seite weht die Fahne?
†Welche Farbe hat sie?
Was liegt vorn auf dem Bilde?
Was tut das Pferd?
††Ist es nicht über den Mann hinweg getreten?

††(Hat es ihm nicht den ganzen Kopf zertreten?)
Ist der Mann tot oder nicht?
Sind sonst Tote zu sehen?
Wo?
Stehen vorn noch Leute?
Wieviele?
Sind Frauen und Kinder dabei?
Wieviele?
Wo?
Hat die Frau eine Schürze?
Was tut sie?
Blickt der Reiter auf einen von den Männern?
Was hat der Mann für einen Gesichtsausdruck?
Haben Sie noch etwas an ihm bemerkt?
Blutet er?
Wo?
††Blutet er nicht noch an mehreren anderen Stellen?
††Droht er nicht mit der Hand dem Knochenmann?
Hält er den Mund geöffnet oder geschlossen?
War sein Oberkörper bekleidet oder nackt?
Haben Sie dahinter noch Menschen gesehen?
Was für welche?
Schleppten sie etwas?
Was?
Wieviele trugen sie weg?
Wieviele Kanonen hatten sie?
Was für Waffen hatten sie sonst?
††War nicht ein Offizier dabei?
††(Saß er nicht zu Pferde?)
In was für einer Gegend war das Ganze?
Was für Häuser waren zu sehen?
Hatte das Haus rechts ein schräges Dach oder auch einen Giebel?
War an einem Haus eine Figur zu sehen?
Was für eine?
War Rauch zu sehen?
†Von welcher Farbe?
Aus welchem Haus kam der?
Hatte das Haus links ein Fenster?
Was war daran bemerkenswert?
Worauf liegen die Leichen vorn?
††Sind nicht Frauenleichen dabei?
Hat der Reiter etwas auf dem Kopf?
Woraus war der?
Wie sah der Leib vom Knochenmann aus?
War sein Pferd gezäumt?
Waren ganz hinten noch Menschen zu sehen?
Nach welcher Seite gingen die?

Versuch zu einer Darstellung und Kritik der FREUDschen Neurosenlehre.

Von

Kuno Mittenzwey,

München.

(5. Fortsetzung.)

39. [Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. Jahrb. f. psychoanal. u. psychopathol. Forsch, I, 357 ff. 1909.] — Die dritte Mitteilung eines Falles von größerer Ausführlichkeit. Der Fall betrifft die Zwangsneurose eines »jüngeren« Mannes von akademischer Bildung. Die Hauptsymptome zu Beginn der Behandlung waren Zwangsbefürchtungen des Inhalts, daß zwei Personen, die der Kranke sehr liebte, etwas geschehe, dem Vater (um so merkwürdiger, als dieser bereits seit Jahren verstorben war) und einer Dame, die er sehr verehrte. Insbesondere spielte darunter die »Rattenidee« eine Rolle, d. i. die Zwangsbefürchtung, an den beiden Personen könnte eine grausame orientalische Strafe vollzogen werden, darin bestehend, daß über das Gesäß des Exekutanden ein Gefäß mit Ratten gestülpt würde. Ferner produzierte der Kranke Zwangsimpulse, insbesondere Selbstmordimpulse und Zwangsverbote usw. — Diese Symptome waren seit vier Jahren vor Eintritt in die Behandlung akut aufgetreten, jedoch gibt der Patient sofort bei Beginn aus der bewußten Anamnese an, daß er schon seit seinem 6. oder 7. Lebensjahre an Zwangsvorstellungen gelitten habe, und was er berichtet, beweist, daß um diese Zeit die Krankheit bereits vollkommen konstituiert war.

FREUD findet den Anlaß zu dem rezenten Ausbruch der Neurose in einem Konflikt, in den der Kranke von seiner Familie getrieben wurde, ob er nämlich seiner armen Geliebten treu bleiben oder ein von der Familie empfohlenes reiches Mädchen heiraten solle. Dieser

Konflikt gab ihm Gelegenheit, sich mit dem Vater zu identifizieren; dieser hatte nämlich seiner Zeit in einer gleichen Situation einem reichen Mädchen den Vorzug gegeben. »Und diesen Konflikt, der eigentlich ein solcher zwischen seiner Liebe und dem fortwirkenden Willen des Vaters war, löste der Patient durch Erkrankung, richtiger gesagt: er entzog sich durch die Erkrankung der Aufgabe, ihn in der Realität zu lösen. Es ist hervorzuheben, daß die Flucht in die Krankheit ihm durch die Identifizierung mit dem Vater ermöglicht wurde. Diese gestattete ihm die Regression der Affekte auf die Kindheitsreste.«

Diese Krankheitsveranlassung wurde nun aber nicht etwa durch psychoanalytische Erforschung aus dem Unbewußten zutage gefördert, wie man nach der ätiologischen Grundansicht erwarten dürfte, sondern sie stand dem bewußten Gedächtnis des Kranken durchaus zur Verfügung. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit von einem neuen Unterschied zwischen Zwangsneurose und Hysterie. »Bei Hysterie ist es Regel, daß die rezenten Anlässe der Erkrankung der Amnesie ebenso verfallen wie die infantilen Erlebnisse, mit deren Hilfe jene ihre Affektenergie in Symptome umsetzen. . . Anders ist es in der Regel bei der Zwangsneurose. Die infantilen Voraussetzungen mögen einer — oft nur unvollständigen — Amnesie verfallen sein; die rezenten Anlässe der Erkrankung finden sich dagegen im Gedächtnis erhalten. Die Verdrängung hat sich hier eines anderen, eigentlich einfacheren Mechanismus bedient; anstatt das Trauma zu vergessen, hat sie ihm die Affektbesetzung entzogen. . . Der Unterschied liegt im psychischen Geschehen, das wir hinter den Phänomenen konstruieren dürfen; der Erfolg des Vorganges ist fast der nämliche, denn der indifferente Erinnerungsinhalt wird nur selten reproduziert und spielt in der Gedankentätigkeit der Person keine Rolle.« Man übersieht sofort, welche praktische Konsequenz für die Handhabung der Analyse aus dieser Theorie der Affektverschiebung folgt. »Es ist kein seltenes Vorkommnis, daß Zwangskranke, die an Selbstvorwürfen leiden und ihre Affekte an falsche Veranlassungen geknüpft haben, dem Arzt auch von den richtigen Mitteilung machen, ohne zu ahnen, daß ihre Vorwürfe nur von diesen letzteren abgetrennt worden sind. Sie äußern dabei gelegentlich verwundert oder selbst wie prahlerisch: daraus mache ich mir aber gar nichts.«

Mit diesen neuen Eröffnungen sehen wir uns um alles Feste betrogen, was wir bisher in Händen zu halten glaubten. Bisher war doch das einzige Kriterium, daran wir erkennen sollten, daß wir in der Analyse auf das ätiologische Material stießen, immer dieses, daß es unter Widerstand aus dem Unbewußten zu Tage gefördert wurde, in welchem Widerstande die Unverträglichkeit mit dem Bewußtsein, die seinerzeit zur Verdrängung führte, erneut aktuell werden sollte: jetzt sollen die pathogenen Reminiszenzen auch ohne alle Widerstände vom Bewußtsein angegeben werden können. Was sollen wir noch für ein Kriterium haben, daß in einer solchen ganz affektlos vorgebrachten Erinnerung der traumatische Anlaß zu finden sei, und daß ihr eine ausgezeichnete Stellung vor unzähligen anderen ebenso gleichgültigen Erinnerungen zuzuschreiben sei?

In dem Verhalten des Kranken während der Mitteilung der fraglichen Erinnerung kann ein solches Kriterium natürlich nicht gefunden werden, auch nicht in dem Verhalten, mit dem der Kranke reagiert, wenn man ihm die angeblich traumatische Natur dieser Erinnerung eröffnet. So berichtet FREUD zum vorliegenden Falle: »Meine Aufklärung (daß die Krankheitsveranlassung in dem oben berichteten Konflikte zu finden sei) fand begreiflicherweise bei dem Kranken zunächst keine Anerkennung. Er könne sich eine solche Wirkung des Heiratsplanes nicht vorstellen, derselbe habe ihm seinerzeit nicht den mindesten Eindruck gemacht.«

Gleichwohl ist FREUD um den »Beweis«, daß jener Konflikt tatsächlich die Krankheitsveranlassung darstelle, keinen Augenblick in Verlegenheit. »Der Beweis für diese Auffassung liegt in der Tatsache, daß hartnäckige Arbeitsunfähigkeit, die den Kranken die Beendigung seiner Studien um Jahre aufschieben ließ, der Haupterfolg der Erkrankung war. Was aber der Erfolg einer Krankheit ist, das lag in der Absicht derselben; die anscheinende Krankheitsfolge ist in Wirklichkeit die Ursache, das Motiv des Krankwerdens«[1].

[1] a. a. O. S. 388 (Die Spationierungen vom Referenten). — Ebenso S. 413: Der Patient »erkrankte, als er vor die Versuchung gestellt wurde, ein anderes Mädchen als die von ihm längst Geliebte zu heiraten, und entzog sich der Entscheidung dieses Konfliktes durch Aufschub aller für deren Vorbereitung erforderlichen Tätigkeiten, wozu ihm die Neurose die Mittel lieferte«.

Wir brauchen wohl kaum darauf hinzuweisen, wie gefährlich ein solcher »Beweis« ist. Er besagt, daß der psychische Befund von einer supponierten Krankheitstendenz aus betrachtet wird, und daß alles als erheblich und ätiologisch betrachtet wird, was sich mit dieser Tendenz in Verbindung bringen läßt. — Man kann eventuell bei psychogenen Krankheiten von einer »Krankheitstendenz« sprechen, nachdem der Krankheitsbefund in vollem Umfange festgestellt und der Krankheitsprozeß im wesentlichen erkannt worden ist. (Wir werden später noch in prinzipiellem Zusammenhang erkennen, wie die Rede von einer Tendenz der Krankheit aus der FREUDschen Grundanschauung hervorgeht.) Aber es ist ganz gewiß unzulässig, die Krankheitstendenz zu einer heuristischen Maxime der Tatsachenfeststellung machen zu wollen und von einer vorgeblichen Krankheitstendenz aus, die auf Grund der periphersten Symptome flugs zusammenkombiniert wird, entscheiden zu wollen, was krankheitserheblich sei und was nicht.

Mit dieser Feststellung haben wir zugleich den wesentlichen Gedanken bezeichnet, der für die Kritik des vorliegenden Falles maßgebend sein muß. Dieser Fall ist nur zu diskutieren von der Voraussetzung aus, daß schon aus anderweitem Erfahrungsmaterial die Tatsache gesichert wäre, daß sich in einer Zwangsneurose eine Krankheitstendenz auswirkt, die aus dem Krankheitseffekt untrüglich zu erkennen sei (eben deswegen, weil diese Voraussetzung für die Sammlung des mitgeteilten Materials leitend gewesen ist). Dagegen ist dieser Fall nicht geeignet, als voraussetzungsloser Beweis für die FREUDsche Grundthese zu dienen.

Sehen wir unter diesem Vorbehalt zu, wie sich von der gemachten Voraussetzung aus die Auffassung der Neurose unseres Patienten weiter gestaltet. Dadurch, daß der Vater sich s. Zt. vor einer ähnlichen Wahl zwischen einer reichen Partie und einer armen Geliebten befunden hatte, war die Möglichkeit gegeben, den Konflikt des Patienten zwischen dem reichen ungeliebten und dem armen geliebten Mädchen auf einen Konflikt »zwischen Vater und Sexualobjekt« zurückzuführen und nun nach dem Vaterkomplex zu suchen. Da scheint nun die Ausbeute außerordentlich gering. Der Sohn hat nach seinen Aussagen nicht einmal die normale Ablösung von der väterlichen Autorität mit all ihren schmerzhaften Konflikten besonders

empfinden müssen, denn er gibt ausdrücklich an, daß der Vater »sich nicht zur unantastbaren Autorität emporhob«, und daß Vater und Sohn miteinander verkehrt hätten »wie die besten Freunde«. Obgleich also die Situation für die Annahme eines Vaterkomplexes weniger aussichtsreich erscheint als wie das typische Sohn-Vater-Verhältnis, bringt es FREUD fertig, aus geringsten Anhaltspunkten einen Vaterkomplex zu eruieren. Da ist zunächst eine Erinnerung des Patienten, daß er einmal in sehr frühem Alter (zwischen 3 und 4 Jahren) von seinem Vater sehr kräftig abgestraft worden sei. Es verschlägt nichts, was die noch lebende Mutter des Patienten zu berichten weiß, daß er jene Schläge darum erhalten habe, weil er jemand gebissen hatte: für FREUD ist über jeden Zweifel erhaben, daß der Patient die Schläge als Strafe für eine Betätigung infantiler Onanie bekommen hat. Dazu kommt, daß verschiedene zwanghafte Gedanken über Sexualgenuß und gewisse Onaniegebräuche mit dem Nebengedanken an den Vater gepflegt wurden. Daraus zieht FREUD den Schluß, daß das sehr herzliche Verhältnis des Kranken zu seinem Vater als »unbewußte Ergänzung« einen verdrängten infantilen Haß gegen den Vater erfordere. Das Einschreiten des Vaters gegen die Kindheitsonanie hätte beim Kranken einen unauslöschlichen Groll hinterlassen und die Rolle des Vaters als Störer des Sexualgenusses für alle Zeiten fixiert. Die intensive Liebe des Kranken für den Vater, der dem Sohne »der liebste aller Menschen« war, sei gerade »die Bedingung des verdrängten Hasses«(!). — Der Kranke wollte von alle dem zunächst nichts wissen, alle diese Kombinationen glitten ab an der Erinnerung an sein Verhältnis zum Vater, wie er es gefühlt hatte, und so mußte er sich »die Überzeugung, daß sein Verhältnis zum Vater wirklich jene unbewußte Ergänzung erforderte, erst auf dem schmerzhaften Wege der Übertragung erwerben«. In dieser Übertragung machte er die Erfahrung, daß es wohl vereinbar sei, daß er im Unbewußten, in Träumen, Tagesphantasien und Einfällen den analysierenden Arzt aufs gröblichste beschimpfte, während er ihm doch bewußt die größte Ehrerbietung entgegenbrachte. So wurde das Zutrauen zur Verläßlichkeit seiner eigenen Wachgefühle erschüttert, und »in solcher Schule des Leidens« kam er schließlich dahin, an den verdrängten Haß gegen den Vater zu glauben. »Dann war aber auch der Weg zur Auflösung der Rattenvorstellung frei.«

Diese Auflösung gestaltete sich außerordentlich vielverzweigt. Die Ratten wurden zunächst über die Assoziation »Spielratte« mit dem Vater in Beziehung gebracht, welcher in jungen Jahren eine Spielschuld unbeglichen gelassen hatte, ferner rührten sie über die Assoziation Ratten-Raten (= Geld) an die Analerotik des Kranken. Die Ratten dienten aber auch als die Träger gefährlicher Infektionen zum Symbol für die Angst vor syphilitischer Ansteckung, wohinter wieder Zweifel an der Lebensführung des Vaters versteckt waren. »In anderem Sinne: Träger der syphilitischen Infektion war der Penis selbst, und so wurde die Ratte zum Geschlechtsglied.« Der Penis wiederum »kann ohne weiteres als Wurm beschrieben werden«, Spulwürmer spielen in der Analerotik eine große Rolle, und »so ruhte die Penisbedeutung der Ratten wiederum auf der Analerotik«. Die Einsetzung des Penis für die Ratten in die Rattenzwangsvorstellung ergibt die Situation eines Verkehrs per anum, und dazu fügt sich wieder der Deckeinfall »Heiraten« ein. »Doch fiel trotz all dieses reichen Materials so lange kein Licht auf die Bedeutung seiner Zwangsidee, bis eines Tages die Rattenmamsell aus Ibsens Klein Eyolf auftauchte und die Folgerung unabweisbar machte, in vielen Ausgestaltungen seiner Zwangsdelirien bedeuteten die Ratten auch Kinder.« Schließlich findet der Kranke sogar in der Ratte »sein ganz natürlich Ebenbild«. — Wie alle diese verschiedenen Deutungen unter einen Hut gebracht und zu einem Zusammenhange vereinigt werden, kann hier nicht berichtet werden. — »Einfachere Lösungen für so schwere Zwangsideen oder Lösungen mit anderen Mitteln zu erwarten, ist man wohl nicht berechtigt. Mit der Lösung, die sich ergab, war das Rattendelirium beseitigt.«

Dieser Fall ist deswegen so außerordentlich instruktiv, weil hier zum ersten Mal an einem Beispiel gezeigt ist, wie Freud sich die Struktur einer Neurose vorstellt (das »Bruchstück« war ja gerade am entscheidenden Punkt ein Bruchstück geblieben). Von einem aktuellen Symptomkomplex aus führt ein dünner Faden zum Vater, der sich seinerzeit in einer ähnlichen Situation befunden habe wie der Kranke, und über den Vater zurück in die Kindheit, und nun wird alles, was der Krankheit die Notwendigkeit geben soll, in das unbekannte Land der Kindheit verlegt. Mit erfreulicher Deutlichkeit sagt Freud: »Sein Verhältnis zur Geliebten fiel zum großen Teil in seine be-

wußte Wahrnehmung . . . hingegen war die einst intensiv bewußt gewesene Feindseligkeit gegen den Vater ihm längst entrückt, und konnte nur gegen seinen heftigsten Widerstand ins Bewußtsein zurückgebracht werden. In der Verdrängung des infantilen Hasses gegen den Vater erblicken wir jenen Vorgang, welcher alles weitere Geschehen in den Rahmen der Neurose zwang«.

Bietet nun der mitgeteilte Fall einen empirischen Beweis dafür, daß die behauptete Ätiologie der Neurose tatsächlich zutrifft? Eine Antwort auf diese Frage ist auf Grund der Mitteilung nicht möglich. Denn Freud teilt nicht das analytische Material selbst mit, sondern nur die Deutungen und Schlüsse, die er daraus gezogen hat. Während er die »Exposition« des Falles mit novellistischer Breite wiedergibt, bricht er leider dann, als die eigentliche Analyse erst beginnt, mit dieser Darstellungsweise ab und beschränkt sich darauf, alles Folgende, welches erst das eigentlich Wesentliche ist, »aufs äußerste zu verkürzen und zu resümieren«[1]. Eine kritische Nachprüfung am empirischen Material selbst ist damit unmöglich gemacht. Nur einige wenige für die Kritik erhebliche Punkte sind aus der Publikation, so wie sie vorliegt, zu erkennen. Den ersten haben wir schon besprochen: daß die ätiologische Natur der angeblich pathogenen Situation gegen alle bisherigen Regeln der Technik nicht aus einem Widerstande des Kranken gegen das Bewußtmachen dieser Situation erschlossen wird, sondern aus einer supponierten Krankheitstendenz vermutet wird. Der zweite ist für den vorliegenden Fall nicht besonders charakteristisch: daß nämlich zahlreiche der gewagtesten Symboldeutungen in die Analyse eingehen[2]. Der dritte ist, daß auf die Frage, ob die durch die Analyse ermittelten Inhalte und Regungen nachträglich vom Analysanden agnosziert werden, offenbar wiederum nicht die geringste Rücksicht genommen ist. Insbesondere von dem infantilen Haß gegen den Vater gewinnt man durchaus nicht den Eindruck, daß er dem Kranken »ins Bewußtsein zurückgebracht« werde, sondern es wird vielmehr das Sicherheitsgefühl des Kranken über sein Verhältnis zum Vater erschüttert. —

[1] a. a. O. S. 378, 395.

[2] z. B. die Auflösung, daß der Kranke mit dem Zwangsvorsatz, abzumagern, seinen Vetter Richard, familiär Dick genannt, auf den er eifersüchtig war, umbringen wollte, a. a. O. S. 380.

Alles in allem stellt auch dieser Fall keinen empirischen Beweis für die prinzipiellen Sätze der Theorie dar. Er hat keinerlei beweisenden Wert, sondern nur einen illustrierenden.

Neben der Mitteilung des Falles bringt der Aufsatz noch allgemeinere Bemerkungen zum Thema der Zwangsneurose, in denen recht deutlich die neuere vertiefte Auffassung dieser Neurose zum Ausdruck kommt. Wir erinnern uns, daß Freud in seinen früheren Publikationen die Zwangsvorstellungen als verwandelte, aus der Verdrängung wiederkehrende Vorwürfe bezeichnete, die sich immer auf eine sexuelle, mit Lust ausgeführte Aktion der Kinderjahre beziehen sollten. Gegenüber dieser ziemlich beschränkten Auffassung geht er jetzt daran, die neurotischen Phänomene auf das neurotische Triebleben selbst zurückzuführen, und zwar geht er dabei aus von dem zwiespältigen Nebeneinanderbestehen von Liebe und Haß. Es sei für Zwangskranke in weitem Maße charakteristisch, daß bei ihnen Liebe und Haß gegen dieselbe Person, beide Gefühle in höchster Intensität, gleichzeitig nebeneinander bestehen. Ein solcher Fortbestand der Gegensätze ist nur durch Mitwirkung des Unbewußten möglich. »Die Liebe hat den Haß nicht auslöschen, sondern nur ins Unbewußte drängen können, und im Unbewußten kann er, gegen die Aufhebung durch die Bewußtseinswirkung geschützt, sich erhalten. Die bewußte Liebe pflegt unter diesen Umständen reaktionsweise zu einer besonders hohen Intensität anzuschwellen, damit sie der ihr konstant auferlegten Arbeit gewachsen sei, ihr Gegenspiel in der Verdrängung zurückzuhalten.« Der Hervorgang der neurotischen Symptome aus dieser psychischen Konstellation stellt sich nun in der Sprache Freuds so dar: es sei »die sadistische Komponente der Liebe konstitutionell besonders stark entwickelt gewesen, habe darum eine vorzeitige und allzugründliche Unterdrückung erfahren, und nun leiten sich die Phänomene der Neurose einerseits von der durch die Reaktion in die Höhe getriebenen bewußten Zärtlichkeit, andererseits von dem im Unbewußten als Haß fortwirkenden Sadismus ab«. Steht so einer intensiven Liebe ein fast ebenso großer Haß bindend entgegen, »so muß die nächste Folge eine partielle Willenslähmung sein, eine Unfähigkeit zur Entschließung in all den Aktionen, für welche die Liebe das treibende Motiv sein soll. Aber die Unentschlossenheit bleibt nicht lange auf eine Gruppe von Hand-

lungen beschränkt. Denn erstens, welche Handlungen eines Liebenden träten nicht mit seinem Hauptmotiv in Beziehung? Zweitens kommt dem sexuellen Verhalten eine vorbildliche Macht zu, mit der es umformend auf die übrigen Reaktionen eines Menschen wirkt, und drittens liegt es im psychischen Charakter der Zwangsneurose, von dem Mechanismus der Verschiebung den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. So breitet sich die Entschlußlähmung allmählich über das gesamte Tun des Menschen aus. Damit ist die Herrschaft von Zwang und Zweifel, wie sie uns im Seelenleben des Zwangskranken entgegentreten, gegeben. Der Zweifel entspricht der inneren Wahrnehmung der Unentschlossenheit, welche, infolge der Hemmung der Liebe durch den Haß, bei jeder beabsichtigten Handlung sich des Kranken bemächtigt. Er ist eigentlich ein Zweifel an der Liebe, die ja das subjektiv Sicherste sein sollte, der auf alles übrige diffundiert und sich vorzugsweise auf das indifferenteste Kleinste verschoben hat . . . Der Zwang aber ist ein Versuch zur Kompensation des Zweifels und zur Korrektur der unerträglichen Hemmungszustände, von denen der Zweifel Zeugnis ablegt. Ist es endlich gelungen, irgendeinen der gehemmten Vorsätze zum Entschluß zu bringen, so muß dieser ausgeführt werden; es ist freilich nicht der ursprüngliche mehr, aber die dort aufgestaute Energie wird auf die Gelegenheit, an der Ersatzhandlung ihre Abfuhr zu finden, nicht mehr verzichten. Sie äußert sich also in Geboten und Verboten, indem bald der zärtliche, bald der feindliche Impuls diesen Weg zur Abfuhr erobert. Die Spannung, wenn das Zwangsgebot nicht ausgeführt werden soll, ist eine unerträgliche und wird als höchste Angst wahrgenommen«.

In der Theorie von der Bindung der Liebe durch einen unbewußten Haß kündigt sich jene Erkenntnis an, die später (nach BLEULERS Vorgang) zur Aufstellung des Begriffes der Ambivalenz weiterführte. Doch davon jetzt abgesehen, dürfte die veränderte Auffassung der Zwangsneurose aus dem Zitat wohl deutlich geworden sein. Früher wurden in den Zwangsvorstellungen Vorwürfe wegen infantiler sexueller Verfehlungen erblickt, jetzt werden die Zwangsbildungen als Sicherungen gegen den Zweifel an der eigenen Liebe aufgefaßt: an die Stelle der »Sexualität« ist die »Libido« getreten. Davon in prinzipiellerem Zusammenhange mehr.

40. [**Über Psychoanalyse.** Fünf Vorlesungen, gehalten zur 20jährigen Gründungsfeier der Clark University in Worcester Mass. 1910.] — Die Vorlesungen bringen einen populären Überblick über die ganze Theorie. Uns interessieren dabei weniger die Ausführungen im einzelnen, die bei dem beschränkten Raum selbstverständlich nichts Neues bringen können, als vielmehr, daß die Vorlesungen für Freud zum Anlaß geworden sind, sich zum erstenmal über seine Theorie im ganzen zusammenfassend zu äußern. Und dabei interessiert uns wieder am meisten, daß Freud aus solcher zusammenfassenden Überschau darauf geführt wird, allgemein die Frage aufzuwerfen, was denn aus den unbewußten Wünschen werden solle, die durch die psychoanalytische Behandlung freigelegt werden. Diese Frage hat uns bei der Diskussion der Krankheitsgeschichten schon lange beschäftigt. Denn die »Abreaktion«, die mit der Bewußtmachung selbst erfolge, war wohl annehmbar bei den »psychischen Traumen«, aber sie war schon längst ungenügend geworden, seitdem die Theorie von den psychischen Traumen zu den unbewußten sexuellen Wünschen weitergeschritten war. Denn bei den psychischen Traumen handelte es sich um einen bloßen »Begleitaffekt«, und man konnte sich damit zufrieden geben, daß die Traumen erledigt seien, sobald nur der »eingeklemmte« Affekt zur »Abfuhr« gelangt sei; bei den Wünschen aber handelt es sich um Triebregungen, die ein Ziel haben, und während unterdrückte Affekte mit der Bewußtmachung eventuell erledigt werden, werden unterdrückte Wünsche damit erst recht lebendig. — Freud nennt für die therapeutische Behandlung auch dieser Wünsche an erster Stelle ein intellektualistisches Moment, wie seinerzeit bei den Traumen. »Am häufigsten ist der Erfolg, daß diese Wünsche schon während der Arbeit durch die korrekte seelische Tätigkeit der ihnen entgegenstehenden besseren Regungen aufgezehrt werden. Die Verdrängung wird durch eine mit den besten Mitteln durchgeführte Verurteilung ersetzt. Dies ist möglich, weil wir zum großen Teil nur Folgen aus früheren Entwicklungsstadien des Ichs zu beseitigen haben. Das Individuum brachte seinerzeit nur eine Verdrängung[1] des unbrauchbaren Triebes zustande, weil es damals selbst noch un-

[1] Richtiger »mißlungene Verdrängung«. D. Ref.

vollkommen organisiert und schwächlich war; in seiner heutigen Reife und Stärke kann es vielleicht das ihm Feindliche tadellos beherrschen.« — Ein zweiter Weg ist die Sublimierung, »durch welche die Energie infantiler Wunschregungen nicht abgesperrt wird, sondern verwertet bleibt, indem den einzelnen Regungen statt des unbrauchbaren ein höheres, eventuell nicht mehr sexuelles Ziel gesetzt wird. Eine frühzeitig vorgefallene Verdrängung schließt die Sublimierung des verdrängten Triebes aus; nach Aufhebung der Verdrängung ist der Weg zur Sublimierung wieder frei. — Wir dürfen es nicht versäumen, auch den dritten der möglichen Ausgänge der psychoanalytischen Arbeit ins Auge zu fassen. Ein gewisser Anteil der verdrängten libidinösen Regungen hat ein Anrecht auf direkte Befriedigung und soll sie im Leben finden . . . Die Plastizität der Sexualkomponenten, die sich in ihrer Fähigkeit zur Sublimierung kundgibt, mag ja eine große Versuchung herstellen, durch deren immer weitergehende Sublimierung größere Kultureffekte zu erzielen. Aber so wenig wir darauf rechnen, bei unseren Maschinen mehr als einen gewissen Bruchteil der aufgewendeten Wärme in nutzbare mechanische Arbeit zu verwandeln, so wenig sollten wir es anstreben, den Sexualtrieb in seinem ganzen Energieausmaße seinen eigentlichen Zwecken zu entfremden. Es kann nicht gelingen, und wenn die Einschränkung der Sexualität zu weit getrieben werden soll, muß es alle Schädigungen eines Raubbaues mit sich bringen«. Freud fügt hinzu, daß er sich »nur der indirekten Darstellung« seiner Überzeugung getraue; er erzählt die Schildbürgergeschichte von dem Pferde, dem die Schildaer das Fressen abgewöhnen wollten, und bemerkt dazu, ohne »eine gewisse Ration Hafer« sei von einem Tier überhaupt keine Arbeitsleistung zu erwarten.

Diese letzte Forderung eines gewissen Ausmaßes direkter Befriedigung steht in einem gewissen Gegensatz zu dem zweiten therapeutischen Mittel, der Sublimierung. Es könnte zunächst scheinen, als sei damit bloß die Grenze der Sublimierbarkeit angedeutet. Aber in welchem Sinne kann eigentlich die Sublimierung eine »Grenze« haben? Es handelt sich dabei ja nicht um eine einfache Leistung, deren Grenze mit der Begrenztheit der physiologischen Leistungsfähigkeit gegeben wäre und deren Unterbrechung benötigt würde,

damit die organischen Substrate sich physiologisch restituieren könnten. Sondern es handelt sich bei der Sublimierung um eine »Transformation von Sexualenergie«, und die Unterbrechung, die direkte Befriedigung, dient nicht, um Energie zu sammeln, sondern um welche auszugeben. Daß die Sublimierung nur bis zu einer gewissen Grenze möglich ist, deutet daraufhin, daß sie selbst einen Energieaufwand darstellt. Danach müßte man an der Sublimierung die transformierte und die transformierende Energie unterscheiden. Aber was soll denn nun eigentlich transformiert werden? Nach allem bisherigen schien es, als ob in der Sublimierung die unverausgabte, unbefriedigte Sexualenergie transformiert würde. Nach den zitierten Sätzen von der »Ration Hafer« und der »aufgewendeten Wärme« wird aber gerade die Befriedigung der Energiezufuhr gleichgesetzt, es scheint demnach, als ob gerade die Befriedigung zur Sublimierung befähige! Wenn man diese Metaphern beiseite läßt und die Tatsachen der alltäglichen Erfahrung betrachtet, stößt man auf die gleiche Schwierigkeit. Der eine produziert die größten »Sublimationsprodukte« geistiger Leistung in sexueller Abstinenz, der andere wird durch diese gerade gehemmt und leistet sein Bestes nur in Verhältnissen glücklicher sexueller Betätigung. Der eine gewinnt durch sexuelle Enthaltung verfügbare Energie, der andere klagt gerade, daß wenn ihm Enthaltung auferlegt ist, er seine ganze Energie zusammennehmen müsse, um sie zu leisten, und daß er im Niederkämpfen der »Anfechtungen« seine ganze Energie absorbiere. Die Schwierigkeit liegt darin, daß der Sublimierungsbegriff geistige Leistung und Sexualenergie in eine direkte Abhängigkeitsbeziehung der »Transformation« bringen will. Es besteht aber kein solches Abhängigkeitsverhältnis, wenigstens kein direktes, und alle vulgäre Erfahrung und Literatur stimmt darin überein, vielmehr von einem Gegensatz zwischen sexuellen Antrieben und geistiger Leistung zu sprechen, und dies hat schließlich zu der großen dualistischen Entgegensetzung von »Geist« und »Fleisch« geführt.

Es lassen sich überhaupt die Dinge, die hier vorliegen, gar nicht »energetisch« formulieren. Es besteht ein gewisser Trieb nach Betätigung in den verschiedenen Betätigungsweisen des Menschen, nach sexueller Betätigung ebenso, wie z. B. nach motorischer Betätigung, ebenso wie nach sozialer Geltung, nach bildnerischer Betätigung,

nach Ausdrucksbetätigung usw. Welche Energie, welches Ausmaß und welche Niveauhöhe das einzelne Individuum dabei an den Tag legt, das hängt von der ganzen Organisationshöhe des betreffenden Individuums ab.

Es besteht nun (wie auf allen psychischen Funktionsgebieten) ein weitgehendes Korrelations- und Vikariationsverhältnis zwischen diesen Betätigungsweisen. Einer »Sublimierung« sexueller Betätigung entspricht auf der anderen Seite eine Primitivierung ursprünglich geistiger oder kultureller Antriebe, so z. B. wenn autokratische Machthaber einer tatenlustigen Jugend die sexuelle Betätigung möglichst erleichtern. Das Gefühl der eigenen Tätigkeit und der daraus resultierenden Befriedigung auf einem Tätigkeitsgebiet läßt in weitem Maße die Betätigung auf anderen Gebieten entbehrlich erscheinen. Dieselbe Korrelation besteht in passiver Richtung: das Gefühl sexueller Verschmähtheit kann zu einem Einstellen aller geistigen Betätigung führen, ebenso aber kann auch Mißerfolg in geistigen Leistungen zu einer allgemeinen Depression und damit zusammen auch zu einer sexuellen Depression und psychischen Impotenz führen, obwohl doch ein großer Energiebetrag, der vorher zu Sublimationsleistungen verwendet wurde, jetzt gerade »frei« wird. Man wird sagen, das ist alles nichts Neues, das ist ja gerade das Prinzip des »psychosexuellen Parallelismus«. Wir sind auch gar nicht der Meinung, als ob wir neue Tatsachen vorbrächten, wir möchten nur anregen, wie sich diese Tatsachen mit der »Energietransformation« vertragen. Der Sublimierungsbegriff ist, wie viele FREUDsche Begriffe (z. B. der Konversionsbegriff) vom Effekt hergebildet: liegen kulturelle Leistungen vor, so werden sie als Sublimationsprodukte bezeichnet, liegt aber zunächst sexuelle Energie vor, so erfahren wir nicht das geringste darüber, welche Bedingungen notwendig sind, damit eine Sublimierung tatsächlich stattfindet (ebensowenig wie wir etwas erfahren, unter welchen Bedingungen ein verdrängter Inhalt ins Physische konvertiert wird). Wenn ursprünglich sexuelle Antriebe zu andersartiger Betätigung gebracht werden (es ist bis zu gewissem Grade möglich im Sinne des besprochenen korrelativen Eintretens, welches in weitem Maße der willentlichen Beeinflussung, übungsmäßigen Mechanisierung usw. zugänglich ist), so sind ganz andere Energien und Determinierungen erforderlich, und man sagt über die

Endprodukte gerade das am wenigsten charakteristische aus, wenn man sagt, in ihnen sei »Sexualenergie« enthalten.

Die prinzipielle Diskussion des Sublimierungsbegriffs wird uns später beschäftigen. Hier kam es uns nur darauf an, zu zeigen, daß jener von Freud genannte »dritte Weg« der direkten Befriedigung nicht einfach eine »Grenze« der Sublimierung bezeichnet, sondern einen Hinweis auf die Unzulänglichkeit des Sublimierungsbegriffes enthält.

41. [**Die psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung.** Ärztliche Standeszeitung 1910, Nr. 9.] — In diesem Vortrag versucht Freud, die Phänomene der psychogenen Sehstörung durch Verdrängung zu erklären. Die Verdrängung wird aufgefaßt als eine emotionale Icherhaltung gegenüber dem Sexualtrieb: »Das Ich fühlt sich durch die Ansprüche der sexuellen Triebe bedroht und erwehrt sich ihrer durch Verdrängungen«. Nun stehen »den sexuellen wie den Ichtrieben im allgemeinen die nämlichen Organe und Organsysteme zur Verfügung. . . Der Mund dient dem Küssen ebensowohl wie dem Essen . . . die Augen nehmen nicht nur die für die Lebenserhaltung wichtigen Veränderungen der Außenwelt wahr, sondern auch die Eigenschaften der Objekte, durch welche diese zu Objekten der Liebeswahl erhoben werden, ihre ‚Reize'«. Wenn »nun der sexuelle Partialtrieb, der sich des Schauens bedient, die sexuelle Schaulust, wegen seiner übergroßen Ansprüche die Gegenwehr der Ichtriebe auf sich gezogen hat, so daß die Vorstellungen, in denen sich sein Streben ausdrückt, der Verdrängung verfallen und vom Bewußtwerden abgehalten werden, so ist damit die Beziehung des Auges und des Sehens zum Ich und zum Bewußtsein überhaupt gestört. Das Ich hat seine Herrschaft über das Organ verloren, welches sich nun ganz dem verdrängten sexuellen Trieb zur Verfügung stellt« (wie geschieht das?). — Es ist, »als erhöbe sich in dem Individuum eine strafende Stimme, welche sagte: ‚Weil du dein Sehorgan zu böser Sinneslust mißbrauchen wolltest, geschieht es dir ganz recht, wenn du überhaupt nichts mehr siehst', und dir so den Ausgang des Prozesses billigst«. Von dem verdrängten Trieb aus betrachtet, ist es »die Rache, die Entschädigung des verdrängten Triebes, daß er, von weiterer psychischer Entfaltung abgehalten, seine Herrschaft über das ihm dienende Organ nun zu steigern vermag«. — Zum Schluß

deutet FREUD noch an: »Wenn wir sehen, daß ein Organ, welches sonst der Sinneswahrnehmung dient, sich bei Erhöhung seiner erogenen Rolle geradezu wie ein Genitale gebärdet, werden wir auch toxische Veränderungen in demselben nicht für unwahrscheinlich halten.« — Irgendwelches Material wird nicht mitgeteilt.

Der ganze Vortrag wirkt wie eine bloße Mutmaßung, was man wohl etwa von den allgemeinen Grundlagen der FREUDschen Theorie aus über die psychogene Sehstörung vermuten könnte, und dabei gar nicht einmal wie eine besonders geschickte Mutmaßung. Denn es bedarf wohl kaum des Hinweises, daß die geschilderte Theorie nur ausreichen würde für die Fälle, wo eben »das Ich seine Herrschaft über das Organ verloren hat«, d. h. für psychogene Blindheit. Dagegen sind die partiellen Funktionsstörungen, wie Einengungs- und Ausfallerscheinungen, gar nicht in Rechnung gezogen. Sie würden sich aber auch nicht mit der vorgetragenen Theorie vertragen, denn es wäre undurchführbar, sie etwa als einen »teilweisen Verlust der Herrschaft« auffassen zu wollen. Die Funktion läßt sich nicht »teilen«. Es kann möglich erscheinen, für Störungen der Funktion des Organs als solchen emotionale Determinationen anzugeben, die eben die emotionale Bewertung dieses Organs betreffen. Sobald aber partielle Leistungen der Funktion beeinträchtigt sind, ist nur mit funktionellen Bedingungen eine Erklärung möglich.

42. [**Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci.** 7. Heft der Schriften zur angewandten Seelenkunde. 1910]. — Anstatt uns weitere Krankengeschichten mitzuteilen, von denen wir bis jetzt immer erst drei haben (das Bruchstück, den »Kleinen Hans« und den Fall von Zwangsneurose), liefert FREUD jetzt eine psychoanalytische Pathographie, noch dazu die eines Mannes, der unserer Zeit schon recht weit entrückt ist und über den nur sehr wenig Material vorhanden ist. Es muß nun sehr merkwürdig erscheinen, wie eine solche zu liefern überhaupt möglich ist. Voraussetzung für jede psychoanalytische Aussage über einen Menschen war doch bisher seine psychoanalytische Erforschung, die Befragung seiner unter psychoanalytischen Bedingungen gelieferten Einfälle. Davon kann hier natürlich keine Rede sein. Man könnte nun vielleicht meinen, die psychoanalytische Zutat zu dieser Pathographie beschränke sich auf die Anwendung der psychoanalytischen Prinzipien und Grund-

begriffe wie Verdrängung, Sublimierung, Komplex usw. auf das historische Material, um dadurch eventuell zu einer einheitlicheren Auffassung der betrachteten Persönlichkeit zu gelangen. Aber nein, es werden ganz detaillierte Deutungen vorgenommen, wie sie nach allen Regeln der Technik nur auf Grund der Einfälle des Analysanden zulässig sind, und die Deutung einer Kindheitserinnerung, der »Geierphantasie«[1], bildet sogar den größten Bestandteil der Schrift. Man könnte nun vielleicht vermuten, diese Deutungen beschränken sich auf die Anwendung ganz typischer Symbole, welche von den Psychoanalytikern als absolut feststehend angesehen würden. Aber auch so ist es nicht. Sondern um zu der Deutung Geier = Mutter zu gelangen, muß Freud die ägyptische Mythologie zu Hilfe nehmen, in der der Geier als das Symbol der Mütterlichkeit galt (weil man glaubte, daß es nur weibliche Geier gäbe) und muß annehmen, daß diese dem Leonardo bekannt gewesen sei. Er muß sich also einen ganz ungewöhnlichen, noch nie beobachteten Symbolismus extra zu diesem Zweck zusammensuchen. Der Psychoanalytiker würde natürlich antworten, daß ja gerade die Mythologie ein Beleg für die universale Verbreitung dieses Symbols sei. Die Anwendung dieses Symbols führt nun zu eigentümlichen Schwierigkeiten, die u. E. die Unhaltbarkeit der ganzen Deutung dartun. Freud nimmt an, daß Leonardo das Geiersymbol aus den Kirchenvätern oder der Naturwissenschaft jener Zeit kennen gelernt habe, und er nimmt ausdrücklich an, daß die Geierphantasie entstanden sei, als Leonardo »einmal bei einem Kirchenvater oder in einem naturwissenschaftlichen Buche davon las, die Geier seien alle Weibchen und müßten sich ohne Mithilfe von Männchen fortpflanzen«; also doch offenbar in einem schon ziemlich erwachsenen Alter Leonardos. Andererseits soll in der Geierphantasie, da der Geier-Mutter mit dem männlichen Genitale ausgestattet sei (nach der Deutung Schwanz der Phantasie = Penis), die infantile Sexualtheorie zum Ausdruck kommen, daß auch die Frauen einen Penis haben. Wie reimt sich dies zusammen? Wie ist anzunehmen,

---

[1] Die fragliche Kindheitserinnerung, die sich in den wissenschaftlichen Aufzeichnungen Leonardos findet, lautet: »Es kommt mir als eine ganz frühe Erinnerung in den Sinn, als ich noch in der Wiege lag, ist ein Geier zu mir herabgekommen, hat mir den Mund mit seinem Schwanz geöffnet und viele Male mit diesem seinem Schwanz gegen meine Lippen gestoßen.«

daß in dem erwachsenen Leonardo, als er Kirchenväter liest, die infantile Sexualtheorie so lebendig ist, daß sie sich in neuen Symbolen niederschlägt? Man fasse unsere Frage nicht falsch auf. Wir verstehen wohl, daß nach der psychoanalytischen Theorie, wonach nichts Psychisches verloren gehe, im Unbewußten auch des Erwachsenen die infantile Sexualtheorie noch anzutreffen sei. Aber etwas anderes ist es, ob ein psychischer Inhalt noch auffindbar ist, oder ob er so lebendig ist und die Psyche bewegt, daß er neue Symbole schafft. Der Geier ist ja keine bloße Zutat, sondern ist das Subjekt, der anschauliche Träger der infantilen Sexualtheorie. So geht es einem mit der Deutung der Geierphantasie wie mit der Penelope in der Odyssee: man darf nicht versuchen, ihr »persönliches Alter« zu bestimmen.

Die Einwendungen gegen die Deutung der Geierphantasie sind nicht die einzigen, die man gegen die Materialbehandlung in dieser Schrift erheben muß. Mit der gleichen Sorglosigkeit, ohne die geringsten Anhaltspunkte zu haben (oder auch diese nur zu vermissen) werden Verschreibungen »analysiert«, wird behauptet, daß sich Leonardo mit dem Vater identifiziert habe, werden Sätze niedergeschrieben wie: »Für Leonardos Schaffen als Maler hatte die Identifizierung mit dem Vater eine verhängnisvolle Folge. Er schuf sie (seine Werke) und kümmerte sich nicht mehr um sie, wie sein Vater sich nicht mehr um ihn bekümmert hatte.«

Auf solchen Deutungen und Kombinationen ist das psychoanalytische Gesamtbild begründet, das FREUD von Leonardo entwirft. Wir haben keinen Anlaß darauf einzugehen. Für die Erkenntnis der Persönlichkeit Leonardos ist die Schrift wertlos. Auch für die psychoanalytische Theorie bringt sie nichts Neues. Dagegen ist sie in einem Betracht wertvoll: für die tatsächlich geübte Anwendung der psychoanalytischen Methode. Wir werden zu Zeugen gemacht, daß man Deutungen ausführen, Komplexe auffinden, individuellste Determinationen angeben kann, ohne daß es irgend welcher Assoziationen des Analysanden als Anhaltspunkte bedarf. Und dies nicht etwa bei einem Individuum, dessen ganzer Gedankenkreis und Fühlensweise und dessen typischen Haltungen und Mechanismen dem Analytiker durch persönliche Bekanntschaft vertraut wären. Selbst wenn es durch irgend einen spiritistischen Kunstgriff, durch irgend eine Rück-

läufigmachung der Zeit möglich wäre, daß wir die Psyche Leonardos direkt analysieren könnten, wir müßten uns bemühen, die Analyse eines aus so ganz anderen Zeiten kommenden Menschen doppelt und dreifach zu verifizieren. Wie hat uns doch die historische Kritik das Gewissen geschärft, wenn wir über die bewußten Gedanken von Menschen geschichtlicher Zeiten urteilen wollen — FREUD urteilt mit der größten Sorglosigkeit auch über die unbewußten. Aber wir haben keinen Anlaß zu vermuten, daß sich diese »Sorglosigkeit« auf die Analyse historischer Personen beschränke.

43. [»Über den Gegensinn der Urworte.« Referat über die gleichnamige Broschüre von KARL ABEL 1884. Jahrbuch f. psychoanalyt. u. psychopath. Forschungen II, 1910, S. 179 ff.] — Der Aufsatz ist, wie der Untertitel sagt, ein Referat über eine Abhandlung des Sprachforschers K. ABEL, in welcher dieser die merkwürdige Erscheinung behandelt, daß in vielen alten Sprachen, namentlich im Ägyptischen, zahlreiche Worte gleichzeitig zwei Bedeutungen haben, die den entgegengesetzten Sinn haben (Beispiele aus dem Lateinischen: altus = hoch und tief, sacer = heilig und verflucht; deutsch: Boden = das Oberste wie das Unterste im Haus). FREUD will durch die Lektüre dieser Arbeit zuerst »zum Verständnis der sonderbaren Neigung der Traumarbeit« gelangt sein, »von der Verneinung abzusehen und durch dasselbe Darstellungsmittel Gegensätzliches zum Ausdruck zu bringen«. Wir besinnen uns, daß daraus die Deutungsregel abgeleitet wurde, daß man jedes Traumelement für die Deutung versuchsweise auch in sein Gegenteil verkehren dürfe. Es ist unschwer zu übersehen, wie FREUD die genannte sprachgeschichtliche Erscheinung mit seiner Traumtheorie zusammenbringt: er erblickt in ihr eine Bestätigung seiner Auffassung »vom regressiven, archaischen Charakter des Gedankenausdruckes im Traume«. Aber die von ABEL aufgeführten sprachgeschichtlichen Tatsachen, wie auch die von ihm gegebene Theorie derselben sind nicht im geringsten geeignet, der FREUDschen Traumarbeit irgendwelchen Rückhalt zu bieten. Die Bedeutungsgegensätzlichkeit der betreffenden Worte ist ja doch an die betreffenden alten Sprachen gebunden. Wenn es so wäre, daß das einzelne Individuum die geistige Phylogenese der Menschheit mit allem geistigen Einzelbesitz durchlaufen müßte und wenn es im Traume, da es in diese archaischen Zeiten zurücksänke, auch in der

Sprache dieser Zeiten denken würde, so wäre es wohl verständlich, daß es dann auch nach den Gesetzen dieser Sprache denken würde. Aber es ist ein ganz unvorstellbarer Gedanke, daß der Mensch beim Ausdruck und bei der Fixierung seiner Traumgedanken, wo diese doch in der Muttersprache erfolgt, und wo auch sprachliche Bildungen, die im Traum erscheinen, zumeist der Muttersprache entnommen werden, für die Behandlung dieser Muttersprache sich nun plötzlich der ägyptischen Grammatik bedienen soll. — Ja es ist nicht einmal zulässig, die beiden Tatsachenreihen, die sprachgeschichtlichen und die traumpsychologischen, überhaupt nur in Analogie zu bringen, als wenn sie beide auf dahinterstehende, noch unerkannte Bedingungen zurückwiesen. Bei dem sprachlichen Gegensinnphänomen handelt es sich anscheinend — es ist sehr schwer darüber etwas auszumachen — um unanschauliche Relationsbegriffe, die das primitive Denken noch nicht objektiv vor sich hinstellen konnte, ohne die Orientierung zum Subjekt mit hineinzunehmen[1]. So liegt z. B. in dem Gegensatz von »hoch« und »tief« doch eine gewisse Gemeinsamkeit der Orientierung zum Subjekt (man bedenke, in wie verschiedenen Bedeutungen wir noch heute »tief« verwenden). Ebenso bezeichnet z. B. sacer nichts anschauliches, sondern eine Tatsache des religiösen Tatsachenbereiches, und die beiden Bedeutungen »heilig« und »verflucht« stimmen in der Orientierung zum Subjekt überein, daß das betreffende Objekt der allgemeinen Zugänglichkeit entzogen ist. Mag dem sein wie es mag — bei den Gegensätzen, die nach FREUD im Traume für einander eintreten können, handelt es sich auf jeden Fall um etwas ganz anderes, nämlich um »Wunschgegensätze«[2]. Wir haben nie von einer Sprache gehört, in der dasselbe Wort »Mann« und »Weib« bedeutete (deren Unterschied keine abstrakte Relation ist, sondern anschaulich erfaßt wird). Wohl aber ist es nach den Deutungsregeln zulässig, und es gibt in der psychoanalytischen Literatur Belege dafür, daß für ein Traumelement »alter Mann« ein »junges Mädchen«

[1] So zeigen sich noch heute einfache Leute aus dem Volke, wenn sie einen räumlichen Vorgang beschreiben sollen, z. B. bei Zeugenvernehmungen, sehr ungeschickt, ihn nach Orientierungen des objektiven Raumes zu beschreiben wie östlich, westlich, sondern beschreiben ihn regelmäßig mit rechts, links usw., d. h. von ihrer damaligen persönlichen, meist sehr inkonstanten Stellung aus.

[2] ausdrücklich Traumdeutung² S. 232.

eingesetzt wird. Eine solche Ersetzung eines jungen Mädchens durch einen alten Mann ist eine ganz normale Leistung des »Widerstandes« — die Sprachgeschichte weiß nichts davon. Jenes sprachliche Gegensinnphänomen und die Deutungsregel der Umkehrung ins Gegenteil haben also nichts miteinander zu tun.

44. [**Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie.** Vortrag, gehalten auf dem zweiten Privatkongreß der Psychoanalytiker zu Nürnberg 1910. Zentralblatt für Psychoanalyse I, S. 1 ff., 1910]. — Dieser Vortrag bringt, wie schon der Titel sagt, keine theoretischen Erkenntnisse, sondern mehr einen gewissermaßen politischen Überblick. Uns interessiert zunächst eine Bemerkung über den »inneren Fortschritt« der Therapie. »In ihren Anfängen war die psychoanalytische Kur unerbittlich und erschöpfend. Der Patient mußte alles selbst sagen, und die Tätigkeit des Arztes bestand darin, unausgesetzt zu drängen. Heute sieht es freundlicher aus. Die Kur besteht aus zwei Stücken, aus dem was der Arzt errät und dem Kranken sagt, und aus der Verarbeitung dessen, was er gehört hat, von Seiten des Kranken. Der Mechanismus unserer Hilfeleistung ist ja leicht zu verstehen; wir geben dem Kranken die bewußte Erwartungsvorstellung, nach deren Ähnlichkeit er die verdrängte unbewußte bei sich auffindet.« Ich weiß nicht, ob für die Charakterisierung der beiden Etappen der Therapie die Bezeichnungen »unerbittlich — freundlich« gerade die richtigsten sind. (Man beachte übrigens, daß bei der Anführung der zwei Stücke, aus denen die Kur besteht, jenes »was der Arzt errät« vorangestellt ist.)

Nicht minder interessant ist eine andere Stelle, wo sich Freud über die »Allgemeinwirkung« der psychoanalytischen Arbeit ausspricht. »Setzen sie an die Stelle des einzelnen Kranken die ganze an den Neurosen krankende, aus kranken und gesunden Personen bestehende Gesellschaft . . . Der Erfolg, den die Therapie beim einzelnen haben kann, muß auch bei der Masse eintreten. Die Kranken können ihre verschiedenen Neurosen, ihre ängstliche Überzärtlichkeit, die den Haß verbergen soll, ihre Agoraphobie, die von ihrem enttäuschten Ehrgeiz erzählt, ihre Zwangshandlungen, die Vorwürfe wegen und Sicherungen gegen böse Vorsätze darstellen, nicht bekannt werden lassen, wenn allen Angehörigen und Freunden, vor denen sie ihre Seelenvorgänge verbergen wollen, der allgemeine Sinn der Symptome

bekannt ist, und wenn sie selbst wissen, daß sie in den Krankheitserscheinungen nichts produzieren, was die anderen nicht sofort zu deuten verstehen. Die Wirkung wird sich aber nicht auf das Verbergen der Symptome beschränken; denn durch dieses Verbergenmüssen wird das Kranksein unverwendbar. Die Mitteilung des Geheimnisses . . . hat den Krankheitsgewinn illusorisch gemacht und darum kann nichts anderes als die Einstellung der Krankheitsproduktion die endliche Folge . . . sein.« Diese Äußerung muß selbst von FREUDS eigenen Anschauungen aus verblüffen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie weit er doch die Neurosen konstitutionell bedingt ansieht. Sobald gewisse überstarke perverse Triebkomponenten konstitutionell angelegt sind, und zwar in einer Stärke, daß die organisch angelegten Verdrängungsmächte der Scham usw. mit ihnen nicht fertig werden, ist in diesen Triebmächten nach FREUD Stoff zur Neurose gegeben, die irgendwie in die Erscheinung tritt, mag es um die psychologische Kenntnis der Gesamtheit bestellt sein wie es will. Die zitierte Stelle beweist, wie intellektualistisch trotz allem die Grundansicht FREUDS immer wieder ist, als ob die Neurosen gewissermaßen nur von der Gnade der psychoanalytischen Unkenntnis der Gesamtheit existierten. Zugleich zeigt die Stelle, daß FREUD an das Heraufkommen einer allgemeinen psychoanalytischen Atmosphäre glaubt, die eine tiefgreifende Veränderung der ganzen Gesellschaft »zu einem wahrheitsgemäßeren und würdigeren Zustand« heraufführen werde. Dieser »wahrheitsgemäßere« Zustand soll anscheinend dadurch bewirkt werden, daß die psychoanalytische Ratekunst Allgemeingut wird. Solche Utopien sind also nicht der Vorzugsbesitz gewisser neurotischer Heißsporne, die mit der »Unwahrhaftigkeit unserer Zeit« nicht fertig werden und sich in Träume über eine bessere Zukunft flüchten, sondern sie reichen bis zum Haupt der Lehre zurück.

45. [Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens. I. Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. Jahrbuch für psychoanalyt. u. psychopath. Forschungen II, S. 391ff. 1910]. — Ein weiterer Beitrag zur psychoanalytischen Typenlehre, wie sie mit dem Aufsatz über die Analerotik begonnen wurde. Es handelt sich hier aber nicht um einen charakterologischen Typus, sondern um einen Typus der männlichen Liebeswahl. Der behandelte Typus

ist durch folgende Züge charakterisiert: Männer dieses Typs wählen 1. nach der Maxime des »geschädigten Dritten«, d. h. sie begehren nur ein Weib, an welches ein Dritter Anrechte hat; 2. sie wählen nie das keusche und unverdächtige, sondern nur das sexuell anrüchige Weib, die »Dirne«; 3. sie finden nie in einem Weibe die Erfüllung, sondern gehen trotz der Intensität der einzelnen Bindung von einer zur anderen weiter, sie »bilden eine Reihe«; 4. sie haben die Tendenz, die Geliebte moralisch zu »retten«.

Die Erklärung dieser Typencharaktere gewinnt Freud aus der Mutterkonstellation; die Liebesobjekte sind für Männer dieser Typs »Muttersurrogate«. Ad 1: Der geschädigte Dritte, dessen Rechte zu stören gesucht werden, ist natürlich der Vater. Ad 2: Daß die Dirne im Weibe gesucht wird, scheint der Mutterkonstellation aufs äußerste zu widersprechen. Freud nimmt hier an, daß die Libido des Mannes dieses Typs noch zur Zeit der Pubertät an die Mutter fixiert war, und erklärt die Liebe zur Dirne als eine Determinierung aus inzestuösen Pubertätsphantasien, in denen die Mutter in sexuellem Verhältnis zu anderen (zum Vater) vorgestellt wird. Ad 3: Die Reihenbildung wird so erklärt, daß die Sehnsucht nach dem »Unersetzlichen« in eine »unendliche Reihe« aufgelöst wird. Ad 4: Die Tendenz zu retten wird symbolisch, als »eine vortrefflich gelungene Rationalisierung eines unbewußten Motivs« erklärt. Das Retten bedeute eine Gegengabe dafür, daß die Mutter dem Sohne das Leben geschenkt hat, andererseits bezeichnet es den Wunsch, der »Mutter« als Gegengabe ein Kind zu schenken. —

Was die Kritik zunächst der Beschreibung des Typus betrifft, so ist das Vorkommen der genannten Züge zweifellos. Aber die deskriptive Leistung Freuds besteht nicht darin, daß er diese vier Züge beschreibt, sondern daß er einen Typus aufstellt, der in der Vereinigung dieser vier Züge konstituiert sein soll. Uns will es nun freilich scheinen, als ob die vier Züge ganz unabhängig voneinander vorkommen, und es ist, in dem was Freud anführt, kein Nachweis enthalten, daß die Vereinigung dieser Züge über ein individuelles Vorkommen hinaus typische Bedeutung habe. Die Vorliebe für die Frau eines anderen ist als Verlangen nach der »verbotenen Frucht« ein sehr häufiger Zug, der ungleich öfter vorkommen dürfte als die anderen Züge; dagegen ist die »Rettungstendenz« etwas ganz

spezielles, was aus ganz anderen psychischen Schichten herkommt usw. Wir können uns also nicht überzeugt halten, daß eine wirkliche Typeneinheit vorliege. Sollte die Vereinigung als Typus existieren, so ist sein einheitbildendes Moment von FREUD nicht aufgewiesen.

Doch messen wir dem wenig Bedeutung bei. Vielmehr interessiert uns die Erklärung des Typus. Zu ihrer Würdigung bedenke man, was von den Psychoanalytikern alles aus der Mutterkonstellation erklärt wird. Um so weniger ist einzusehen, warum nun bei diesem Typus gerade diese Eigenschaften daraus hervorgehen sollen. Den Vater zu schädigen ist eine äußerst viel verwandte Determinierung; warum soll sie hier gerade dazu führen, die Frau eines Dritten zu suchen? Warum soll hier die Mutter gerade in der sexuellen Situation inzestuöser Phantasien vorgestellt werden, so daß die Mutterkonstellation zur Dirnenliebe führt? Und so weiter. Nur die Antwort auf diese Fragen würde erklären, warum aus der so vielfältige Determinierungen liefernden Mutterkonstellation jene ausgewählt werden, die erst den Typus ergeben. Solange diese Fragen nicht beantwortet sind, muß man sagen, daß die gegebene Erklärung keine ist.

So kann man für die Typenlehre aus dem Aufsatz nichts lernen, dagegen wohl etwas über die Anwendung psychoanalytischer Erklärungen. Wenn wir die gegebenen Erklärungen nicht bloß betrachten in Hinblick auf das Erklärungsziel, auf den zu erklärenden Typus, sondern auf die verwandten Erklärungsmittel, so zeigt sich, wie gesagt, daß mit den gleichen Mittel in der psychoanalytischen Literatur ganz entgegengesetzte Dinge erklärt werden. Hier wird die Liebe zur Dirne im Weib auf den Mutterkomplex zurückgeführt: an anderen Stellen gerade die übermäßige Schätzung der Virginität oder die psychische Impotenz gegenüber der puella publica. Hier wird die »Bildung einer Reihe«, die Unfähigkeit bei einem Weibe zu bleiben, aus dem Mutterkomplex erklärt; dagegen ist es ein regelmäßiges psychoanalytisches Erklärungsmittel, gerade das absolute Attachement an ein Weib als eine Bindung an die Mutter zu bezeichnen. Der Psychoanalytiker wird vielleicht antworten, daß das sich gegenseitig gar nicht ausschlösse. Die tatsächliche Mutterkonstellation sei eben in dem einen Falle so, im anderen so. Wir würden gar nichts dagegen sagen, wenn die individuellen Umstände

des einzelnen Falles nun wirklich mit der größten Sorgfalt erhoben würden. Aber davon erfahren wir nichts. Wir erfahren nichts davon, daß bei den beobachteten Angehörigen des besprochenen Typs tatsächlich psychoanalytisch festgestellt sei, daß für sie die Mutter Leitbild ist in der Auffassung inzestuöser Pubertätsphantasien, daß für ihr Unbewußtes tatsächlich »retten« die Symbolbedeutung habe, wie sie behauptet wird, usw. Alle diese Erklärungen werden offenbar auf Grund anderorts »bewiesener« psychoanalytischer Erfahrungen interpoliert, wie sie gerade gebraucht werden. Aber dieser Bestand angeblicher psychoanalytischer Erfahrungstatsachen bietet Erklärungsmittel für die konträrsten Fälle, ganz nach Bedarf. Die »Elternkonstellation« enthält in der Weite der Auffassung, wie sie die Psychoanalyse von dem Kind-Eltern-Verhältnis hat, z. B. für den Mann in bezug auf den Vater alle Abstufungen von Gläubigkeit bis zur Auflehnung, in bezug auf die Mutter alle Abstufungen von asexueller Zuneigung bis zur sinnlichen Leidenschaft: damit läßt sich alles und darum nichts erklären.

46. [**Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens.** Jahrbuch f. psychoanalyt. u. psychopath. Forschungen III 1911, S. 1ff.]. — In diesem ganz prinzipiell gehaltenen Aufsatz knüpft Freud an Gedanken an, denen wir zuerst in der »Traumdeutung« begegnet sind. Man erinnert sich jener überraschenden Theorie, wonach in einem primären Zustand des psychischen Organismus die Bedürfnisbefriedigung halluzinatorisch erfolgen soll und erst sekundär, durch eine »bittere Lebenserfahrung« veranlaßt, die motorische Bedürfnisbefriedigung in der Weise ausgebildet wird, daß das ädaquate Befriedigungsobjekt in der Außenwelt aufgesucht wird.[1] Freud erhebt diesen Gedanken jetzt zu größter theoretischer Bedeutung und bezeichnet die beiden Weisen des Verhaltens zur Realität, die in den beiden verschiedenen Modi der Bedürfnisbefriedigung zum Ausdruck kommen, geradezu als »die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens«.

Die halluzinatorische Bedürfnisbefriedigung gehorcht dem Lustprinzip. Dieses Lustprinzip beherrschte die psychischen Vorgänge in dem primären Zustande des psychischen Organismus. Diese Vor-

---

[1] Trdtg. S. 348f.; vgl. Bd. I, S. 664ff.

gänge streben danach, Lust zu gewinnen; von solchen Akten, welche Unlust erregen können, zieht sich die psychische Tätigkeit zurück (Verdrängung). Das Ebenbild dieses Seelenlebens vor Anerkennung der Realität bietet der Schlafzustand; er hat die absichtliche Verleugnung der Realität zur Voraussetzung (Schlafwunsch). Unser nächtliches Träumen, unsere Wachtendenz, uns von peinlichen Eindrücken loszureißen, sind Reste von der Herrschaft dieses Prinzips und Beweise für dessen Mächtigkeit. Melden sich äußere Bedürfnisse, so wird unter Herrschaft dieses Prinzips das Gewünschte einfach halluzinatorisch gesetzt, wie es heute noch allnächtlich mit unseren Traumgedanken geschieht.

Erst das Ausbleiben der erwarteten Befriedigung, die Enttäuschung, hatte zur Folge, daß die halluzinatorische Bedürfnisbefriedigung des primären Zustandes aufgegeben wurde. Anstatt ihrer mußte sich der psychische Apparat entschließen, die realen Verhältnisse der Außenwelt vorzustellen. Damit wurde ein neues Prinzip der seelischen Tätigkeit, das Realitätsprinzip, eingeführt: es wurde nicht mehr vorgestellt, was angenehm, sondern was real ist.

Waren die dem Lustprinzip gehorchenden psychischen Vorgänge unbewußt, so wuchs mit Einführung des Realitätsprinzips die Bedeutung der der Außenwelt zugewendeten Sinnesorgane und »des an sie geknüpften Bewußtseins, welches außer den bisher allein interessanten Lust- und Unlustqualitäten die Sinnesqualitäten auffassen lernte«. »An Stelle der Verdrängung, welche einen Teil der auftauchenden Vorstellungen als unlusterzeugend von der Besetzung ausschloß, trat die unparteiische Urteilsfällung, welche entscheiden sollte, ob eine Vorstellung wahr oder falsch, d. h. im Einklang mit der Realität sei oder nicht . . . « Die motorische Abfuhr, die während der Herrschaft des Lustprinzips zur Entlastung des seelischen Apparates von Reizzuwächsen gedient hatte und dieser Aufgabe durch ins Innere des Körpers gesandte Innervationen (Mimik, Affektäußerungen) nachgekommen war, erhielt jetzt eine neue Funktion: indem sie zur zweckmäßigen Veränderung der Realität verwendet wurde. Sie wandelte sich zum Handeln. Die notwendig gewordene Aufhaltung der motorischen Abfuhr (des Handelns) wurde durch den Denkprozeß besorgt, welcher sich aus dem Vorstellen herausbildete. Das Denken . . . ist im wesentlichen ein Probehandeln mit Verschiebung

kleinerer Besetzungsquantitäten, unter geringer Verausgabung (Abfuhr) derselben. Auf der anderen Seite wurde »eine Art Denktätigkeit abgespalten, die von der Realitätsprüfung freigehalten und allein dem Lustprinzip unterworfen blieb. Es ist dies das Phantasieren, welches bereits mit dem Spielen der Kinder beginnt und später als Tagträumen fortgesetzt die Anlehnung an reale Objekte aufgibt«. (Wem diese ganze Art, wie hier ganze psychische Funktionsgebiete in einer schnellfertigen Psychogonie auseinander hergeleitet werden, zu grob und primitiv erscheint, dem bemerken wir ausdrücklich, daß dieser Eindruck nicht etwa eine Folge des summarischen Referates ist. Die Dinge sind in dem nur 8 Seiten umfassenden Aufsatz nicht eingehender und sorgfältiger dargestellt.)

Die angedeutete Entwicklung vollzieht sich nun »in Wirklichkeit nicht auf einmal und nicht gleichzeitig auf der ganzen Linie«, sondern die Sexualtriebe weisen gegenüber den Ichtrieben ihren eigenen Entwicklungsverlauf auf. »Die Sexualtriebe benehmen sich zunächst autoerotisch, sie finden ihre Befriedigung am eigenen Leib und gelangen daher nicht in die Situation der Versagung, welche die Einsetzung des Realitätsprinzips erzwungen hat. Wenn dann später bei ihnen der Prozeß der Objektfindung beginnt, erfährt dieser alsbald eine lange Unterbrechung durch die Latenzzeit, welche die Sexualentwicklung bis zur Pubertät verzögert. Diese beiden Momente — Autoerotismus und Latenzperiode — haben zur Folge, daß der Sexualtrieb . . . weit länger unter der Herrschaft des Lustprinzips verbleibt, welcher er sich bei vielen Personen überhaupt niemals zu entziehen vermag. Infolge dieser Verhältnisse stellt sich eine nähere Beziehung her zwischen dem Sexualtrieb und der Phantasie einerseits, den Ichtrieben und den Bewußtseinstätigkeiten andererseits . . . Der fortwirkende Autoerotismus macht es möglich, daß die leichtere momentane und phantastische Befriedigung so lange an Stelle der realen, aber Mühe und Aufschub erfordernden festgehalten wird. Die Verdrängung bleibt im Reiche des Phantasierens allmächtig; sie bringt es zustande, Vorstellungen in statu nascendi, ehe sie dem Bewußtsein auffallen können, zu hemmen, wenn deren Besetzung zur Unlustentbindung Anlaß geben kann. Hier ist die schwache Stelle unserer psychischen Organisation, die dazu benutzt werden kann, um bereits rationell gewordene Denkvorgänge wieder unter

die Herrschaft des Lustprinzips zu bringen. Ein wesentliches Stück der psychischen Disposition zur Neurose ist demnach durch die verspätete Erziehung des Sexualtriebes zur Beachtung der Realität und des weiteren durch die Bedingungen, welche diese Verspätung ermöglichen, gegeben.« —

Man sieht, die beiden »Prinzipien« sind nicht etwa Prinzipien der Theorie, der begrifflichen Erfassung, sondern Prinzipien des Geschehens. Ungefähr so wie in der Rede von dem guten und dem bösen Prinzip, die um den Ritter streiten. Was in diesen vorgeblichen Prinzipien nun eigentlich zu substantieller Bedeutung erhoben ist, ob es sich um typische Verlaufsformen handelt oder was sonst, das wird nicht ganz einfach sein festzustellen. Es hat aber keinen rechten Zweck, darüber des genaueren nachzudenken, wie es überhaupt keinen rechten Zweck hat, diese ganze Psychogonie ausführlich zu diskutieren. Selbst wenn man sich auf den Boden der Gültigkeit dieser beiden Prinzipien stellt, ist es leicht, Widersprüche aufzuweisen. Man beachte nur, daß das Realitätsprinzip gar keinen Gegensatz zum Lustprinzip darstellt, da ja die Bedürfnisbefriedigung auf dem Wege über die Realität nach allen Regeln der Assoziationspsychologie auch nur der Lustgewinnung dient. Dies weiß auch FREUD selbst, er schreibt: »In Wirklichkeit bedeutet die Ersetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip keine Absetzung des Lustprinzips, sondern nur eine Sicherung desselben. Eine momentane, in ihren Folgen unsichere Lust wird aufgegeben, aber nur darum, um auf dem neuen Wege eine später kommende, gesicherte zu gewinnen.« Danach müßte doch mindestens der Versuch gemacht werden, die beiden Prinzipien in ein Unterordnungsverhältnis zu bringen. Aber FREUD fährt gleichwohl fort, die beiden Prinzipien als gleichgeordnet zu behandeln, obwohl es sich nach der in dem zitierten Satze gemachten Konstatierung gar nicht um zwei selbständige Prinzipien handeln kann. Ebensowenig wie der Realcharakter und die Selbständigkeit der beiden Prinzipien wird für irgend jemand verständlich sein, in welchem Entwicklungsstadium des psychischen Organismus eigentlich jener Entwicklungsschritt der Ersetzung des einen Prinzips durch das andere geschehen soll. Denn daß eine reale Entwicklung gemeint ist und nicht bloß eine ideale, erhellt aus den Ausführungen über die Verhältnisse am Geschlechtstrieb, wo die gleiche Entwick-

lungsphase über eine größere Zeitstrecke dauert. Aber was für den Sexualtrieb allenfalls hinzunehmen wäre, führt bei den Lebenstrieben sofort zu den größten Schwierigkeiten und zur ärgsten Kollision mit der Frage der Selbsterhaltung.

Wir wollen also gar nicht erst lange darüber nachdenken, in welchem Sinne diese Prinzipien »Prinzipien« seien und was sie für eine Psychogonie leisten, sondern wollen sofort zu der Frage vordringen, welche empirischen psychologischen Tatsachen ihnen zugrunde liegen, und was sie eventuell zu deren Erklärung leisten. Da wird zunächst selbst aus unserem zusammenfassenden Referat schon bemerkbar geworden sein, daß die Formulierungen über die Entwicklung am Sexualtrieb ungleich anschaulicher wirken als die Formulierungen über die allgemein-psychischen Mechanismen. Es macht den Eindruck, als ob die ganze behauptete Entwicklung vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip vom Sexualtrieb hergeleitet sei. Tatsächlich scheint es ja am Sexualtrieb so zu sein, als ob die Bedürfnisbefriedigung zunächst halluzinatorisch und autoerotisch, in Beschränkung auf den eigenen Leib, erfolge, und als ob erst sekundär die Hinwendung zum außenweltlichen Sexualobjekt erfolge. Dies ist die erste Tatsachenreihe. Hierzu kommt zweitens die notorische »Wirklichkeitsscheu« der Neurotiker. Diese Wirklichkeitsscheu betrifft nicht etwa nur das emotionale Verhältnis des Neurotikers zum praktischen Leben, zu seiner Umgebung, sondern sie erstreckt sich bis in den Geltungscharakter des geheimen Vorstellungs- und Phantasielebens des Neurotikers hinein. »Der befremdendste Charakter der unbewußten (verdrängten) Vorgänge, an den sich jeder Untersucher nur mit großer Selbstüberwindung gewöhnt, ergibt sich daraus, daß bei ihnen die Realitätsprüfung nichts gilt, die Denkrealität gleichgesetzt wird der äußeren Wirklichkeit, der Wunsch der Erfüllung, dem Ereignis, wie es sich aus der Herrschaft des alten Lustprinzips ohne weiteres ableitet. Darum wird es auch so schwer, unbewußte Phantasien von unbewußt gewordenen Erinnerungen zu unterscheiden. Man lasse sich aber nie dazu verleiten, die Realitätswertung in die verdrängten psychischen Bildungen einzutragen und etwa Phantasien darum für die Symptombildung gering zu schätzen, weil sie eben keine Wirklichkeiten sind, oder ein neurotisches Schuldgefühl anderswoher abzuleiten, weil sich kein wirklich ausgeführtes Verbrechen nachweisen läßt. Man hat

die Verpflichtung, sich jener Währung zu bedienen, die in dem Lande, das man durchforscht, eben die herrschende ist, in unserem Falle der neurotischen Währung.«

Zu diesen Tatsachen kommt noch hinzu die in der Traumtheorie entwickelte Anschauung, daß die durch ein Bedürfnis angeregte Vorstellung des Befriedigungsobjektes primär mit halluzinatorischer Lebhaftigkeit gegeben sei, so daß in dem primären Zustande das Wünschen durch ein Halluzinieren befriedigt werde. Aber diese Anschauung ist selbst nur eine Theorie; sie diente dazu, um die Regression d. h. die halluzinatorische Lebhaftigkeit des Traumes zu erklären.

Diese Bestandstücke: die Entwicklung des Sexualtriebes von der autoerotischen zur heteroerotischen Befriedigung, die Wirklichkeitsscheu des Neurotikers und seine geringe Realitätsschätzung gegenüber seinen Phantasien, sowie die Theorie über die primäre halluzinatorische Befriedigung des Wünschens schließen sich für FREUD zu der Theorie zusammen, daß primär das Lustprinzip alle psychische Tätigkeit des primitiven Organismus beherrsche und erst sekundär das Realitätsprinzip sich durchsetze. Indem die Gewinnung der Realität erst in einem Entwicklungsprozeß erfolgt, ergeben sich auch Beziehungen dahin, den sexuellen Status des Neurotikers als einen »infantilen« zu bezeichnen und diesen Infantilismus einer »Entwicklungshemmung« zuzuschreiben.

Man sieht, die Auffassung der Wirklichkeitsscheu des Neurotikers ist ungefähr die gegenseitige der vulgären. Während man sonst davon spricht, daß der Neurotiker »sich von der Wirklichkeit zurückzieht«, ist hier die Meinung, daß der Neurotiker gar nicht bis zur Wirklichkeit vordringt.

Wie ist nun die Theorie im Hinblick auf die bezeichneten Grundlagen zu beurteilen? Stellt sie den notwendig geforderten und erklärenden Zusammenhang zwischen den Tatsachen her? Für die erste Tatsachenreihe, die Entwicklung des Sexualtriebs zunächst ist gewiß, daß die Entwicklung von der autoerotischen zur heteroerotischen Befriedigung tatsächlich stattfindet. Aber dies ist keine Entwicklung vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip, sondern die Entwicklungserscheinungen stehen zu der Theorie in greller Unverträglichkeit. Nach der Theorie ist die dem Lustprinzip gehorchende Bedürfnisbefriedigung eine illusionistische, halluzinatorische, wie sie

im Traume geschieht; die dem Realitätsprinzip gehorchende Befriedigung ist eine motorische. Die primitive autoerotische Sexualbefriedigung ist aber gerade eine motorische, sie ist typischerweise von der mechanischen Reizung der erogenen Zonen begleitet. Und zwar erfolgen diese Motionen nicht etwa zum Zwecke der motorischen Abfuhr (wie es nach dem Lustprinzip wäre), sondern zur Herbeiführung der Bedürfnisbefriedigung, also ganz nach dem Schema des Realitätsprinzips. Wenn dagegen illusionäre Vorstellungsbilder zur Sexualbefriedigung aufgesucht werden, so haben diese in typischen, nichtpathologischen Fällen gerade ein Sexualobjekt zum Inhalt, und in dem spontanen Auftreten solcher Bilder kündigt sich gerade der Durchbruch der Objektfindung an. So erfolgt also beim Sexualtrieb die auf das Lustziel abgestellte, autoerotische Befriedigungsweise gerade nach der Technik des Realitätsprinzips, und die auf das Realitätsziel abgestellte heteroerotische Befriedigungsweise beginnt sich durchzusetzen mit den Mitteln des Lustprinzips.

Damit sind die beiden Prinzipien bereits als mit den Tatsachen vollkommen unvereinbar dargetan. Aber wir wollen supponieren, die autoerotische Befriedigungsweise wäre durchaus eine illusionistische und die heteroerotische durchaus eine motorische. Angenommen also, für den Sexualtrieb wäre die Entwicklung von einem Prinzip zum anderen zutreffend, so wäre damit der Bedeutung der beiden Prinzipien noch nicht entsprochen. Es sollen ja Prinzipien »des seelischen Geschehens« sein, sie sollen für das Gesamtbereich der psychischen Tätigkeit überhaupt gelten. Wie steht es nun damit? Und was leisten sie zur Erklärung der neurotischen Wirklichkeitsscheu?

Wir sprechen hier nicht weiter davon, daß die illusionäre Bedürfnisbefriedigung, die beim Sexualtrieb mit einem Schein von Recht behauptet werden konnte, bei den »Ichtrieben« als ein primärer, regulärer Befriedigungsmodus nirgends anzutreffen ist, ja gar nicht einmal vorgestellt werden kann. Kein psychischer Organismus befriedigt seinen Nahrungstrieb regulär je halluzinatorisch, am allerwenigsten in einem primitiven Lebensstadium, wo er über ein selbständig bewegbares Vorstellungsleben noch nicht verfügt. FREUD behauptet ja auch gar nicht, diese halluzinatorische Bedürfnisbefriedigung der Ichtriebe je tatsächlich konstatiert zu haben, wenngleich er andererseits die Befriedigung nach dem Lustprinzip nicht bloß als eine

logisch frühere ansetzt. — Dies beiseite gelassen, möchten wir darauf hinweisen, daß von den zwei Prinzipien aus auf keine Weise zu verstehen ist, was eigentlich ein Bedürfnis ist, obwohl die Prinzipien doch nur zur Erklärung der Bedürfnisbefriedigung statuiert sind. Der psychische Apparat folgt primär, seiner ersten Anlage nach dem Bestreben, »sich möglichst reizlos zu erhalten«[1]. In diesem Bestreben stört ihn die »Not des Lebens«: »In der Form der großen Körperbedürfnisse tritt die Not des Lebens zuerst an ihn heran.« Was wollen diese Bedürfnisse von ihm? Fallen sie vom Himmel herunter als eine glatte Gemeinheit? Ein Nahrungsbedürfnis läuft doch nicht draußen in der Welt herum, es trifft nicht den Organismus wie Hagelschlag, sondern von einem Bedürfnis kann doch nur die Rede sein, insofern es im Organismus selbst angelegt ist. Die Anlage des Organismus ist aber primär auf Reizlosigkeit gerichtet. Also einerseits strebt die Anlage nach Reizlosigkeit, andererseits sind in ihr die Bedürfnisse vorgebildet, die Befriedigung heischen: die Anlage des psychischen Organismus ist also von vornherein gespalten und widerspruchsvoll! Dieser Widerspruch wird bei FREUD nur dadurch verdeckt, daß er die Bedürfnisse als Gegenstände behandelt, die von außen an den nicht gereizt sein wollenden Organismus herantreten. Aber ein Bedürfnis ist kein Gegenstand und kommt nicht von außen, sondern ist eine psychophysische Beziehung des Lebensindividuums zu seiner Umgebung und in diesem angelegt. Die FREUDsche Theorie von den beiden Prinzipien der Bedürfnisbefriedigung ist also nur dadurch möglich, daß sie sich mit aller biologischen Auffassung der Lebensbedürfnisse in Widerspruch setzt.

Wie ist nun so eine seltsam widersinnige Theorie möglich? »Bestreben, sich möglichst reizlos zu erhalten«, »Not des Lebens«: hört ihr denn nichts, ihr Psychoanalytiker mit den scharfen Ohren, für die keine Ausdrucksform zufällig ist? Das ist ja selbst die Sprache der Neurose! Der primäre Zustand, den FREUD an den Anfang des psychischen Geschehens stellt, ist selbst der neurotische Zustand. Hier enthüllt sich uns zum ersten Mal die Erkenntnis, daß die FREUDsche Theorie selbst im innersten Grunde eine neurotische ist, eine Erkenntnis, zu der wir später noch von ganz anderem Aus-

---

[1] Trdtg.[2] S. 348.

gang aus kommen werden. Freud unternimmt es, den normalen Status »realistischer« Bedürfnisbefriedigung und das normale Verhältnis zur Wirklichkeit vom neurotischen Status aus zu begreifen. Daraus fließen letzten Endes alle die merkwürdigen Paradoxien, in denen seine Lehre so oft das Gegenteil aller herkömmlichen Auffassung aussagt, dies ist auch der letzte Grund, weshalb seine Theorie manchen Neurotikern so viel zu geben hat.

Demgemäß leisten die »zwei Prinzipien« auch nichts zur Erklärung der zweiten Tatsachenreihe, die wir als ihre Grundlage aufgezeigt hatten, der neurotischen Wirklichkeitsscheu. Es wird ja im Gegenteil der Versuch gemacht, von ihr aus das normale Verhältnis zur Realität zu erklären, die Wirklichkeitsscheu aber wird als Zustand, der nach möglichster Reizlosigkeit strebt, an den Anfang alles psychischen Geschehens gesetzt. Sowenig nun zu verstehen ist, woher die Bedürfnisse das »Recht« haben, den psychischen Organismus zur Aufgabe dieses Anfangszustandes zu veranlassen, ebensowenig ist zu verstehen, warum die Neurose etwas Pathologisches sein soll. Wenn die Bedürfnisbefriedigung keine Betätigung des lebendigen Geschehens selbst ist, sondern nur sekundär durch die »Not« des Lebens der Urtendenz des Psychischen abgerungen ist, dann hat ja der Neurotiker »recht«, wenn er seine Bedürfnisse weiterhin möglichst halluzinatorisch befriedigen will. (NB. er hat nicht nur so recht, wie jeder Neurotiker vor den Psychoanalytikern mit seiner Flucht in die Neurose recht hat, nämlich von seinen persönlichen Komplexen aus, sondern er hat im höchsten, kosmologischen Sinne recht, viel mehr als der Normale, der sich an die Not des Lebens verliert.) Ein intelligenter Neurotiker hätte gegen die Freudsche Therapie keinen besseren Einwand als die Freudsche Theorie, denn auf keine Weise ist aus den Prinzipien einzusehen, warum er seine Neurose aufgeben und zur Realität zurückkehren sollte, ist er doch dort bei seiner »Mutter«, die vor allen Mutterkomplexen war, beim Urzustande des psychischen Geschehens selbst.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß die zwei Prinzipien auch nichts leisten, wenn wir sie ohne allen Gedanken an eine unhaltbare Psychogonie in Hinblick auf die empirischen Tatsachen betrachten, die in ihnen verwendet sind. Sie leisten nichts zur Erklärung der Entwicklung des Sexualtriebes von der autoerotischen zur hetero-

sexuellen Befriedigung, denn mit diesen Entwicklungstatsachen sind sie unvereinbar, und sie leisten auch nichts zur Erklärung der Wirklichkeitsschen, denn diese ist in ihnen vielmehr als psychisches Urphänomen vorausgesetzt. Wir erkennen dabei, daß die Setzung der Prinzipien nur im Widerspruch zu aller herkömmlichen Auffassung des Lebens möglich ist. Es wird die »reale« Bedürfnisbefriedigung als ein erst sekundärer Akt des Lebensorganismus angesehen, und demzufolge wird angenommen, daß die motorische Bewegung primär nur zur Abfuhr bestimmt sei. Demgegenüber schließen sich alle biologischen Tatsachen zu der Auffassung zusammen, daß alles Leben wesentlich im lebendigen physiologischen Austauschprozeß mit der Umgebung begründet ist, daß die Einheit von Wahrnehmung und motorischer Reaktion eine primäre ist und daß gerade die Lösung der Einheit von Wahrnehmung und physischer Bewegung und die Befriedigung durch die bloße Vorstellungsbewegung der sekundäre Schritt ist, der ein entwickelteres Vorstellungsleben zur Voraussetzung hat. Es ist wichtig darauf hinzuweisen, daß FREUD sich mit seiner Theorie nicht nur mit der gesamten herkömmlichen Psychologie in Widerspruch setzt, wofür er immerhin auf seine psychoanalytischen »Tatsachen« hinweisen kann, sondern daß er mit seiner Auffassung der Lebensbewegung und des Lebensbedürfnisses sich auch mit allen Tatsachen der Biologie in Widerspruch setzt, ohne daß er dazu irgend eine Tatsache beibringt.

Wir können also den beiden Prinzipien keinerlei Erklärungswert zusprechen, weder für eine prätendierte Psychogonie, noch auch für die darin verwandten Tatsachen des empirischen Bewußtseins. Bleibt noch die Frage, ob in ihnen irgendwelche neuartigen Phänomene, etwa der Neurosenpsychologie, gesehen sind, und ob sie vielleicht, im falschen Gewande von Erklärungsbegriffen, für die Erfassung solcher Phänomene etwas leisten. Hierzu müssen wir die Phänomene, die darin behandelt sind, nämlich der Bedürfnisbefriedigung, an sich selbst betrachten, nun ohne jederlei erklärenden Nebengedanken. Die Dinge sind nur von der Anschauung her zu erfassen. — Wenn der Normale Hunger hat und eine vor ihm liegende Speise in sich aufnehmen will, so ist sein Nahrungsstreben in eigentümlicher Weise an der Nahrung objektiviert, das Nahrungsstreben konkretisiert sich vollständig an der Speise, und ebenso gegenständlich wird die Be-

friedigung nach erfolgter Nahrungsaufnahme als eine richtige Einverleibung der Speise erlebt. Man bemerkt diese ganz gegenständliche Gerichtetheit am deutlichsten bei der einfachen Instinktgeleitetheit, beim Tier, wo alle Aufmerksamkeitsorgane von der Nahrung wie von einem Magneten angezogen werden, ebenso in der Ausführung der Nahrungsaufnahme, z. B. wie ein Hund gerade die besten Leckerbissen, auf die er am gierigsten ist, gerade am schnellsten schlingt, da ihre Einspeichelung am leichtesten vor sich geht, nur auf Einverleibung bedacht und gar nicht auf Genuß. Man denke demgegenüber an die Art zu essen bei gewissen Neurotikern, die fortwährend, aller halben und Viertelstunden etwas essen müssen, die immerzu etwas naschen müssen, oder sobald sie etwas Neues sehen, wenn sie gleich eben erst ausgiebig gegessen haben, unbedingt davon haben müssen. Der Gesunde ist geneigt, zu solchem Menschen zu sagen: du hast ja gar keinen Hunger. Es ist auch kein Hunger wie der eben beschriebene gegenständlich gerichtete, und doch ist das Verlangen eventuell viel heftiger und unwiderstehlicher als der Hunger des Normalen. Wie ganz anders diese Strebensart ist, wird recht deutlich daran, wie die Befriedigung erlebt wird: dieses Nahrungsverlangen befriedigt sich nicht eigentlich durch die Nahrungseinverleibung, es ist oftmals augenblicklich gestillt und dabei doch eigentlich unstillbar. Diese Strebensweise ist recht eigentlich das, was die Sprache das »Gelüsten« nennt[1]. Das Wesentliche ist, daß die Strebensintention vom Strebensobjekt verschoben ist, sie liegt vielmehr auf lustvollen Sensationen, welche das Objekt bzw. dessen Einverleibung bereiten soll oder doch von ihm erwartet werden. Diese Verschiebung der Intention ist nicht etwa eine reflektierte, ist nicht die Verschiebung der Aufmerksamkeit von dem Objekt auf das Befriedigungserlebnis, auf den »Genuß«, welche Verschiebung auch der Normale von einer gewissen Bewußtseinshöhe an jederzeit vornehmen kann; sie ist nicht das Lauschen auf das »zweite Ich« der psychologistischen Romanciers, welches beobachtend all unser Tun begleitet. Dieser zweite Befriedigungsmodus ist nicht durch eine Zuwendung der Reflexion, sondern ist

[1] Daß die Sprache den Wortstamm »lust« für diese Strebensweise vorbehält, ist ein recht deutlicher Hinweis darauf, daß das normale, gegenständlich gerichtete Streben mit einem Streben nach »Lust« nichts zu tun hat. Wie ist doch die Sprache so viel weiser als alle Assoziationspsychologie.

unmittelbar in der Intention verschieden, es ist eine unmittelbar, ganz gefühlsmäßig andere Strebensweise, und in diesem Sinne ist der Neurotiker von dem Normalen um eine Welt geschieden. Wir wollen die zuerst geschilderte, gegenständlich gerichtete Befriedigungsweise hinfort eben die gegenständliche oder schlichte, direkte, objektivierende nennen, die zu zweit geschilderte dagegen die subjektivierende (soll heißen die die subjektiven Erlebnisse intentierende; wir sagen nicht subjektivistisch, weil dies = egoistisch gebraucht wird).

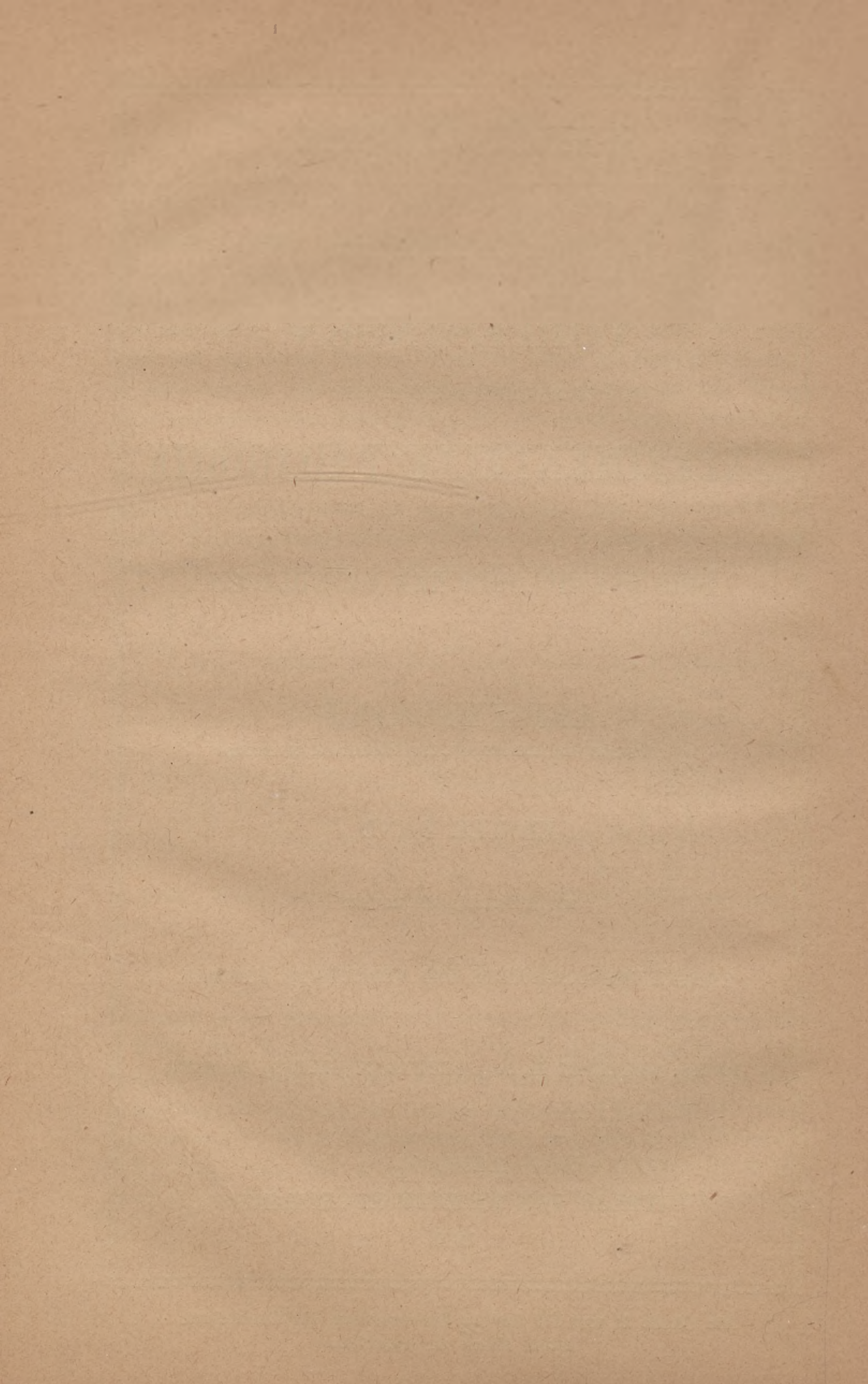
Freud behauptet nun, daß der subjektivierende Befriedigungsmodus für den Neurotiker konstitutionell sei und sein ganzes Verhältnis zur Umgebung bestimme, schließlich zu seiner Abdrängung von der Wirklichkeit führe, und daß dieser Befriedigungsmodus primär in der Sexualität angelegt sei, von wo aus er die Gesamtheit des psychischen Verhaltens induzierend modifiziere. Dabei ist die Meinung nicht etwa die, als sei dieser Befriedigungsmodus ein spezifisch sexueller oder libidinöser. Vielmehr finden sich auch auf dem Gebiete des Sexualtriebes die beiden Modi: neben der schlichten objektivierenden Befriedigungsweise, die im Sexualobjekt Strebensziel und Befriedigung findet, steht die subjektivierende, für die ein Sexualobjekt nur der Anlaß zu Strebungen und Sehnsüchten ist, hinter denen alles, was ein reales Sexualobjekt zu bieten vermag, weit zurückbleibt, wo auch die Befriedigung niemals im Objekt ruht. Die Freudsche Annahme, daß das Lustprinzip die Befriedigung aller Triebe ursprünglich beherrscht habe, besagt ja gerade, daß der subjektivierende Befriedigungsmodus dem Sexualtrieb nicht spezifisch eigentümlich sei. Das enge Verhältnis dieses Befriedigungsmodus zum Sexualtrieb soll nur darin begründet sein, daß er der Modus der infantilen sexuellen Befriedigung sei, und daß durch die lange Dauer der Entwicklung des Sexualtriebes ausgiebig Gelegenheit zu Fixierungen gegeben sei. Darum also soll der eigentliche Sitz dieses Befriedigungsmodus, wenngleich er der Gesamtheit des neurotischen Geschehens eigen ist, doch das sexuelle Geschehen sein. Jetzt verstehen wir auch, warum die Therapie der Neurose von der Sexualität her unternommen wird: die Absicht ist nicht, spezifisch sexuelle Komplexe bloßzulegen, sondern dem Gesamtverhältnis des Neurotikers zur Wirklichkeit beizukommen, was nur von der Sexualität her geschehen könne.

Wenn wir in dieser Weise den Grundgedanken der »Formulierungen über die zwei Prinzipien« herausarbeiten, so bemerken wir mit Verwunderung, daß er unabhängig ist von jener merkwürdigen Psychogonie, die Freud ganz unnötigerweise in den Vordergrund schiebt. Der subjektivierende Befriedigungsmodus als konstituierend für den Neurotiker aufgefaßt, seine Ausdehnung über die ganze neurotische Psyche als von der infantilen Sexualität her induziert angenommen: mit diesen beiden Sätzen wollen wir den Ertrag der »Formulierungen« für eine Diskussion in systematischem Zusammenhang festhalten.

Bis zu dieser letzten Schrift von prinzipiellerer Bedeutung wollten wir die Publikationen Freuds im ausführlichen Referat begleiten. Wir glauben jetzt, aus dem historischen Referat Übersicht genug bekommen zu haben, daß wir es wagen können, die Lehre in systematischem Überblick darzustellen. Vorher aber müssen wir noch einen Blick auf die übrige psychoanalytische Literatur werfen.

(Fortsetzung folgt.)





Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Mit diesen »Vorlesungen« versuche ich in gemeinverständlicher Form eine Einführung in die pädagogischen Untersuchungen und ihre Methodik zu geben, durch die wir gegenwärtig allgemein-pädagogische und didaktische Probleme mittels der Anwendung experimenteller Forschung zu entscheiden suchen. Es handelt sich also hier nicht um eine systematische Pädagogik, nicht um das System der Erkenntnisse, die wir aus der gegenwärtigen pädagogischen Forschung gewinnen können, sondern um eine Einführung in die empirisch-pädagogische Forschung selbst. Eine systematische Darstellung der ganzen Pädagogik auf Grund der bisherigen Resultate der empirischen und experimentellen Behandlung pädagogischer Fragen halte ich für verfrüht; die Lücken unserer Forschung, die in den folgenden Vorlesungen schonungslos dargelegt werden, sind noch zu groß, und es widerspricht dem Geiste empirischer Arbeit und experimenteller Forschung, sie mit Entlehnungen aus anderen Wissensgebieten, mit Vermutungen und Hypothesen auszufüllen. Ich denke aber in nicht zu ferner Zeit eine systematische Pädagogik folgen zu lassen, die ganz auf empirischer Behandlung der pädagogischen Probleme beruht.

Den äußeren Anstoß zur Herausgabe dieser Vorlesungen gaben dann Vorträge, die ich in den Lehrervereinen zu Königsberg i. Pr., Frankfurt a. M. und Bremen in den Jahren 1905—07 gehalten habe. Ich behielt in den vorliegenden Ausführungen die Form des Vortrages bei, und obgleich zahlreiche Ergänzungen hinzukommen mußten, ist doch ein Teil der folgenden Vorlesungen nach dem Stenogramm meiner Königsberger Vorträge wiedergegeben worden. — Was die Genesis des ganzen Werkes betrifft, so wird man bei dem Vergleich meiner Ausführungen mit anderen neueren pädagogischen Veröffentlichungen verwandter Art finden, daß ich

völlig meine eigenen Wege gegangen bin. Die Idee zu einer experimentellen Pädagogik faßte ich ganz ohne jede Beeinflussung von anderer Seite in den letzten Semestern meiner Tätigkeit als Assistent am psychologischen Institut in Leipzig; und bei meiner ersten experimentell-pädagogischen Veröffentlichung (Deutsche Schule, 1902) wußte ich von verwandten Bestrebungen unter den Pädagogen fast nichts. Die ersten ausführlicheren experimentell-pädagogischen Untersuchungen führte ich in meinem psychologisch-pädagogischen Laboratorium in Zürich aus. Viele von damals begonnenen Arbeiten sind noch unveröffentlicht, und äußere Schicksale brachten es mit sich, daß sie erst jetzt allmählich herausgegeben werden können. Bei manchen von diesen Arbeiten mußte ich die eigentliche Ausführung teilweise oder ganz den Mitgliedern des Laboratoriums überlassen; die experimentelle Arbeit bringt ja stets Arbeitsgemeinschaft und Arbeitsteilung mit sich, und nur dadurch wird es ermöglicht, auf dem mühevollen Wege experimenteller Forschung größere Fortschritte zu erzielen. Auf die kritische Auseinandersetzung mit anderen pädagogischen Standpunkten bin ich möglichst wenig eingegangen, weil uns positive Weiterarbeit jetzt weit mehr not tut als Kritik. Wo es aber notwendig war, kritikloser Deutung der Experimente, voreiliger Anwendung unsicherer Resultate auf die Praxis der Erziehung entgegenzutreten, da habe ich nicht geschwiegen [1]).

Münster i. W., Juli 1907. **E. Meumann.**

1) Hier folgte ein Hinweis auf die von mir herausgegebenen Zeitschriften, für die ich auf das Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes verweise.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die erste Auflage dieses Werkes war zwei Jahre nach ihrem Erscheinen vergriffen, aber obgleich mich die Verlagsbuchhandlung wiederholt aufforderte, die Herausgabe einer neuen Auflage zu beschleunigen, so hinderte mich doch der zweimalige Wechsel meines Wirkungskreises seit Oktober 1909, die notwendige Umarbeitung des ursprünglichen Textes vorzunehmen, daher waren diese Vorlesungen eine Zeitlang aus dem Buchhandel verschwunden. Ein einfacher Neudruck der ersten Auflage schien mir unmöglich, denn der Stoff der experimentellen Pädagogik ist in den letzten Jahren so gewachsen und es sind uns durch die rastlos fortschreitende experimentelle Kinderforschung so viele neue Erkenntnisse erschlossen worden, daß eine völlige Umgestaltung der ersten Auflage nötig war.

Die größten Fortschritte haben wir zu verzeichnen einerseits in der Begabungslehre, sodann in der Lehre von der Arbeit des Schulkindes; neu erschlossen werden uns gegenwärtig zwei besonders wichtige Zweige der Pädagogik: der fremdsprachliche Unterricht und die mathematischen Fächer. Hierdurch wird es nun auch möglich, die experimentelle Pädagogik über den Bereich der Volksschule, auf den sie sich durch die fast ausschließliche Untersuchung der elementaren Schularbeit eine Zeitlang beschränken mußte, hinauszuführen zur Pädagogik des höheren Schulwesens. Immer mehr dringt auch die »Kinderpsychologie« in das eigentliche Jugendalter vor, so daß wir jetzt bald wirklich von einer allgemeinen »Jugendkunde« reden können.

Dieses Anwachsen unserer experimentell-pädagogischen und kinderpsychologischen Forschung nötigte mich, das vorliegende Werk nunmehr in drei Bände zu gliedern. Der erste Band enthält jetzt nur die Erforschung der Entwicklung des Jugendlichen, aus der ich am Schluß einige,

freilich noch recht hypothetische, Entwicklungsgesetze abzuleiten suche. Der zweite Band wird unmittelbar an diese Entwicklungsgesetze anknüpfen, die Beziehungen zwischen Entwicklungs- und Begabungsforschung herstellen, die Begabungsforschung (Intelligenzprüfung) auf neuer Grundlage entwickeln und dann die Lehre von der Arbeit des Schülers folgen lassen. Der dritte Band wird eine Didaktik und die Prinzipien einer allgemeinen Erziehungslehre enthalten — beides im engsten Anschluß an die empirische Forschung. So kann mit dem vorliegenden Werk die experimentelle Pädagogik zum ersten Male als eine einigermaßen abgeschlossene Wissenschaft hervortreten.

Die Fülle des Stoffes hat mir manche Beschränkung auferlegt. So bin ich in der polemischen Auseinandersetzung mit Besprechungen der ersten Auflage so sparsam als möglich gewesen. In der prinzipiellen Grundlegung fand ich nichts zu ändern, da keiner der gegen sie erhobenen Einwände mir auch nur einigermaßen stichhaltig erschien. Ferner konnte ich die anthropologische Kinderforschung nur in ihren pädagogisch bedeutsamen Grundzügen entwickeln, da sie fast zu einer besonderen Wissenschaft anschwillt und viele ihrer Ergebnisse doch der Pädagogik etwas fern liegen. Leser, die für diesen Teil der Kinderforschung besonders Interesse haben, verweise ich auf das ausführliche Literaturverzeichnis und die Beilage zur Anthropologie des Kindes am Schluß des 3. Bandes. Auch das pathologische Kind ist nur da berücksichtigt worden, wo wir der Psychopathologie und der Psychiatrie des Jugendalters Erkenntnisse verdanken, die unmittelbar pädagogisch wichtig sind. Ebenso wie die allgemeine Psychologie sich mit vollem Recht auf den normalen Menschen beschränkt, den abnormen dagegen besonderen Wissenschaften überläßt, nämlich der Psychopathologie und der Psychiatrie, so muß auch die Pädagogik sich auf das normale Schulkind und den normalen Zögling beschränken, und den abnormen Jugendlichen der pathologischen Pädagogik überlassen — ein Rezensent der ersten Auflage (im »Tag«) ist daher im Irrtum, wenn er das »unerhört« findet! Wo wir aber von der Psychologie und Pädagogik des ab-

normen Kindes für die Erkenntnis und die Behandlung des normalen lernen können, da ziehe ich solche Erkenntnisse in ausgiebiger Weise heran, insbesondere bei der Begabungslehre.

Ich habe endlich — ebenfalls um den Umfang dieses leider schon recht starken Bandes nicht zu sehr zu vermehren — in Übereinstimmung mit dem Herrn Verleger zweierlei Druck verwendet. In kleinem Druck sind teils die psychologischen Lehren, die ich zur Ergänzung heranziehen mußte, teils die methodisch-technischen Anweisungen zur Ausführung der Experimente wiedergegeben. Es ist eine Neuerung dieser Auflage, daß ich mehr noch als in der ersten in die Methodik und Technik des pädagogischen Experiments einzuführen suche; diesem Zwecke dienen auch die zahlreichen Abbildungen. Besonders der zweite Band und der erste Teil des dritten Bandes wird — meist nach Photographien eigener Versuchsanordnungen, allerdings in schematischer Reduktion — durch Abbildungen die Technik des pädagogischen Experiments auch anschaulich zu erläutern suchen.

Für das Detailstudium experimentell-pädagogischer Fragen verweise ich auch an dieser Stelle auf die Zeitschriften und Monographien; über beide gibt das angehängte Literaturverzeichnis ausführliche Auskunft. Ein vollständiges Register für das ganze Werk wird der dritte Band bringen.

Die erste Auflage dieses Werkes war den Lehrervereinen zu Königsberg i. Pr., Frankfurt a. M. und Bremen gewidmet, in deren Mitte ich zuerst zusammenhängende Vorträge über experimentelle Pädagogik hielt. Nun müßte ich eigentlich diese zweite Auflage den Lehrervereinen in Hamburg (der Hamburger Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Erziehungswesens), in Dortmund, Hagen, Bochum, Halle a. S., Chemnitz, Dresden und den Lehrern in Essen widmen, die an der dort entstehenden Handelshochschule meine Zuhörer waren, und wenn ich aller der Vereine gedenken wollte, die mich zu Vorträgen und Kursen aufgefordert haben, so würde diese Widmung allzu sehr anschwellen.

Leipzig, im Juli 1911.

E. Meumann.

Inhaltsverzeichnis.

Bestellschein.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Engel...

Psychologische Untersuchungen

Herausgegeben von

Theodor Lipps

I. Band. (4 Hefte.) Mit 1 Tafel. gr. 8. III, 722 S. . . ℳ 20.—

1. Heft. **Lipps, Th.,** Bewußtsein und Gegenstände. (S. 1—204) . . ℳ 5,60

2. » **Aster, E. v.,** Untersuchungen über den logischen Gehalt des Kausalgesetzes. (S. 205—324) . . . . ℳ 3,40

3. » **Geiger, Moritz,** Methodologische und experimentelle Beiträge zur Quantitätslehre. Mit 1 Tafel. (S. 325—522) ℳ 5,—

4. » **Lipps, Th.,** Die Erscheinungen. Die physikalischen Beziehungen und die Einheit der Dinge. Zur Frage der Realität des Raumes. Das Ich und die Gefühle. Das Wissen von fremden Ichen. (III u. S. 523—722) . . . ℳ 6,—

II. Band. (4 Hefte.) gr. 8.

1. Heft. **Lipps, Th.,** Zur »Psychologie« und »Philosophie«. Worte. Das »Cogito ergo sum«. Gefühlsqualitäten (S. 1—110) . ℳ 5,—

2. u. 3. Heft. **Lipps, Th.,** Zur Einfühlung (S. 111—492) . . . . ℳ 18,—

Ferner erschien soeben:

THEODOR LIPPS' NEUERE URTEILSLEHRE

EINE DARSTELLUNG

VON

GEORG ANSCHÜTZ

176 SEITEN. GR. 8. ℳ 3.20

In diesem Hefte befinden sich Ankündigungen der Verlagsbuchhandlung Wilhelm Engelmann in Leipzig und Berlin über »Keller, Die antike Tierwelt« und »Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik.«

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.